Vauris

(Perboyre)

Leben

des ehrwürdigen

Joh. Gabriel Perboyre,

Missionspriesters und Martyrers.

Selig gesprochen durch S. H. Leo XIII. am 25. November 1888.

Von

Franz Vauris,

Priester der Kongregation der Mission.

Deutsch mit Anmerkungen und einem Anhange

von

Johann Peter Stollenwerk,

Priester derselben Kongregation.

Mit Genehmigung der Obern und einem Portrait Perboyre's.

Neue Ausgabe.

Regensburg.

Verlags-Anstalt vorm. G. J. Manz.

1889.

P. V. Cepari,

Leben

des heiligen Jünglings Johannes Berchmans a. d. G. J.

Aus dem Italienischen übersetzt. Neue Ausgabe. Mit 1 Stahlstiche. 8. 2 M. 40 Pf.

L. Clarus,

Leben des heiligen Franz von Sales,

Stifters des Ordens von der Heimsuchung Mariens, der heiligen Johanna Franziska v. Chantal und ihrer ersten Ordensschwestern.

Erster und zweiter Band. Auch u. d. Titel: Leben des heiligen Franz von Sales. 2 Bde. Zweite Auflage. gr. 8. 7 M. 20 Pf.

P. Gabriel Fleuriau S. J.,

Lebensgeschichte des heil. Peter Claver a. d. G. J.,

Apostels von Cartagena in Westindien. Uebersetzt von D. Schelkle. Neue Ausgabe. gr. 8. 3 M.

M. Gaduel,

Leben und Wirken des Joseph Allemand,

Stifters der Jugendvereine in Frankreich.

Einzig autorisierte Übersetzung von K. Sickinger. Mit zahlreichen bischöflichen Empfehlungen und dem Porträt Allemands. gr. 8. (XXXVI u. 567 S.) 5 M. 60 Pf.

Leben des jungen Dominicus Savio,

Zögling des Oratoriums des hl. Franz von Sales.

Eine Erzählung für die Jugend zur Aufmunterung und Aneiferung. 16. 80 Pf.

Leben des ehrw. P. Libermann,

Stifter der Gesellschaft der Missionäre vom heiligen Herzen Mariä, erster General-Superior der Congregation vom heiligen Geist und heiligen Herzen Mariä.

Von einem Priester derselben Congregation. Vom Verfasser genehmigte deutsche Ausgabe von J. Müller. Mit 6 Abbildungen. gr. 8. 3 M. 30 Pf.

W. Reithmeier,

Leben des heiligen Franz Xaver,

Apostels von Indien und Japan. Neu bearb. von J. Firnstein. 2te, vollständig umgearb. Aufl. Mit 1 Stahlst. gr. 8. 2 M. 25 Pf.



Johann Gabriel Perboyre,
Lazarist, Martyrer in China, 11. Septbr. 1840.

Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Leben

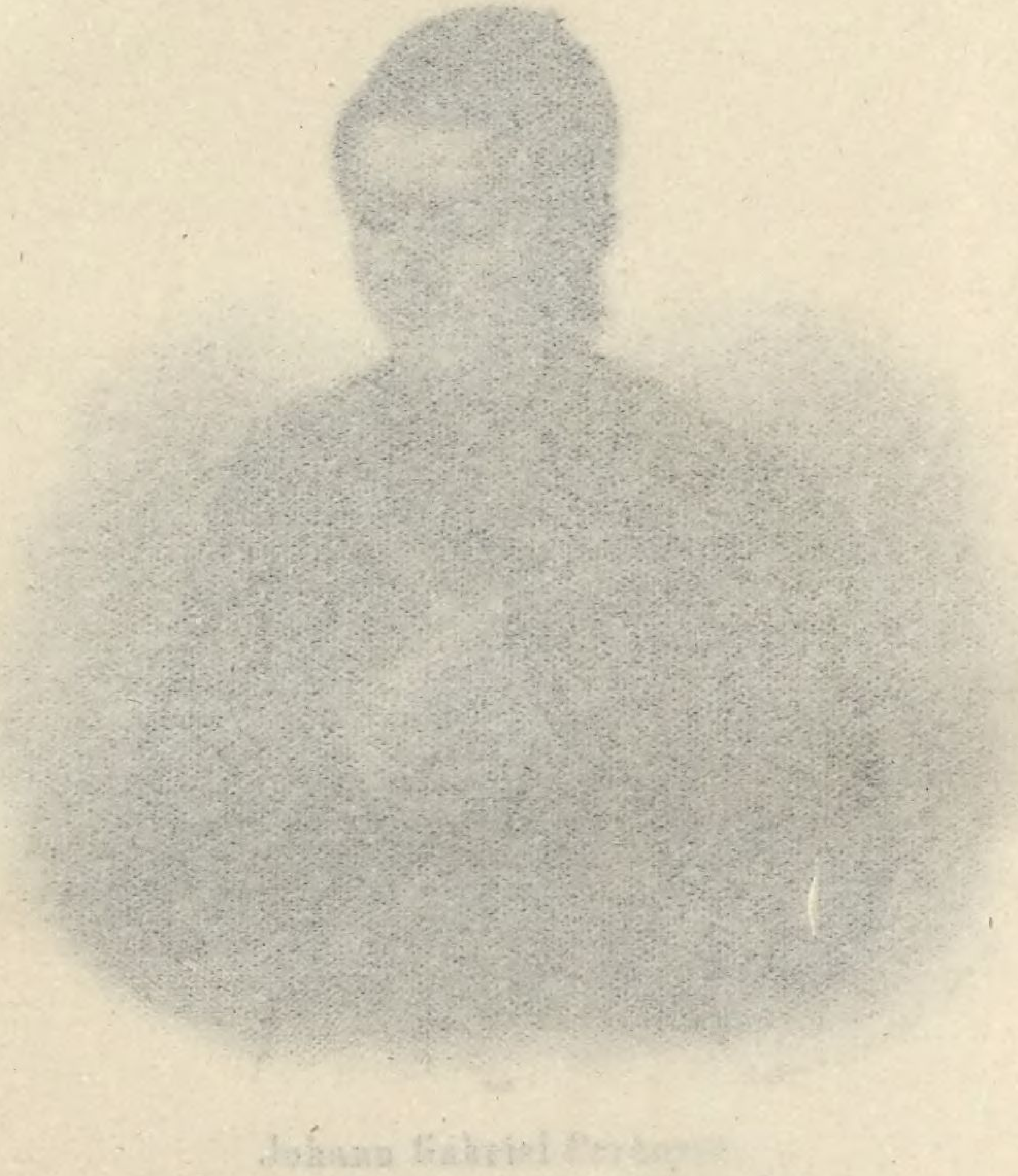
[illegible]

[illegible] Perboyre,

[illegible]

[illegible] am 25. November 1838.

[illegible]



Johann Gabriel
Lazarist, Martyrer in

Leben

des ehrwürdigen

Joh. Gabriel Perboyre,

Missionspriesters und Martyrers.

Selig gesprochen durch S. H. Leo XIII. am 25. November 1888.

Von

Franz Vauris,

Priester der Kongregation der Mission.

Deutsch mit Anmerkungen und einem Anhange

von

Johann Peter Stollenwerk,

Priester derselben Kongregation.

Mit Genehmigung der Obern und einem Portrait Perboyre's.

Neue Ausgabe.

Regensburg.

Verlags-Anstalt vorm. G. J. Manz.

1889.

Dem

jüngern Klerus Deutschlands!

Vorrede des Uebersetzers.

Was wir damit beabsichtigen, daß wir diese Schrift dem jüngern Klerus Deutschlands widmen, ist durch den Titel selbst ausgesprochen: das Leben eines Missionars, eines Blutzeugen. Die Ausbreitung, die Bewahrung und Vertheidigung der Wahrheit inmitten eines Geschlechtes, das sie nicht mehr anerkennen will, das sie vergisst oder feindlich sich ihr gegenüberstellt, — das ist die erhabene Aufgabe des Priesters Jesu Christi! Und wird auch nicht von einem Jeden gefordert, daß er sein Glaubensbekenntniß mit seinem Herzblute besiegele, so steht doch Jedem ein Kreuz bereit, das er tragen, ein Kampf, den er bestehen, ein Feind, den er überwinden muß. Dagegen aber sträubt sich gar oft die sinnliche Natur und möchte gern das Kreuz abwerfen als zu schwer, die Waffen wegwerfen als zu drückend, vor dem Feinde fliehen als zu übermächtig.

Was könnte nun da ermuthigender für die menschliche Schwäche und Zaghaftigkeit eintreten, als das Beispiel eines Priesters, der von Jugend auf das süsse Joch des Herrn mit Lust getragen, der in allen Lagen des priesterlichen Lebens

bis zum Martertode hin, nicht in ausserordentlichen, mehr anzustaunenden als nachzuahmenden Thaten, sondern in schlichter Weise, auf dem gewöhnlichen Wege der Tugend, noch dazu fortwährend kränklich, eine so hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht hat?

Darum hat es uns ein gutes Werk geschienen, unsern Hochwürdigen Mitbrüdern in deutscher Sprache das Leben eines evangelischen Arbeiters vorzulegen, das ein Freund des Seligen geschrieben, der zum Theile Zeuge seiner Tugenden gewesen ist und der von sich wol hätte sagen können, was der Verfasser der Akten der heiligen Perpetua und Felicitas [1]) jenem herrlichen Denkmale der Kirchengeschichte voranstellt: Si vetera fidei exempla et Dei gratiam testificantia et aedificationem hominis operantia, propterea litteris sunt digesta, ut lectione eorum quasi repensitatione rerum, et Deus honoretur et homo confortetur; cur non et nova documenta aeque utrique causae convenientia et digerantur? vel quia et haec, vetera futura quandoque sunt et necessaria posteris, si in praesenti suo tempore minori deputantur auctoritati, propter praesumtam auctoritatem antiquitatis. Sed viderint, qui unam virtutem spiritus unius sancti pro aetatibus indicant temporum; cum majori reputanda sint novitiora quaeque ut novissimiora, secundum exuberationem gratiae in ultima saeculi spatia decreta. *In novissimis enim diebus, dicit Dominus, effundam de spiritu meo super omnem carnem ....* (Act. II, 17. Joel II, 28.)

---

[1]) Ruinart. Acta Martyr. ed. Veron. 1731. p. 80.

Aut imbecillitas aut desperatio fidei, apud veteres tantum, non aestimet gratiam divinitatis conversatam, sive martyrum sive in revelationum dignatione; quum semper Deus operetur quae repromisit, non credentibus in testimonium, credentibus in beneficium. Et nos itaque quod audivimus et contrectavimus, annuntiamus et vobis, fratres et filioli, ut et vos qui interfuistis, rememoremini gloriae Domini; et qui nunc cognoscitis per auditum, communionem habeatis cum sanctis Martyribus, et per illos cum Domino Jesu Christo, cui est claritas et honor in saecula saeculorum.

Eben dieses musste der Zweck dessen sein, der diese Lebensgeschichte sammelte und keinen andern durfte auch der Uebersetzer haben. Denn wo man mit schlauer Böswilligkeit die Kirche der ersten Christen so hoch erhebt, um die gegenwärtige Kirche, die Manchen lästig und hinderlich ist, herabzusetzen: da kann man nie zuviel mit Thatsachen beweisen, daß die Kraft des heiligen Geistes, immer dieselbe in Ewigkeit, im Laufe der Zeiten weder erschlafft ist noch erschlaffen kann in der unwandelbaren Kirche Christi, die allezeit heilig ist und fruchtbar an Heiligen. Schön fürwahr ist das Bild, welches die Geschichte uns von dem Eifer der ersten Christen entwirft; schön ist es, zu sehen, wie die junge Kirche vom Kreuze, aus dem Herzen Gottes geboren, herabsteigt, wie sie eine kleine Herde um sich sammelt, die man verachtet; wie sie von den Machthabern der Erde verfolgt, sich zur Feier ihrer heiligen Geheimnisse in die stillen Katakomben verbirgt und von dort ihre Helden aus-

sendet, um die thörigte Weisheit der Welt zu Schanden zu machen, um der ohnmächtigen Wuth der Weltbezwinger Trotz zu bieten und sich zu schmücken mit dem Purpur der Martyrer, aus deren Blute ihr Wachsthum entspringt und wie sie endlich das Wort ihres göttlichen Stifters erfüllt: Und wenn Ich von der Erde erhöht sein werde, dann werde Ich Alles an Mich ziehen.[1]) Aber jenes Bild, das die Geschichte jener ersten Zeiten vor uns in so lebhaften Farben entrollt, hat sich auch in den folgenden nicht ganz verdunkelt, noch ist es in den unsrigen erloschen. Christus hatte immer seine auserwählte Schar und wird sie immer haben, die vor Baal ihr Knie nicht beugte.[2]) Nie hat der Same seines göttlichen Wortes gehindert werden können durch Disteln und Dornen, wundervolle Früchte der Heiligkeit zu bringen, und das ist einer der stärksten Beweise für seine Göttlichkeit. Wer mit reinem Auge die Thaten der Kirche durchforscht, wird zu jeder Zeit Männer in ihr finden, die den schönsten Beispielen der ersten Christenheit nicht nachstehen; wol nicht auf jedem Schritt, denn Christus, wiewol Er Alle zum Mahle des Lebens eingeladen, ist doch immer der Hirt der kleinen Herde; — er wird Herzen der Bekenner finden, gegen die alle Blendwerke des Satans, alle Reizungen der Welt, alle Versuchungen der Sinnlichkeit nichts vermochten, — er wird Blutzeugen finden, wenn auch nicht mehr so zahlreich als in den Zeiten, wo Nero und Diokletian wütheten, doch nicht weniger kühn

---

[1]) Joh. 12, 32.

[2]) III. Könige 19, 18.

und großherzig, wo immer ein neuer Nero und Diocletian erschien, um den alten Kampf wider Gott von Neuem anzuheben. Und wenn er die alte Einfalt, die Reinheit und den Eifer der Herzen, unschuldige Sitten und Bruderliebe und die andern schönen und lieblichen Tugenden sucht, so wird er in der That, wie in jenen Zeiten, vom Getümmel der öffentlichen Plätze und aus dem wirren Getriebe der Städte in das Schweigen der Katakomben hinabsteigen müssen, wo in innerm Frieden die Stadt Gottes sich freut; er wird hineingehen müssen in eine arme Hütte oder in ein stilles Kloster oder in einen unbeachteten Winkel der heiligen Tempel, oder auch in das Innere mancher Seelen, wo ohne Prunk und Schein das starke Feuer der himmlischen Liebe lodert und heroische Tugenden hervorbringt und üben lehrt.

Wer übrigens ein vollkommenes Bild der ersten Kirche sehen möchte, der müsste in die Missionen gehen, wo die evangelische Saat in frischem Boden erwächst. Wer hätte sich nicht in tiefster Seele gerührt und gehoben gefühlt, wenn er die Sammlung der erbaulichen Briefe oder die Jahrbücher des Vereins zur Verbreitung des Glaubens, um bei unserm Jahrhundert stehen zu bleiben, gelesen hat? Wer hat nicht mit frommen Thränen die Blätter benetzt, welche ihm von den vier und dreissig Martyrern des äussersten Orientes erzählen, deren Heiligsprechung am hohen Pfingstfeste dieses Jahres dem bekümmerten Herzen unseres heiligen Vaters den Trost brachte, um sich geschart zu sehen die Hirten und die Herde der ganzen Welt? Wer fühlt nicht seinen Muth wachsen und seine Begeisterung sich

entflammen, wenn er des Heldengreises gedenkt, Pius IX., wie Er und sein Stuhl, obwol umringt von Verrath und Tücke, von Revolution und Treubruch, von der ganzen Hölle und ihren Sendlingen, unbewegt dasteht in stillem Frieden, der Fels, an dem die Wogen sich brechen, an dem die Hölle rüttelt, den sie aber nie überwältigen wird? [1]) — Kommt es Dir nicht vor, Du lebtest wieder in den schönsten Zeiten christlichen Heldenmuthes? Welche Unschuld, welche Frömmigkeit in jenen Gläubigen! welcher Muth, welche Aufopferung in diesen Aposteln!

Die Blätter, welche wir hier dem frommen Leser darbieten, stellen eine Episode aus der neuesten Geschichte, einen neuen Triumph der katholischen Kirche dar.

Das Leben des ehrwürdigen Perboyre mit zierlicher Einfalt geschrieben und auf ächte Dokumente gestützt, ist geeignet, Personen jeder Art eine angenehme und nützliche Unterhaltung darzubieten. Vor Allem aber scheint es uns dem Klerus empfehlenswerth, da der Verfasser vorzüglich die priesterlichen Tugenden hervorhebt, sorgfältig jedes seiner Worte und jeden Ausspruch, der die vollkommene Erfüllung der Pflichten eines Geistlichen betrifft, gesammelt hat und so zeigt, daß er mit dieser Schrift vorzugsweise den geistigen Vortheil des Klerus im Auge hatte. In der That, es finden sich da nicht bloß treffliche Gedanken über die priesterliche Würde, über die Gaben, die bei dem erforderlich sind, der mit derselben bekleidet ist, sondern auch viele praktische Winke zur Erfüllung dieser Pflichten und Obliegenheiten des

---

[1]) Mark. 16, 18.

Priesters, — Belehrungen, die um so wirksamer sind, da sie nicht als Frucht trockener Speculation, sondern einer langen und mühsamen Erfahrung erscheinen. Aber auch die heilige Wißbegierde findet ihre Befriedigung, denn die vielen Briefe des seligen Martyrers, welche in das Buch aufgenommen sind, haben etwas gar Anziehendes, nicht bloß durch die edle Lebhaftigkeit, welche sie eingegeben, sondern auch durch die Schilderungen, welche sie darbieten. Und sollte endlich die Hoffnung eine vermessene sein, die der Uebersetzer manchmal im Herzen gehegt hat, daß das Beispiel des großherzigen Martyrers eine starkmüthige Priesterseele zu seiner Nachfolge aufrufen und drängen werde, sich Gott und dem Seelenheile der armen Heiden selbst um den Preis seines Blutes zu widmen?

Ein Wort bliebe zum Schlusse noch zu sagen über die Uebersetzung. Schreiber dieses hat sich bemüht, treu den Wortlaut und Sinn seines Originales wiederzugeben. Doch fühlt er selbst recht lebhaft, daß er dabei manchmal dem edlen Genius der deutschen Sprache zu nahe getreten ist, und hätte gerne noch eine nachbessernde Hand angelegt, wenn Zeit und Umstände es ihm gestattet hätten. In Betreff der Anmerkungen und des Anhanges, für welche er allein verantwortlich ist, da sie dem französischen Originale fehlen, bescheidet er sich gerne, wenn sie das Werk selbst nur nicht entstellen. Der Anhang möchte als ein kleiner Beitrag zur Kirchengeschichte angesehen sein, der nach den besten Quellen, namentlich den Annales de la Congrégation de la Mission, XXVII Volumes bis 1862, den Jahrbüchern des Vereines zur Verbreitung des Glau=

bens, Maynard, Henrion, Dr. H. Hahn und mehreren Andern bearbeitet ist. Ob gerechten Anforderungen dadurch entsprochen werde, mögen Kundige entscheiden; für diesen Erstlingsversuch bittet den geneigten Leser um Nachsicht

Köln, am Feste des heiligen Franciskus von Assisi
(4. Oktober) 1862.

der Uebersetzer.

Vorrede des Verfassers.

Kurze Zeit nach dem glorreichen Martertode des ehrwürdigen Perboyre hatte man einen kleinen Abriß seines Lebens drucken lassen. Da nun die Exemplare vergriffen waren, hat man geglaubt, diese Gelegenheit benützen zu sollen, um dem Publikum ein vollständigeres Leben dieses treuen Dieners Gottes zu übergeben. Die Vorsehung hat uns durch das Organ unserer Obern mit dieser Arbeit betraut und wir haben nichts versäumt, uns zu diesem Zwecke, den wir uns vorsetzten, die nothwendigen Materialien zu verschaffen. Von allen Seiten beeilten sich Diejenigen, welche unsern ehrwürdigen Mitbruder gekannt hatten, unserm Verlangen zu entsprechen. Unsere Hauptarbeit musste also darin bestehen, das zu ordnen, was wir getrennt und zerstreut in einer Masse Dokumente, die uns zugesandt worden, gefunden haben.

Dieses Leben wird den Freunden des Wunderbaren, die in den Lebensbeschreibungen der Heiligen nur eine eitle, immer nach Ausserordentlichem begierige Neugierde zu befriedigen suchen, nichts gar Glänzendes bieten; es ist ein einfaches, gewöhnliches, aber vollkommenes Leben. Deswegen aber gleicht es mehr dem unseres Herrn, der sich nur durch die Vollkommenheit auszeichnen wollte, mit welcher Er Alles that, um allen Menschen als Vorbild zu dienen; und folglich wird es denen nützlicher sein, die im Leben der Heiligen Vorbilder suchen, denen sie nachahmen können. Wenige sind zu ausserordentlichen Dingen berufen; wir Alle aber sind berufen,

nach dem Geiste des Evangeliums vollkommen zu leben. Es ist wahr, die Laufbahn unseres Ehrwürdigen endigte mit dem glorreichen Marterthume; aber man kann sagen, daß diese Gunst die Krone und die Belohnung für die Treue war, mit welcher er den Fußstapfen Jesu Christi nachfolgte, und daß wir, wenn wir uns bestreben, ihm nachzuahmen, wenn auch nicht den Martertod, wenigstens doch die Gnade verdienen, eines vor Gott kostbaren Todes zu sterben.

Wir können und wollen diese kurze Vorrede nicht schliessen, ohne nach der Meinung unseres heiligen Vaters des Papstes Urban VIII. zu betheuern, daß wir in den Fällen, wo wir dem ehrwürdigen Perboyre (oder auch andern Personen) den Titel heilig, selig oder Martyrer gegeben, diesen Titel nur gebraucht haben, um die Unschuld seines Lebens und die Vortrefflichkeit seiner Tugend zu bezeichnen, ohne der Autorität der katholischen Kirche vorzugreifen, der allein das Recht zusteht, heilig zu sprechen und die Heiligen der Verehrung der Gläubigen vorzustellen. Dieser Meinung des Papstes gemäß, der wir uns aufrichtig und unveränderlich unterwerfen, betheuern wir hier, daß wir nur die als Heilige oder Selige oder wahre Martyrer anerkennen, welchen der heilige Apostolische Stuhl diese Titel verleiht; und wir erklären, daß alle in diesem Buche mitgetheilten Thatsachen nur Privatansehen haben, und daß sie nur dadurch wahre Glaubwürdigkeit erlangen können, wenn sie durch das Urtheil des Papstes gutgeheissen sind. [1])

Der Verfasser.

---

[1]) Dieser Erklärung tritt in ihrem ganzen Umfange auch bei der Uebersetzer.

Inhalt.

Leben

des ehrwürdigen Martyrers

Johann Gabriel Perboyre.

Erstes Buch.

Leben

des ehemaligen Malers

Johann Gabriel Dreimayr.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Geburt des ehrwürdigen Perboyre.

In einem Dörfchen, welches auf dem lachenden Abhange eines mit Weinbergen bedeckten Hügels gebaut ist, kam im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts ein Kind auf die Welt, dem die Jungfrauen und die Martyrer einen Kranz flochten und einen vorzüglichen Platz in ihren Reihen bereiteten. Vierzig Jahre später besuchte man mit Andacht den Ort, wo es zuerst das Licht erblickt hatte; man empfahl sich ihm, während mehr als sechstausend Meilen von da Andere sich am Fusse seines Grabes niederwarfen und um seinen Schutz bei Gott baten, weil man auf allen Seiten von den Wundern sprach, die es wirkte. Der heilige Oberhirt der allgemeinen Kirche, Gregor XVI.,[1] hatte mit Interesse das Gemälde aufgenommen, welches ihn darstellte und es in seinem bescheidenen Betzimmer aufgehängt und rief gerne den demüthigen Missionar an. Man stritt sich um seine Reliquien und schätzte sich glücklich, etwas zu besitzen, was ihm gehört hatte. Aber warum diese Verehrung? Weil dieses Kind in der Uebung aller Tugenden aufgewachsen war und weil es ein heiliges Leben mit dem glorreichen Martertode gekrönt hatte.

Sein Vater, Peter Perboyre und seine Mutter Maria Rigal, lebten, ohne reich zu sein, in ehrbarem Wohlstande: sie bemühten

---

[1]) Gregor XVI. bestieg den päpstlichen Stuhl am 2. Februar 1831 und starb den 1. Juni 1846. Zufolge freundlicher Mittheilung des noch im Mutterhause der Genossenschaft der Mission in Paris lebenden jüngsten Bruders unseres Martyrers verlangte Seine päpstliche Heiligkeit selbst die Eröffnung der Untersuchung über das Leben Perboyre's behufs seiner Canonisation und erklärte ihn als ehrwürdig. Diese Untersuchung ist noch jetzt im Gange und wird hoffentlich in Jahresfrist zu einem erfreulichen Ende geführt werden, da auch unser heiliger Vater Pius IX. sich lebhaft dafür interessirt.

sich, Gott zu dienen und das bescheidene Erbe zu bebauen, welches sie von ihren Aeltern erhalten hatten. Mit ihrem Stande zufrieden, beneideten sie das Loos derer nicht, welche mit Glücksgütern reichlicher gesegnet waren. Sie begehrten nicht ihren Kindern grosse Güter zu hinterlassen; sie dachten vor Allem daran, ihnen die Furcht Gottes, den grössten aller Schätze, einzuflössen. Sie waren einfache Menschen voll Glauben; Friede und Eintracht herrschten in ihrem Innern; nie war zwischen ihnen der Schatten eines Mißverständnisses; ihr Leben erinnerte an die Einfalt patriarchalischer Sitten. Belebt von heiligem Wetteifer in der Uebung der Pflichten, welche den guten Christen ausmachen, wachten sie sorgfältig über ihre Familie und bemühten sich noch mehr durch ihr Beispiel als durch ihre Lehren sie zur Tugend heranzubilden. Dazu ergoß Gott seinen Segen über sie. Acht Kinder waren die Frucht ihrer Ehe: zwei blieben in der Welt, wo sie musterhaft leben. Drei Töchter widmeten sich Gott: die Eine starb in dem Augenblicke, wo sie in eine Genossenschaft eintreten wollte, die zwei andern sind Töchter der christlichen Liebe, und die Eine von ihnen wurde berufen, an dem Hause theilzunehmen, das seit einigen Jahren in China gegründet worden ist. Drei Söhne sind in die Genossenschaft der Mission eingetreten: Johann Gabriel Perboyre, der in China gemartert wurde; Ludwig, der auf dem Meere starb, während er sich in dieses Reich begab, und Jakob, der seine Brüder überlebte.

Johann Gabriel Perboyre, dessen Leben wir beschreiben wollen, wurde zu Puech, Pfarrei Mongesty den 6. Januar 1802 geboren. An diesem Tage kamen die Weisen von einem wunderbaren Stern geführt, aus dem Orient nach Bethlehem um den Heiland anzubeten und Ihm in ihren Personen die Erstlinge des Heidenthumes darzubringen. Der Stern Gottes erhob sich auch über ihm an diesem Tage; er führte ihn treu auf dem graden Wege der Weisheit und zeigte ihm das Reich Gottes. Er fand Jesum nicht bloß wie die Weisen in der Krippe, sondern er fand ihn auch auf dem Kalvarienberge, wo er das Glück hatte, für ihn zu sterben. Dieser Tag der Erscheinung des Herrn passte so recht zu der Geburt eines Mannes, der die apostolische Laufbahn betreten, den ungläubigen Nationen das Evangelium predigen und der sein Blut für Jesus Christus vergiessen sollte.

Am folgenden Tage wurde er zur Taufe getragen und empfing mit den Vornamen Johann Gabriel das Kleid der Unschuld, das

er, wie Alles glauben lässt, bis zu seinem Tode fleckenlos bewahrte. Er war überschüttet mit Gnaden von seiner frühen Jugend an und während seines ganzen Lebens; die Kraft Gottes offenbarte sich in ihm in seinem beständigen Wandel auf den Pfaden der Vollkommenheit; sie zeigte sich aber besonders in der wunderbaren Festigkeit mit welcher er den Namen Jesu Christi bekannte und die schrecklichsten Qualen ertrug.

Zweites Kapitel.

Kindheit des ehrwürdigen Perboyre.

Die ersten Jahre Johann Gabriels zeigten nicht jene Leichtfertigkeit des Charakters, welche das gewöhnliche Erbtheil der Kinder ist. Man hätte sagen sollen, er habe die Frömmigkeit von Natur. Aehnlich der frisch erschlossenen Blume, die durch ihre reichen Farben das Auge entzückt, während sie durch ihren süssen Duft dem Geruche schmeichelt: zeigte dieses Kind, da ihm kaum der erste Strahl der Vernunft aufging, den Wohlgeruch der Einfalt und Unschuld. Man sah ihn gerne wie er mit Aufmerksamkeit auf die Gebete horchte, die man ihn lehrte und wie er sie mit gefalteten Händen auf den Knieen mit besonderer Inbrunst verrichtete. Nichts war rührender, als ihn den Namen Jesus, den er schon so gut nachzuahmen anfing, und den Maria's, die er immer als seine Mutter betrachtete und die ihn sein ganzes Leben lang mit besonderem Schutze umgab, aussprechen zu hören.

Er war kaum fünf Jahre alt, als er sich schon durch seine Bescheidenheit und durch eine für dieses Alter erstaunliche Reife auszeichnete. Wenn seine Schwester, die älter war als er, einen leichtsinnigen Streich verübte, wies er sie sanft zurecht und sagte ihr, man dürfe das nicht thun. Er hatte einen grossen Abscheu vor der Sünde und zeigte lebhaften Verdruß, wenn man etwas sagte oder that, was Gott beleidigen konnte. Er hätte es seinen Schwestern oder seinen nächsten Verwandten nicht zugelassen, ihn zu berühren oder zu umarmen; es kostete ihm einige Mühe, diese Beweise der Zärtlichkeit selbst von Seiten seiner Mutter zu ertragen: man hätte sagen sollen, er habe schon alle Gnaden, so wie die Zart-

heit der Keuschheit begriffen, deren Glanz der mindeste Hauch beflecken kann.

Da er ein sehr ansprechendes Gesicht hatte, so betrachtete und liebkoste man diesen kleinen Engel gerne; aber es widerstrebte ihm, sich diesen Beweisen der Zärtlichkeit zu überlassen. Es ist wahr, sein Vater hatte ihm gesagt, das wäre nicht gut; und das war genug für ihn, allen Versuchen dieser Art den lebhaftesten Widerstand entgegenzusetzen. Wenn sein Vater oder seine Mutter ihm sagten, etwas schicke sich nicht, so konnte man sicher sein, ihn sich nie dagegen verfehlen zu sehen, denn er wollte selbst den kleinsten Fehler nicht mit Wissen begehen.

Diese Gelehrigkeit wurde für ihn eine Quelle des Segens und bewahrte ihn vor vielen Gefahren. Er übte den Gehorsam so genau, daß man nie bemerken konnte, daß er sich demselben entzogen hätte. Alles was man von ihm verlangte, that er zur Zufriedenheit seiner Aeltern, welche sowol seine vollkommene Unterwürfigkeit als den Geist der Einsicht bewunderten, welche ihn in seinem ganzen Benehmen leiteten.

Als er in die Kirche gehen konnte, zeichnete er sich dort durch seine Eingezogenheit und Frömmigkeit aus. Seine Sammlung überraschte Jeden. Man sah ihn nie umherblicken oder mit seinen Nachbarn plaudern. Wer seine ehrfurchtsvolle Haltung beobachtete, konnte seine Augen nicht von ihm abwenden. Die Fremden welche in die Kirche von Mongesty kamen, empfanden ein Gefühl der Ueberraschung bei seinem Anblicke; sie fragten, was das für ein Kind wäre, welches mit so grosser Inbrunst bete und beneideten das Glück seiner Aeltern. Es war in der That nicht möglich, mehr Ehrfurcht an diesem heiligen Orte zu zeigen; nichts konnte ihn zerstreuen, noch seine Aufmerksamkeit von der Gegenwart Gottes ablenken, und was auch in der Kirche vorging, er sah niemals darnach. Man hätte über ihn wegschreiten können, sagen die, welche ihn gesehen haben, er würde nicht darauf geachtet haben.

Wie der heilige Vincenz von Paul zeigte er von seiner zartesten Kindheit an eine grosse Liebe zu den Armen. Sobald er Einen an der Hausthüre bemerkte, bat er für ihn. „Es ist ein Armer da; er ist gar schlecht gekleidet, sagte er, ihr müßt ihm Brod und Kleider geben.“ Er ging ihnen selbst das Almosen holen und sein Gesicht nahm dann mehr den Ausdruck des Glückes an.

Er war erst sechs Jahre alt, als man ihm die Hut einer

kleinen Herde übergab und dieses Geschäft versah er pünktlich. Weder das schlechte Wetter noch die Wildheit der Thiere die er zu hüten hatte, machten ihn verdriesslich oder ungeduldig, und Niemand hatte sich über einen Schaden zu beklagen, der durch seine Nachlässigkeit entstanden wäre.

Im Alter von acht Jahren schickte ihn sein Vater zur Schule und sein Lehrer erkannte in ihm bald mehr als gewöhnliche Anlagen. In Zeit von einigen Monaten hatte er Schüler, die viel älter waren als er, hinter sich zurückgelassen. Der Lehrer lobte gerne seine Ruhe, seinen Fleiß im Lernen, seinen sanften Charakter und sein artiges Betragen im Umgange mit seinen Mitschülern. Wenn er sich aus der Klasse entfernte, vertraute er die Ueberwachung Johann Gabriel an, denn er hatte bemerkt, daß die frühreifen Tugenden dieses Kindes den andern Zöglingen Ehrfurcht geboten. Er ging nur sechs Monate im Jahre in die Schule, aber diese Zeit wurde gut angewandt, denn er stand frühe auf und wenn man zuweilen ihn zu wecken vergaß, so war er darüber ganz verdriesslich. Wenn er nach Mongesty in die Schule ging oder daraus zurückkam, so gab er sich nicht dem Spiele oder unnützen Plaudereien hin. Bei der Rückkehr aus der Klasse stellte er sich seinem Vater zur Verfügung und wenn dieser ihm nichts aufzutragen hatte, so griff er wieder nach seinen Büchern. Nie sah man ihn sich mit den andern Kindern abgeben; er zeigte sich gesetzt, doch unterließ er nicht, zuvorkommend zu sein. Obgleich er mit Allen in gutem Einvernehmen stand, so war doch leicht zu bemerken, daß er sich besonders in der Gesellschaft derer gefiel, die mehr Frömmigkeit zeigten.

Von der Zeit an wo er zur Schule geschickt wurde, ließ man ihn auch zum katechetischen Unterrichte zu. Der Pfarrer hatte nicht weniger als der Lehrer sich Glück zu wünschen über sein gutes Betragen und seine Fähigkeit. Er bewunderte dieses Kind, dem Jeder schon den Namen des kleinen Engels oder des kleinen Heiligen gab, und das zeigte die vortheilhafte Meinung die man von seiner Tugend hatte. Da er das Wort Gottes mit begieriger Aufmerksamkeit anhörte und mit Leichtigkeit die Erklärungen auffasste, welche über den Katechismus gegeben wurden, so war er nie um die Antwort verlegen wenn man ihn fragte, und das geschah oft; denn wenn Einer sich aus einer Frage schlecht herauszog, so ließ der Pfarrer sie von dem beantworten, den er den kleinen Doktor nannte, und die Antwort war immer genau. Wenn der Pfarrer sich während des

Katechismus entfernte, so trug er Johann Gabriel auf, das Fragen fortzusetzen; bei seiner Rückkehr fand er Alles ruhig und in Ordnung. Bescheiden nahm der Katechet seinen Platz wieder ein und dachte nicht im allermindesten daran sich wegen des Zutrauens das ihm geschenkt wurde, zu überheben.

Alle seine Abende wurden zur Lesung des Lebens der Heiligen oder des vom heiligen Vincenz, den er sehr liebte oder eines andern Erbauungsbuches verwandt. Er hielt auch Katechismus mit seinen Brüdern, seinen Schwestern und andern Kindern der Nachbarschaft, die zu ihrer Erbauung zu ihm kamen. Man bewunderte die Bescheidenheit und Geschicklichkeit mit welcher er ihnen die Erklärungen entwickelte die er gehört hatte. Weil Eine seiner Schwestern schwerer lernte, verdoppelte er seine Sorgfalt und Geduld mit ihr und widmete ihr mehr Zeit als den Andern. Sonntags, wenn er aus dem Gottesdienste zurück war, forderten die welche der Predigt nicht hatten beiwohnen können, ihn auf, darüber Mittheilung zu machen. Er entsprach ihrem Verlangen und that es mit einer Salbung und Leichtigkeit die Jeden überraschten. Zuweilen versetzte er sich gleichsam, ohne es zu merken an die Stelle des Predigers und nahm seinen Ton und seinen Eifer an. Eines Tages sagte ihm sein Vater, hingerissen durch die Art mit der er von göttlichen Dingen sprach, mit Lächeln: „Da du so gut predigest, musst du Priester werden.“ Das Kind schlug die Augen nieder und vergoß einige Thränen.

Der Pfarrer von Mongesty, Zeuge der Frömmigkeit und Gelehrigkeit Johann Gabriels, bewunderte im Stillen die Tugenden die an diesem heiligen Kinde erglänzten. Was ihn aber besonders überraschte, war seine Andacht zum heiligen Altarssakramente. In der That heftete er zuweilen, wenn er in der Kirche war, eine halbe Stunde lang seine Blicke unbeweglich voll Liebe auf das Tabernakel. Er hatte schon die grosse Liebe Jesu Christi gegen die Menschen begriffen und sein von Dankbarkeit durchdrungenes Herz wollte dieser Liebe seines guten Herrn entsprechen. Deswegen setzte sich der ehrwürdige Seelsorger über die Regel hinweg die er sich für die erste heilige Kommunion vorgeschrieben hatte. Es war Gebrauch bei ihm, die Kinder erst im Alter von vierzehn, fünfzehn und zuweilen selbst von sechszehn Jahren zuzulassen. Obgleich Johann Gabriel erst sein eilftes Jahr erreicht hatte, wurde er zur ersten heiligen Kommunion zugelassen, und Niemand hatte etwas dagegen zu sagen, denn die allgemeine Meinung hielt ihn dieser vorgreifenden Gunst würdig.

Seine Freude war lebhaft und tief, als man ihm diesen Beschluß mittheilte. Er dankte dem Herrn für eine so grosse Gnade und sammelte sorgfältig die Belehrungen seines Pfarrers um sich zum Empfange dieses heiligen Liebesmahles vorzubereiten. Der Seelsorger seinerseits vernachlässigte nichts, das Wirken des göttlichen Geistes in diesem jungen Herzen zu unterstützen; er sah sein Wort auf ein wohl vorbereitetes Erdreich fallen und hundertfältige Frucht bringen. Er bewunderte die Reinheit seines Gewissens, seine Begierde, sich dem heiligen Richterstuhl zu nähern und seine Fortschritte in der Uebung der Tugenden.

Am Vorabende seiner ersten heiligen Kommunion kam er, bevor er zur Ruhe ging und warf sich seinen Aeltern zu Füssen mit gefalteten Händen, das Gesicht in Thränen gebadet, um sie um Verzeihung zu bitten wegen der Verdriesslichkeiten die er ihnen verursacht habe. Es wäre ihnen schwer gewesen, ihm das zu gewähren, warum er in diesem Augenblicke bat, denn sie erinnerten sich nicht, daß sie ihn ein einzigesmal über einem Fehler betroffen hätten und sie hatten Mühe ihre Thränen zurückzuhalten, da sie den in bittender Stellung vor sich sahen, welchen sie nicht als ein gewöhnliches Kind, sondern als einen kleinen Engel betrachteten, welchen die göttliche Vorsehung ihnen anvertraut hatte.

Nach seiner ersten heiligen Kommunion beeilte der junge Perboyre sich, in die Bruderschaft vom heiligen Sakrament die in der Pfarre bestand, einzutreten und erfüllte ihre Verpflichtungen mit ebenso viel Eifer als Genauigkeit. Er näherte sich oft dem heiligen Richterstuhle der Busse und es wäre überflüssig, beizufügen, daß er in der heiligsten Gemüthsstimmung es that; ebenso war es bei der heiligen Kommunion, die er alle Monate und an den Hauptfesttagen empfing. Sonntags wohnte er regelmässig dem Rosenkranzgebete in der Pfarrkirche bei und er fehlte niemals bei einer der Andachten die dort gehalten wurden. Er fühlte sich glücklich, diesen heiligen Tag in der Kirche im Gebete oder in frommer Lesung zu Hause zuzubringen.

Die Beständigkeit seines Wandels auf den Pfaden der Tugend hat sich nie verläugnet. Der Missionar der beauftragt war, die Nachrichten über seine ersten Jahre zu sammeln, fragte seine Aeltern, ob sie nicht an ihm zu gewissen Zeiten mehr Eifer im Gebete, mehr Inbrunst im Dienste Gottes, eine grössere Genauigkeit in der Erfüllung seiner Pflichten bemerkt hätten? und sie antworteten, daß

sie das niemals gesehen hätten. „Wenn er nicht so beständig im Guten gewesen wäre, sagten sie, so hätte man an ihm zu gewissen Zeiten etwas mehr entdecken können, aber er war immer so, daß er uns nichts zu wünschen übrig ließ.“ Man sah an ihm nicht diesen vorübergehenden Schwung der Frömmigkeit, diese Inbrunst eines Augenblickes, die den Menschen unregelmässig in seinem Betragen machen. Er blieb in gleichem Schritt, benützte alle Gnaden und seine Vollkommenheit wuchs fortwährend in dem Maße wie Gott ihm neue Erleuchtungen mittheilte. Obgleich man an ihm nichts Besonderes oder Ausserordentliches bemerkte, so waren doch für aufmerksame Personen diese Beständigkeit und diese so gut unterhaltenen Fortschritte an einem Kinde etwas Erstaunliches.

Während des Sommers blieb er zu Hause, um seinem Vater in den ländlichen Beschäftigungen zu helfen und er gab sich ihnen mit unermüdlichem Fleisse hin. Man trug ihm auch auf, die Taglöhner zu beaufsichtigen, ein Auftrag, der ihm anfangs viel zu leiden gab, denn er hatte bemerkt, daß diese Taglöhner zuweilen den heiligen Namen Gottes mißbrauchten, übel von der Religion sprachen oder unanständige Reden führten. Das zerriß ihm das Herz und er schüttete seinen Abscheu vor seinem Vater aus, indem er ihm erzählte, was er gehört hatte und ihm den Schmerz kund gab, den er beim Anhören solcher Dinge empfand. „Nun, erwiederte sein Vater, du musst ihnen sagen, daß das sich nicht schickt, und es ihnen verbieten.“ — „Ich wage es nicht, antwortete das Kind, denn ich bin noch zu jung.“ Doch behielt er später die Oberhand und seine Festigkeit, verbunden mit seiner Bescheidenheit, brachte die Taglöhner dahin, daß sie in ihren Reden zurückhaltender wurden.

Was ihn anging, hätte er sich nie den mindesten unpassenden Ausdruck erlaubt; man konnte ihn nie selbst über der kleinsten Leichtfertigkeit in der Unterhaltung betreffen und er hatte einen ausgesprochenen Widerwillen gegen Alles was auf Lüge oder Verstellung hinausging. Gesprächig und zuvorkommend gegen Alle, zeigte er auch eine unvergleichliche Sanftmuth gegen seine Geschwister und war immer bereit, ihnen Dienste zu leisten. Er hatte ihnen eine zärtliche und aufrichtige Anhänglichkeit gewidmet und bemühte sich, sie vom Bösen zu entfernen und zum Guten anzuhalten. Seine Bemerkungen machte er mit so viel Rückhalt und in so herzlicher Weise, daß sie immer gut aufgenommen wurden. Darum sagte auch sein Vater: „Der Tod kann mich überraschen, wenn es Gott gefällt,

meine Kinder sind nicht in Gefahr, Waisen zu werden, denn Johann Gabriel wird dann ihr Vater sein."

Wenn seine Aeltern einerseits seine Klugheit und Verständigkeit bewunderten, so war es andererseits nicht weniger schmeichelhaft für sie, was sie von ihm sagen hörten. Von allen Seiten erhielten sie über ihn Lobsprüche und Glückwünsche. Die Bewohner von Mongesty stellten ihn ihren Kindern als Muster vor und betrachteten ihn nur mit einer gewissen Ehrfurcht, die in dem Maße immer wuchs je besser man ihn kennen lernte. Man hätte auf ihn anwenden können, was einst von Johannes dem Täufer gesagt wurde: „Was meint ihr, daß aus diesem Kinde werden wird?[1])

Drittes Kapitel.

Johann Gabriel im niedern Seminar zu Montauban.

Johann Gabriel hatte einen jüngern Bruder Namens Ludwig, der ein mit den glücklichsten Neigungen begabter Knabe war; er erbaute Alle durch seine Frömmigkeit und seine Aeltern sahen ihn mit Freude dem Beispiele seines ältern Bruders nachfolgen. Da Ludwig das Verlangen äusserte, in den geistlichen Stand zu treten, schickte ihn sein Vater zu Herrn Perboyre, seinem Oheim, der Oberer des niedern Seminars zu Montauban war. Weil aber Ludwig von schwacher Gesundheit und ausserordentlich schüchtern war, liessen sie Johann Gabriel ihn begleiten, damit dieser ihm bei der Eingewöhnung in seine neue Lebensweise behülflich sei. Man dachte auch, daß ein kurzer Aufenthalt in Montauban ihn in den für seinen Stand nothwendigen Kenntnissen vervollkommenen würde; aber man hatte nicht vor, ihn Latein lernen zu lassen und er hatte nie Verlangen darnach gezeigt; er glaubte sich verpflichtet, bei seinen Aeltern zu bleiben, von denen er oft gehört hatte, daß er die Stütze ihres Alters sein sollte. Die beiden Brüder verliessen also zum erstenmale das väterliche Dach; es war das ein Tag der Trauer und Thränen für die Familie, aber man tröstete sich mit dem Gedanken, daß die Abwesenheit Johann Gabriels nicht von langer Dauer sein werde. Man

---

[1]) Luc. I, 66.

täuschte sich — Gott hatte seine Absichten mit diesem Kinde, das erst viele Jahre nach seiner Abreise von Mongesty zurückkommen sollte.

Johann Gabriel war in seinem fünfzehnten Jahre. Er kam mit Ludwig in Montauban an und Herr Perboyre war beim ersten Anblick von der Unschuld und den guten Eigenschaften seiner Neffen entzückt. Da dieser würdige Obere eines der Werkzeuge war, deren die Vorsehung sich bediente, sie zu erziehen und zu den kirchlichen Tugenden zu bilden, so wird man uns erlauben einige kurze Mittheilungen über sein Leben zu geben.

Herr Jakob Perboyre, geboren den 11. April 1763, wurde ganz jung in die Genossenschaft der Mission aufgenommen, und was merkwürdig genug ist, er drückte von Anfang an das Verlangen aus, nach China zu gehen um den Glauben zu predigen, aber die Revolution von 1793 hinderte ihn, sein Vorhaben auszuführen. Dieser Vorzug schien seinem Neffen aufbehalten zu sein. Er war nur erst Diakon als er zum Lehrer für das höhere Seminar zu Montauban ernannt wurde und kurze Zeit darauf empfing er die Priesterweihe. Später schickte man ihn an das höhere Seminar zu Alby, wo er bis zum Monat Juli 1791 blieb, bis zu dem Zeitpunkte wo die politischen Unruhen ihn zwangen, das Haus zu verlassen. Er zog sich also in seine Familie zurück, aber er musste sich bald verbergen, um sich der Wuth der Feinde der Religion zu entziehen. Man zeigt noch die feuchte Höhle welche diesem frommen Missionar als Zufluchtsort diente und worin er sich schwere Krankheiten zuzog. Er verließ zuweilen sein Versteck um den Muth mehrerer guter Geistlichen aufrecht zu erhalten, die wie er, jeden Tag den grössten Entbehrungen und noch grössern Gefahren ausgesetzt waren. Mit Hülfe einer Verkleidung übte er auch während der Nacht sein heiliges Amt und manchmal wäre er fast ein Opfer seines Eifers geworden.

Nach dem Sturme der Revolution und zur Zeit der Wiederherstellung des Kultus wurde er vom Bischofe von Cahors auf eine Kantonspfarre ernannt; diese Pfarren waren allein mit Einkünften versehen. Der Missionar, dessen Uneigennützigkeit seinem Eifer gleich kam, antwortete der Diöcesanverwaltung, es wäre besser, diese Stelle einem Geistlichen anzuvertrauen, dem Alter und Kränklichkeit die Unterstützung der Regierung nöthig machten; er wäre jung und arbeitsfähig und könnte eine Pfarre übernehmen, welche Andere vielleicht mit Widerstreben annehmen würden. In Folge dieser Vor-

stellung gab man ihm die Pfarrstelle zu Valaire, einem der ärmsten Dörfer der Diöcese. Dort erfüllte er getreu die Pflichten eines guten Hirten und diese Pfarre änderte bald ihr Ansehen: die Unordnungen hörten vor und nach auf, die Uebung der christlichen Tugenden wurde häufiger, viele der Religion feindliche Vorurtheile verschwanden, und Dank seiner Geduld, seiner Sanftmuth und Uneigennützigkeit erwarb er am Ende das Vertrauen seiner Herde, und die Unterstützungen, die ihm von allen Seiten zuflossen, gestatteten ihm, den Armen beizuspringen, zu denen er eine ganz väterliche Zuneigung trug.

Der Eifer indessen der Herrn Perboyre belebte, fand nicht Nahrung genug in seiner Pfarre; er verließ sie und kam nach Montauban, wo er vor der Revolution zur Ausbildung der Geistlichen angestellt war. Bekümmert über die Bedürfnisse dieser Diöcese eröffnete er ein Erziehungshaus zu dem Zwecke, junge Leute zu der geistlichen Laufbahn vorzubereiten, in Verbindung mit noch zwei Priestern die durch Eifer und Frömmigkeit sich empfahlen. Sein Werk bot grosse Schwierigkeiten, denn sowol er als seine beiden Mitarbeiter waren von allen menschlichen Hülfsquellen entblöst, aber die Vorsehung, auf welche er gerechnet hatte, ließ ihn nicht im Stich. Der Herr prüfte sie eine Zeitlang, dann aber segnete er ihr frommes Unternehmen und die Zahl der Zöglinge vermehrte sich der Art, daß sie auf die Beschaffung eines grössern Hauses denken mussten. Sie warfen ihr Auge auf das alte Kloster der unbeschuhten Karmeliter, allein die Geldmittel fehlten ihnen. Sie aber setzten ihr Vertrauen auf den, welchen man nie umsonst anruft und bezogen das neue Haus, welches aber bald wieder voll war, obwol es weit geräumiger als das war, welches sie verlassen hatten. Die Zöglinge bewahrten immer die zärtlichste Neigung und die lebhafteste Erkenntlichkeit für Herrn Perboyre. Und diese Gefühle verdiente er auch, denn er hatte für sie die volle Zärtlichkeit eines Vaters. Nie war die Armuth derer welche sich meldeten, für ihn ein Grund, sie zurückzuweisen, wenn sie gute Anlagen zeigten. Sein ganzes Verlangen war, sich der Kirche und der Gesellschaft nützlich zu machen. Arm trat er in das Haus der Karmeliter ein, arm war er, als er es verließ. In Folge deß bat ihn der Bischof von Montauban, der ihn mit seinem Vertrauen beehrte, ein Kanonikat anzunehmen und das that er mit Erlaubniß seiner Obern. Seine letzten Jahre waren nur eine Kette von Krankheiten und grausamen Leiden, die

er mit ausserordentlichem Muthe ertrug. Der Tod überraschte ihn nicht, er dachte oft daran und bereitete sich seit langer Zeit darauf vor, denn als er starb, hatte er schon mehr als zwanzig Jahre alle Nächte auf einem Sarge geschlafen. Darum sah er auch seine letzte Stunde nicht bloß mit Ruhe, sondern selbst mit Freude kommen. Sein Leben war nicht unfruchtbar gewesen; er hinterließ in der Diöcese Montauban eine grosse Anzahl Priester, die er erzogen hatte. Was aber am meisten zu dem Glücke beitrug, das er in seinem letzten Augenblicke fühlte, war der Gedanke, daß er arm sterbe. Er nahm das Bedauern derer mit sich, die ihn gekannt hatten und sein Verdienst schätzen konnten.

Nachdem wir diese Huldigung einem Missionar erwiesen haben, dessen Gedächtniß noch lange verehrt werden wird, kehren wir zu Johann Gabriel zurück.

Da es seine Bestimmung schien, in der Welt zu bleiben, wollte er sich nur die zu seinem künftigen Stande passenden Kenntnisse erwerben. Er lernte also die französische Sprachlehre und das Rechnen und darauf einige Anfangsgründe der Geometrie. Sein erster Brief, den er seinen Aeltern schrieb, ist aufbewahrt worden; man erlaube uns, ihn mitzutheilen, denn er zeichnet nach der Natur die zarte Treuherzigkeit dieses Kindes.

Den 9. Mai 1817.

„Mein theurer Vater!

Es ist schon lange, daß ich von Ihnen nichts mehr gehört habe. Es wird mir zu lang, zu vernehmen, ob Sie sich Alle einer guten Gesundheit erfreuen. Ich wollte Ihnen schreiben, aber da ich nie einen Brief geschrieben, selbst keinen gelesen habe, so wagte ich es nicht, die Feder zu ergreifen. Es ist ganz recht, daß Sie, mein theuerster Vater, die Erstlinge meines Wissens erhalten. Sie sehen, daß ich noch nicht sehr gelehrt bin, obgleich ich mich angestrengt habe, soviel es mir möglich war. Mein Bruder befindet sich wohl, wir haben nicht das geringste Unwohlsein gehabt. Wir bedürfen Kleider; haben Sie darum die Güte, mir zu melden, ob Sie wünschen, daß mein Oheim sie uns kaufe. Ich umarme Sie. Ich umarme ebenso zärtlich meine theure Mutter und meine Geschwister."

Ich bin mit den hochachtungsvollsten Gefühlen, u. s. w."

Johann Gabriel verlor keinen Augenblick. Wenn er seine Aufgaben gemacht hatte, benützte er die Zeit, Bücher abzuschreiben. Dazu wählte er vorzüglich Erbauungsbücher, und in diesen Büchern die Stellen, die am geeignetsten waren, die Frömmigkeit zu nähren und zu mehren. Seine Fortschritte waren reissend und bald darauf, nachdem er den Brief geschrieben, den man eben gelesen, dachte man, er sei hinreichend unterrichtet und man solle ihn nicht länger in dem niedern Seminar zurückhalten. Deshalb wurde sein Vater eingeladen, ihn abholen zu kommen.

Diese Nachricht verbreitete Trauer im Hause, denn schon würdigte man seine Anlagen und seine Tugenden. Nach der Meinung der Professoren war es schade, ein Kind gehen zu lassen, das so seltene Eigenschaften zeigte. Man müsse, sagten sie, ihn behalten und zu den Studien geben. Sein Oheim wünschte es ebensosehr wie sie, allein er dachte, die Aeltern würden nicht einwilligen ihm ein Kind zu lassen, das ihnen so theuer war. Da der Vater mittlerweile angelangt war, erklärten ihm die Professoren, er dürfe seinen Sohn nicht zu den ländlichen Arbeiten verdammen; das hiesse die schönsten Talente vergraben, bewunderungswürdige Anlagen für die Tugend ersticken und Hoffnungen zerstören, welche die Zukunft unfehlbar rechtfertigen würde. Der Vater, erschüttert durch diese Vorstellungen, fragte seinen Sohn, ob er Latein studiren wolle? Dieser erwiederte ihm, wenn er ihn einige Zeit in dem niedern Seminar lassen wolle, so würde er vor Gott prüfen, welchen Theil er erwählen sollte. Seine Bitte wurde ihm gewährt und der junge Gabriel erkannte unter dem Beistande des heiligen Geistes, dessen Erleuchtung er angefleht, daß der Herrn ihn zum geistlichen Stande berufen. Er theilte also seinem Oheim dieses Vorhaben mit, der sich beeilte, die Absichten der Vorsehung zu unterstützen. Wenige Tage nachher schrieb Johann Gabriel seinem Vater und bat ihn um seine Zustimmung. Sein Brief zeigt, mit welcher Sorgfalt er den Willen Gottes erforscht, was er gethan hatte um ihn zu erkennen und wie rein seine Beweggründe waren.

Den 16. Juni 1817.

„Mein theurer Vater!

Nach Ihrer Abreise aus dieser Stadt habe ich über den Vorschlag nachgedacht, den Sie mir gemacht haben, Latein zu studiren. Ich habe mich mit Gott über den Stand berathen, den ich ergreifen

soll, um sicherer in den Himmel zu kommen. Nach vielen Gebeten habe ich geglaubt, der Herr wolle, daß ich in den geistlichen Stand trete. Demgemäß habe ich angefangen, Latein zu lernen, ganz entschlossen, es aufzugeben, wenn Sie mein Verfahren nicht billigen. Ich weiß wie sehr Sie der kleinen Hülfe bedürfen, die ich Ihnen bieten könnte; mein einziges Bedauern ist es, daß ich Sie in Ihren grossen Arbeiten nicht unterstützen kann; wenn aber am Ende der liebe Gott mich zum geistlichen Stande beruft, so kann ich keinen andern Weg einschlagen um zur ewigen Seligkeit zu gelangen. Ich werde das Angefangene fortsetzen, bis ich Ihre Antwort habe. Wenn Sie es genehmigen, daß ich fortfahre, so ist es nothwendig, daß ich mir Kleider machen lasse. Sie werden die Güte haben, mir Geld zu schicken, um sie zu kaufen. Ich denke die Börse meines Oheims ist nicht gefüllt genug um Vorschüsse zu machen. Ich umarme Sie Alle besonders meine theure Mutter.

Ich bin u. s. w."

Auf diesen Brief hin fügte sich der Vater dem Willen Gottes der sich so deutlich offenbarte. Er anwortete Johann Gabriel, er würde, da Gott ihn zu seinem Dienste beriefe, seinen Absichten nicht bloß nicht entgegentreten, sondern er wäre auch bereit, alle möglichen Opfer zu bringen um ihm zu helfen, die Laufbahn zu verfolgen, welche die Vorsehung ihm zeigte.

Viertes Kapitel.

Fortschritte und Tugenden Johann Gabriel's im niedern Seminar.

Johann Gabriel war mehr als fünfzehn Jahre alt, als er Latein zu lernen begann. Man gab ihm sogleich einen besondern Lehrer, unter dessen Leitung er reissende Fortschritte machte. In Puech war er das Muster der Kindheit gewesen, im niedern Seminar war er das Muster der Jugend und der Schüler. Seine Lehrer konnten an ihm nie den leichtesten Ungehorsam, selbst nicht das kleinste Widerstreben in der Uebung dieser Tugend bemerken. Seine Genauigkeit in der Beobachtung aller Theile der Hausordnung war bei ihm nicht Sache der Gewohnheit, sondern der Geist des Glaubens

und das Verlangen, Gott zu gefallen, trieben ihn dazu an. Lehrer und Schüler mochten ihn noch so genau ausforschen, nie, sagen sie, gelang es, einen Fehler an ihm zu finden. Oft suchten seine Mitschüler ihn in der Zeit die dem Stillschweigen gewidmet war, zum Reden zu bringen, aber das war verlorne Mühe, sie erhielten von ihm nur ein Lächeln; allein man begriff, wenn er nicht redete, daß es geschah, weil er eine Pflicht zu erfüllen hatte. Zuweilen sagte er auch mit Milde zu ihnen: „Ihr wisst, daß es verboten ist.“ Er hatte so grosse Furcht, Gott zu mißfallen, daß er lieber die schlimmste Behandlung ertragen hätte, als ihn zu beleidigen.

Er wachte mit Zärtlichkeit über dem jungen Ludwig, welchen seine Aeltern ihm anvertraut hatten. Ein Heiliger erzog einen Heiligen, ein Martyrer bildete einen Bekenner. Sie waren durch denselben Geschmack und dieselben Neigungen mehr noch als durch die Bande der Natur geeinigt. Gefördert durch einen solchen Führer machte Ludwig bald die grössten Fortschritte in der Wissenschaft und der Frömmigkeit. Der Einfluß Johann Gabriels erstreckte sich auch über mehrere seiner Vettern, die damals im niedern Seminare waren und die sein Oheim unter seine Ueberwachung gestellt hatte. Wie oft hat nicht ein halbes Wort, eine Bewegung, ein verstohlen zugeworfener freundlicher Blick das Aufwallen der diesem Alter so natürlichen Unbesonnenheit aufgehalten!

In seinem Umgange mit den andern Zöglingen war er wohlwollend, voll Sanftmuth und immer bereit ihnen Dienste zu leisten. Doch mischte er sich nie in die Spiele seiner Mitschüler, wenn sie etwas zu lärmend wurden. „Nie, sagte sein Lehrer, habe ich an ihm die kleinste Unbesonnenheit oder die mindeste Zerstreutheit bemerken können. Man fand in ihm die Reife des Greisenalters mit den Reizen der Kindheit vereint. Seine Frömmigkeit hatte nichts Trauriges oder Herbes; man plauderte gerne mit ihm und seine Unterhaltung hatte einen Reiz, dem man nicht widerstehen konnte. Wenn ein Zögling sich zu einem unpassenden Verfahren gegen ihn hinreissen ließ, so zeigte er darüber keine üble Laune, er beklagte sich nicht, er sprach mit ihm mit derselben Leutseligkeit, als wenn er sich nicht über ihn zu beklagen gehabt hätte. Seine Geduld wurde zuweilen auf harte Proben gestellt, aber sie dienten nur dazu, zu zeigen, wie fest er in der Liebe begründet war. Einer seiner Nachbarn in der Klasse hatte mehreremale versucht, ihn auf's Aeusserste zu bringen; er stach ihn, er kniff ihn selbst bis auf's Blut um ihn

zum Reden zu bringen oder ihm eine Bewegung des Unwillens zu entlocken; aber Johann Gabriel antwortete ihm nur durch einen Blick voll Zärtlichkeit, der Schonung zu verlangen und ihn zu bitten schien, ihn doch auf den Unterricht des Lehrers hören zu lassen. „Welche bewunderungswürdige Geduld! sagte später Derjenige, welcher ihn so auf die Probe gestellt hatte. Ich weiß nicht, ob sein Opfer mitten unter den Chinesen ihm mehr gekostet hat.“ Die Quälereien welche einige Zöglinge sich gegen ihn erlaubten, rührten mehr von Muthwillen als Bosheit her, denn sie liebten ihn aufrichtig und am Ende würde es ihnen schwer geworden sein, Abneigung gegen einen so guten und gegen Alle so verbindlichen Mitschüler zu unterhalten. Niemals sprach er übel von seinen Kameraden, nie kam aus seinem Munde eine Kritik oder ein Scherz, der nur im Mindesten hätte verletzen oder mißfallen können. Niemals hatte ein Zögling die geringste Klage gegen ihn zu führen. Er ertrug Alles, er vergaß Alles mit Ausnahme der Dienste, die man ihm erwies. Sein Oheim, unter dessen Augen sich so viele schöne Eigenschaften entwickelten, ließ ihm von Zeit zu Zeit etwas mehr als den andern Zöglingen geben, aber dieser Vorzug machte ihn unzufrieden. Gewöhnlich wies er es zurück oder im andern Falle hatten seine Nachbarn immer ihren Theil.

Da von seinem Eintritte in das niedere Seminar an seine Tugenden ihm die Achtung und Zuneigung Aller erworben hatten, so hatten sie ihn der Prüfungen überhoben, denen die Zöglinge die neu Eintretenden zu unterwerfen nicht verfehlen. Man nannte ihn den kleinen Aloysius von Gonzaga, oder den kleinen heiligen Johannes und noch öfter den kleinen Jesus. Dieser letzte Name wurde ihm nicht bloß wegen seines lieblichen und reizenden Aeussern gegeben, sondern hauptsächlich, weil er die Tugenden des Jesukindes darstellte. Er hatte früh begriffen, daß Jesus Christus das Vorbild des Christen sein muß und er hatte sich vorgenommen ihm so reu als möglich nachzuahmen. Eines Tages machte man ihn aufmerksam darauf, daß sein Bett schlecht gemacht sei und daß es ihm schwer werden würde, darauf zu schlafen. „Denkt ihr, erwiederte er, daß Jesus Christus nicht viel schlechter auf dem Kreuze gelegen habe?“ Ein andermal, während der Ferien sagte man ihm: „Sie arbeiten zu viel, Sie gehen zu spät schlafen.“ — „Unser Herr hat viel mehr für uns gearbeitet; ich habe Zeit zu schlafen,“ war seine Antwort.

Seine Liebe zu unserm Herrn war sehr zart. Wenn er sich allein glaubte, rief er oft aus: O mein Jesus! o mein göttlicher Heiland! und diese Worte sprach er mit solcher Salbung, daß man leicht sehen konnte, daß sie aus einem von Liebe ganz entflammten Herzen kamen. Nach Jesus besaß Maria die ganze Zuneigung seiner Seele; er hatte zu ihr eine wahrhaft kindliche Zärtlichkeit. Er war glücklich, wenn er seinen Studien einige Augenblicke entziehen konnte, um zu den Füssen seiner Mutter zu gehen. Während der Ferien sah man ihn beinahe immer mit dem Rosenkranze in der Hand; und im Laufe des Jahres, wenn er nicht bei seinen Mitschülern war, war man sicher, ihn vor einem Marienaltar, oder dem heiligen Sakramente zu finden. Jesus im göttlichen Liebesmahle hatte einen ganz besonderen Reiz für ihn; er fühlte sich beständig dazu hingezogen, dort brachte er die süssesten Augenblicke zu und das Feuer welches sich in seinem Innern entzündete, schien auf seinem Gesicht zu stralen, das von dem süssen Ausdrucke des Glückes und der Liebe belebt war. Seine Sittsamkeit in der Kirche und während des Gottesdienstes setzte alle Blicke in Erstaunen. Er blieb unbeweglich wie eine Statue, die Augen auf sein Gebetbuch gerichtet oder auf das heilige Tabernakel geheftet. Wenn er die Messe diente, erregte seine Inbrunst die des Priesters, so daß diese sich glücklich schätzten ihn zum Messediener zu haben. Wenn er kommunicirte, hätte man sagen sollen, daß Gott für ihn unter den heiligen Gestalten nicht verborgen gewesen wäre, daß der Schleier, der Ihn uns entzieht, vor ihm zerrissen gewesen wäre und daß er seinen Heiland unverhüllt betrachte. Dann drückte sein Gesicht zugleich Friede, Freude, Dankbarkeit und Frömmigkeit aus. Während seiner Danksagung schien er ganz in Gott verloren, seine Seele öffnete sich den Stralen der Sonne der Gerechtigkeit um den reichlichen Thau himmlischer Gnaden aufzunehmen. Er kommunicirte alle Sonn- und Festtage; seine schönsten Tage waren die, wo er das Glück hatte, die heilige Eucharistie zu empfangen, denn er hatte großen Hunger nach diesem himmlischen Manna.

Man wird Mühe haben zu glauben was wir bisher gesagt haben, und doch wird es von denen bezeugt, die ihn in diesem Alter am bessten gekannt und am meisten betrachtet haben. Er hatte schon so grosse Fortschritte im innern Leben gemacht, daß er sich immer in der Gegenwart Gottes hielt, ohne aufzuhören bei seinen Beschäftigungen zu sein. „Man hätte sagen sollen, so sind die Worte eines

Großvikars von Montauban der sein Mitschüler gewesen war, man hätte sagen sollen, er habe die Gabe einer doppelten Natur empfangen und es seien in ihm zwei Seelen, die Eine beim Studiren und die Andere ganz bei Gott. Und das bemerkte man beständig an ihm, in der Klasse, wie beim Studiren, wie in der Erholung."

Darum konnte auch dieser heilige Jüngling den Knabenstreichen der Kindheit keinen Geschmack abgewinnen; ohne sie zu verdammen, mischte er sich nicht darunter oder er that es nur aus Gefälligkeit und er fand darin kein anderes Vergnügen als das, sich abzutödten und Andere zu verbinden. Er schien nur von Gott angezogen zu werden und setzte sein ganzes Glück in den Umgang mit Ihm. Während der Erholungsstunden spazirte er allein mit einem Buche in der Hand oder unterhielt sich über nützliche oder erbauliche Gegenstände mit einigen Mitschülern. Es war zum Erstaunen, ihn in Mitten dieser Menge, die Possen trieb und sich auf alle Weise herumtummelte, immer so gesammelt zu sehen. Und dennoch bemerkte man an ihm nichts was Niedergeschlagenheit oder Mißbilligung zeigte.

Man wird also nicht überrascht sein, wenn wir sagen, daß das Gebet seine Wonne war. Noch jung hatte er seine Nothwendigkeit und seine Vortheile begriffen. Darum waren auch die religiösen Uebungen sein erstes Bedürfniß, obwohl er die Arbeit besonders liebte. Während der Ferien, die er in Montauban zubrachte, ging er wenig aus und beinahe immer in Gesellschaft seines Oheims. Alle Zeit, die er nicht auf das Studiren verwandte, war dem Gebete oder frommer Lesung gewidmet. Er liebte das betrachtende Gebet und wenn man ihn aufforderte, darüber Rechenschaft abzulegen, so that er es kurz und mit reizender Einfalt. Man bemerkte an ihm ein besonderes Talent in der Auswahl seiner Entschlüsse, die nicht vag und allgemein sondern immer praktisch und von dem Gegenstande hergenommen waren.

Wenn er nach den Andern in den Studiensaal eintrat, was nur geschah, wenn seine Lehrer ihn sonst zurückgehalten hatten, so begann er mit der Anrufung des Beistandes des heiligen Geistes; er kniete auf der Erde und nicht auf den Bänken, wie es oft genug die Gewohnheit der Zöglinge ist, nieder und hielt sein Gebet mit einer Sammlung die alle Welt erbaute. Das Kreuzzeichen, welches viele Studenten maschinenmässig und mit unbedachter Eile machen, war für ihn eine tief religiöse Handlung, welche den Geist des

Glaubens und die Ehrfurcht anzeigte, von der er durchdrungen war, und diese Frömmigkeit zeigte sich überall, in der Kirche, in der Klasse, in den Studien.

Sein Betragen war so gut geregelt, daß man keinen Fehler darin bemerken konnte und selbst die schwierigsten Charaktere waren gezwungen ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen. „Wenn ich nicht gewusst hätte, daß er ein Sohn Adams wäre, sagte Jemand der ihn lange Zeit unter den Augen gehabt hatte, ich würde geglaubt haben, daß er nie gesündigt hätte, denn ich habe an ihm nichts Tadelnswerthes finden können." Nach dem Zeugnisse eines seiner Mitschüler war sein Leben so vollkommen, daß, wenn man alle Zöglinge, Einen nach dem Andern befragt hätte, Keiner die geringste Unvollkommenheit aufzuweisen gehabt hätte. „Zählet die Tugenden auf, sagte Einer seiner Lehrer, der ihm während mehrerer Jahre ganz genau gefolgt war, er besaß sie alle; zählet die Fehler auf, ich habe nie einen bemerkt; er ging sehr oft zur Beichte, allein ich weiß nicht, worüber er sich hätte anklagen können."

Seine Fortschritte in den Wissenschaften hielten gleichen Schritt mit seinen Fortschritten in der Frömmigkeit; aber obgleich er rasch aus einer Klasse in die andere übertrat, obgleich er beinahe immer die ersten Plätze und die ersten Preise erhielt, so war Niemand neidisch über seine Erfolge; man ließ einstimmig seinem Verdienste Gerechtigkeit widerfahren. Diese Ueberlegenheit des Talentes hätte für jeden Andern ein Grund zur Eigenliebe werden können; er aber betrachtete sich als den Letzten von Allen; er überhob sich weder wegen des Vertrauens seiner Lehrer noch wegen der Achtung, welche ihm seine Mitschüler bezeigten; er suchte nur sich zu verdunkeln und in Gott sich zu verbergen.

In Betreff seiner Abtödtungen stimmen alle Personen, die ihn in seiner Jugend gekannt haben, darin überein, daß er so aufmerksam über seine Zunge wachte, daß man ihn nie ein tadelnswerthes Wort vorbringen hörte. Er ging immer mit gesenkten Blicken einher, wo er auch sein mochte. Sein Oheim hatte eine Magd welche beauftragt war, die Wäsche auszubessern und die ein gewisses Ansehen über seine Neffen hatte, weil sie in ihren Krankheiten sie verpflegte und an ihnen gewissermassen Mutterstelle vertrat. Eines Tages fuhr sie, überrascht von der Haltung Johann Gabriels barsch ihn an mit den Worten: „Aber hebe doch den Kopf auf und sieh mich an." Das Kind that als wenn es nichts gehört hätte

und hielt seine Augen fortwährend auf den Boden geheftet. „Ich erinnere mich nicht, sagte sie, daß ich ihn in andern Umständen je ungehorsam gesehen habe, als in diesem.“ Er hatte die Gewohnheit, Freitags und Samstags zur Vereinigung mit den Leiden des Heilandes und zur Ehre der heiligen Jungfrau zu fasten. Während des härtesten Winters hielt er sich, wenn die andern Zöglinge sich um das Feuer drängten, bei Seite bei seinen Studien und ertrug die Kälte mit Geduld, froh, Gott etwas aufopfern zu können. Er zeigte sich am wenigsten herrisch gegen die Dienstboten und unvergleichlich dankbar für alles was sie zu seinen Gunsten thaten. Wenn er während der Ferien sich im Garten erging, sah man ihn nie eine Frucht berühren oder eine Blume abbrechen. Er war ohne Unterlaß mit Gebet oder Lesen oder Betrachten beschäftigt.

Seine Lesungen hatten immer einen ernsten Zweck, nämlich die Heiligung seiner Seele und die Aneignung der Mittel, eines Tages mit Nutzen für die Ehre Gottes und das Heil des Nächsten wirken zu können. Durch diese Weisheit wusste er die in den Kollegien nur zu häufigen Gefahren zu vermeiden und seine Frömmigkeit und sein Eifer wuchsen beständig, anstatt abzunehmen.

Von seinen frühesten Jahren an hatte er sich durch ein zärtliches Mitleid gegen die Armen ausgezeichnet, und diese Gesinnung entfaltete sich in dem Masse wie er an Alter zunahm. Gar oft entzog er sich, wenn er beim Frühstück oder Nachmittags sein Stück Brod empfangen hatte, den Blicken seiner Genossen und gab es bald den Bettlern an der Hauspforte, bald legte er es in einen Korb, dessen Inhalt an sie vertheilt wurde. Die Dienstboten, die oft Zeugen seiner erfinderischen Liebe waren, sagten ihm bisweilen: „Heute haben Sie nicht gefrühstückt, Sie haben sich Ihr Vesperbrod für die Armen abgezogen.“ Dann stieg ihm die Röthe ins Gesicht, daß er sich entdeckt sah und er entgegnete bescheiden: „Verzeiht mir, ich hatte nie ein besseres Frühstück oder Vesperbrod, als wenn ich meinen Theil den Armen gebe, die dessen so sehr bedürfen. Dann habe ich auch kein grosses Verdienst davon, da ich es leicht entbehren kann.“

Perboyre zeichnete sich nicht weniger in der Philosophie als in den vorhergehenden Klassen aus, denn er hatte ein sehr gesundes Urtheil, verbunden mit grosser Leichtigkeit der Auffassung. Da sein Geist zur Metaphysik hinneigte, so durchdrang er die abstraktesten Fragen mit einem Scharfsinne, der seine Professoren in Erstaunen

setzte. Während er seinen philosophischen Kursus machte, entließ sein Oheim einen Professor, welcher die Knaben grob behandelte. Um ihn zu ersetzen warf er seine Augen auf Johann Gabriel, der sich gerne hergab, die Klasse zu halten. Man kann es nicht ausdrücken, wie hoch der neue Lehrer von seinen Schülern wegen seiner Sanftmuth geschätzt wurde. Unter ihnen waren Manche, die mehr als dreissig Jahre später von ihm nur mit Thränen der Rührung sprachen. Folgende Thatsache wird eine Vorstellung von ihrer Verehrung für ihn und Alles, was von ihm kam, geben. Einer seiner Schüler, dem er ein Zeugniß über sein gutes Betragen ausgestellt hatte, ließ diese kleine Schrift einrahmen, um, wie er sagte, eine Reliquie seines Lehrers zu bewahren, den er als einen Heiligen betrachtete.

Wir wollen dieses Kapitel mit dem Zeugnisse beschliessen, welches Herr Thyeis, unter welchem er fast alle seine Klassen abgemacht hatte, ihm ausgestellt hat. Folgendes schrieb er an Herrn Perboyre, seinen Oheim.

Mein Herr und verehrter Freund!

„Sie verlangen von mir alle Einzelheiten, die ich Ihnen in die Vergangenheit zurückgehend, über die Studien Ihres verklärten Neffen Herrn Johann Gabriel Perboyre auf dem niedern Seminar von Montauban geben könnte. Es ist mir ein wahres Vergnügen, Sie zu befriedigen und in einem der ruhigsten Zeitpunkte meines Lebens die sanfte und anmuthige Gestalt des lieben Kindes aufzusuchen, das unvergängliche Erinnerungen in mir hinterlassen hat. Ich will also eine angenehme halbe Stunde damit zubringen, daß ich mich mit Ihnen ganz ruhig über unsern Freund unterhalte.“

„Wenn ich mich recht erinnere, so war er, als er zuerst im niedern Seminar erschien, nicht da, um darin zu bleiben; er war nur zur Begleitung seines Bruders Ludwig, der Zögling des Hauses war, gekommen. Er sollte vielmehr nach einiger Zeit zum väterlichen Herde zurückkehren. Es scheint mir, ich sehe ihn noch, blond, frisch und blühend, mit lebhaftem und klugem Auge während unserer Erholungsstunden an der Seite Ludwigs in unseren Kreuzgängen umhergehen, ohne durch so viele unbekannte Gegenstände und Gesichter die sich ihm darboten, ausser Fassung gebracht zu erscheinen. Dieses Kind entzückte uns Alle; wir gin-

gen Sie an, ihn die Klassen der Anstalt durchmachen zu lassen; anfangs widerstanden Sie. Man müsse, sagten Sie, dem Vater Einen seiner Söhne lassen um seine Weinberge zu bearbeiten. Sie hatten gut reden; es war beschlossen, daß weder der Eine noch der Andere einen andern Weinberg bebaue, als den des Herrn. Sie gaben also nach, und Johann Gabriel sah bald eine lateinische Grammatik in seinen Händen. Er gab Proben der glücklichsten Anlagen und durchdrang sich in wenigen Monaten mit den ersten Anfangsgründen der Sprache Rom's. Da kamen die Ferien; Sie wollten ihn mir anvertrauen um ihm besondere Sorgfalt zu widmen. Ich arbeitete auf gutem Boden und er setzte mich durch seine Fortschritte in Erstaunen. Aber auch welch' ein Eifer im Studiren! welche Aufmerksamkeit, wenn ich ihm irgend eine Schwierigkeit erklärte! Ein Fehler der ihm einmal bezeichnet worden war, kam nicht wieder vor. Und dann — wie anhänglich war er nicht an seinen Lehrer, der seinerseits sich eben so sehr an seinen Schüler anschloß. Ich werde den langen Blick der Erkenntlichkeit nie vergessen, den er auf mich richtete, als ich ihn fragte, was er in der Woche gelesen habe und ihm mit halben Worten zu verstehen gab, daß er Fortschritte, wirkliche Fortschritte gemacht habe. Das liebenswürdige Kind wollte mir die Verbesserung zuwenden, die gewiß seinem Eifer und seiner Einsicht zu verdanken waren."

„Beim Schlusse der Ferien, d. h. vielleicht sechs Monate nachdem er seine Studien angefangen hatte, trat er in die fünfte Klasse und schon bei der ersten schriftlichen Arbeit erhielt er den zweiten Platz, unmittelbar darauf, den ersten, und das war beinahe immer der Seinige. Mit Ostern musste man ihn in die vierte Klasse aufsteigen lassen, und dort waren die Erfolge dieselben."

„Die Ferien kamen wieder und Johann Gabriel kam auch wieder zu mir. Ich glaube, daß wir uns einander mit Vergnügen wiedersahen. Ich war so zufrieden mit ihm, daß ich mich entschloß, meinen Zögling an Niemand abzutreten. Beim Wiederbeginn im November ging er in die zweite Klasse über, worin ich lehrte, dann in die der Rhetorik, die mir auch übertragen war. Ja, da hatte er mit glänzenden Talenten zu ringen, die heute nicht die kleinsten Zierden unserer Diöcese sind. Er bestand den Kampf mit Ehren. Seine Mitschüler klatschten ihm lebhaft bei der Preisvertheilung Beifall, so sehr liebten sie ihn! Ich sage noch mehr; sie hatten für ihn eine zarte

Verehrung und nannten ihn nur den kleinen Jesus. Darum kam es doch zuweilen in der Klasse vor, daß ein Nachbar zur Rechten oder Linken ihn ein wenig neckte, um zu sehen, ob er nicht auch von Zeit zu Zeit ein wenig zerstreut sein könnte! aber das war verlorene Mühe. Der kleine Jesus antwortete nur durch ein halbes Lächeln und einen sanften und bittenden Blick und blieb beim Gegenstande des Unterrichtes. Warum lächelte er, warum bat er, anstatt seinen leichtfertigen Nachbaren anzufahren? Weil er den Muthwilligen entwaffnen und nicht beleidigen wollte. In diesen innig mit Gott vereinten Seelen die gleichsam in Ihn ausgegossen sind, ist eine geheimnißvolle Zartheit der Liebe, die man ohne Zweifel in ihnen voraussetzt, die man aber nicht gänzlich durchdringen kann. Diese Sanftmuth brachte den Nachbarn zu seiner Pflicht zurück und der Lehrer, der verstohlen diesem kleinen Vorfall folgte und sich darüber freute, hatte nicht nöthig einzuschreiten."

„Das ist Alles wessen ich mich aus diesen mir so angenehmen Jahren erinnere. Johann Gabriel war für alle seine Mitschüler ein Muster des Fleisses und der Frömmigkeit. Aber auch bei seinem Eifer im Lernen und in der Uebung der Tugend hatte er einen Zweck. Ihnen hatte er denselben vom Anfange seiner Studien an mitgetheilt. Als er eine Rede des Herrn Abbé von Chièzes über die so fruchtbare Mission von 1817 gehört hatte, sagte er Ihnen: Ich will Missionar werden. Sie lachten damals über diesen Plan: lachen Sie heute noch darüber? Gewiß nicht! Sie weinen darüber vor Zärtlichkeit und Bewunderung. Er ist Missionar gewesen; er ist noch mehr gewesen, ein glorreicher und hochherziger Martyrer! Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich, daß er am Ende des Kurses der Rhetorik bei der öffentlichen Prüfung, die der Preisvertheilung vorausging, ein Stück vorlas, welches er im Jahre ausgearbeitet hatte und dessen Auseinandersetzung voll Kraft und Wärme mich überrascht hatte. Es trug den Titel: Das Kreuz ist das schönste Denkmal. Vor einiger Zeit fand ich beim Durchsuchen eines Haufens meiner alten Notizen diesen Aufsatz wieder, las ihn im Vorbeigehen durch und legte ihn wieder in das Bündel zu den Andern. Ich will ihn wieder aufsuchen und Ihnen zeigen. An einer Stelle sagt er dort: O wie schön ist dieses Kreuz mitten in den Ländern der Ungläubigen aufgepflanzt und oft getränkt mit dem Blute der Apostel Jesu Christi! Er glaubte nicht, daß er einst diesem Kreuze jene himm-

lische Schönheit geben würde, und daß wir, seine Freunde von heiligem Stolze schwellen bei dem Gedanken daß wir diesen gemarterten Missionar gekannt und geliebt haben."

Fünftes Kapitel.

Noviziat des ehrwürdigen Perboyre.

Man hat es schon gesehen, als Perboyre nach Montauban kam, dachte er nicht daran, in den geistlichen Stand zu treten; später ließ der Himmel ihn seine Absichten in dieser Beziehung erkennen; gleichzeitig aber fühlte er sich auch innerlich getrieben in die Gesellschaft der Missionspriester [1]) einzutreten und zu den Ungläubigen Chi-

---

[1]) Die Gesellschaft der Priester der Mission (Congregatio presbyterorum saecularium Missionis wie ihr Titel in der Bestätigungsbulle Papst Urban VIII. vom Januar 1632 lautet) wurde gestiftet vom heil. Vincenz von Paul im Jahre 1625 zum Zwecke der Missionen auf dem Lande und in kleineren Städten. Den Namen Lazaristen erhielten sie von ihrem Mutterhause St. Lazare, Vorstadt St. Denis in Paris. Sie verbreiteten sich schon bei Lebzeiten ihres heiligen Stifters über ganz Frankreich nach Italien, der Berberei, der Insel Madagaskar, nach Polen, Irland, Schottland, den hebridischen Inseln u. s. w. Das vorige Jahrhundert sah sie zuerst auf deutschem Boden in Heidelberg, Mannheim, Bingen und andern Orten. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens durch Papst Clemens XIV. im Jahre 1773 wurden ihnen von der Propaganda in Rom deren auswärtige Missionen übertragen, besonders die im Orient und in China und so weit möglich auch von ihnen übernommen. Allein die Fluten der einbrechenden gottes- und glaubensfeindlichen französischen Revolution schwemmten auch sie vom heimatlichen Boden hinweg und färbten sich mit dem Blute ihrer Mitglieder in dem erstürmten St. Lazare. Durch die allgemeine Aufhebung der Klöster in Deutschland verlor die Gesellschaft auch hier ihre Häuser, bis sie im Jahre 1851 in Köln und in Oesterreich (zuerst in Steiermark, dann auch in Wien) wieder eingeführt wurde. Glücklicher war sie in Italien, Spanien, Polen und den auswärtigen Missionen, wo alle oder doch die meisten Häuser bestehen blieben, und wo die Veteranen des vorigen Jahrhunderts noch das Glück hatten, die Last ihrer Arbeiten auf jugendlich kräftigen Schultern abladen zu können. — Nach Napoleons Sturz sammelten sich auch in Frankreich die zerstreuten Kinder wieder um die heiligen Gebeine ihres Vaters in einem neuen St. Lazare. Von Jahr zu Jahr steigt noch immer ihre Anzahl, so daß jetzt die Genossenschaft unter ihrem Hochwürdigen Generalsuperior Johann Baptist Etienne in 22 Provinzen in Europa, Asien, Afrika und Amerika verbreitet ist und in Frieden und Segen ihre von Gott zugewiesene Aufgabe zu lösen sucht.

na's zu gehen um den Glauben zu predigen. Indeß, da er fürchtete, sich zu täuschen, betete er inbrünstig zu Gott um seinen Willen besser zu erkennen und hielt selbst eine neuntägige Andacht zu Ehren des heiligen Franciskus Xaverius, die nicht ohne Ergebniß blieb, denn kaum hatte er sie vollendet, als er sich erhört fühlte. Gott hatte ihn erkennen lassen, daß er eines Tages seinen heiligen Namen unter den Götzendienern China's verkündigen werde. Er beeilte sich, mit seinem Oheim darüber zu sprechen, der damals nicht viel Gewicht darauf legte, aber man sah in der Folge wohl, daß es kein eitler Traum gewesen war. Seit der Zeit verharrte Johann Gabriel immer in dem Entschlusse in die Genossenschaft der Mission einzutreten; er wurde aufgenommen und begann sein Noviziat in Montauban im Monat December 1818.

Er brachte diese Probezeit mit all der Vollkommenheit zu, die man von einem Jünglinge erwarten musste, der schon so viele Zeichen einer vollendeten Tugend gegeben hatte. Jedoch muß es gesagt werden, er befand sich mitten unter Hindernissen, die einen weniger festen Beruf als den seinigen hätten in Gefahr bringen können. Der Direktor dem er anvertraut wurde, war, obwol sehr tugendhaft, zu diesem Amte wenig geeignet; er war dazu nur durch die Umstände gebracht worden und weil noch kein inneres Seminar in dem Haupthause der Lazaristen in Paris [1]) eingerichtet war. Ihre Genossenschaft, das Opfer der revolutionären Erschütterungen, erhob sich kaum aus ihren Trümmern. Fügen wir noch dazu, daß Perboyre den jüngsten Zöglingen Unterricht gab und gleichzeitig verpflichtet war, dem am meisten fortgeschrittenen Kursus zu folgen, da er seine Studien noch nicht vollendet hatte. Aber alle diese Schwierigkeiten hinderten ihn nicht, sein Noviziat mit solcher Vollkommenheit zu halten, daß man ihn allen Novizen als Muster vorstellen kann.

Unser heiliger Jüngling hatte einen Genossen bei sich, der dieselbe Laufbahn ergreifen wollte, sich aber später zurückzog, weil er glaubte, daß Gott ihn nicht zum geistlichen Stande beriefe. Seiner Gefälligkeit verdanken wir die Einzelheiten die hier folgen. Nachstehendes antwortete er dem Wesen nach Demjenigen der zu ihm kam um Nachforschungen bei ihm anzustellen: „Es ist mir eine süsse Genugthuung, mein Herr, Ihnen die Nachrichten zu geben,

[1]) Jetzt Faubourg St. Germain, rue de Sèvres Nro. 95.

welche Sie über Johann Gabriel wünschen. Ich habe sein Andenken sorgfältig in meinem Herzen bewahrt und ich kann an ihn nicht denken, ohne mich auch der Tugenden zu erinnern, worin er mir ein so schönes Beispiel gab. Es würde Ihnen selbst leicht werden ohne meine Beihülfe die Geschichte seines Noviziates zu schreiben; Sie hätten dazu nur nöthig sich das Ideal der Vollkommenheit eines Novizen zu bilden und dann auf ihn alles das anzuwenden, was Sie als das Vollkommenste ausgedacht hätten; Sie können sicher sein, Sie würden immer bei der Wahrheit bleiben."

„Sein Gehorsam war der Art, daß ich nicht glaube, daß man die Selbstverläugnung weiter treiben kann; man hätte sagen sollen, sein Wille sei gänzlich auf den übergegangen, der mit seiner Leitung betraut war. Er beobachtete alle Regeln mit einer solchen Vollkommenheit, daß der heilige Vincenz selbst, der Ihre Konstitutionen[1]) verfasst hat, wenn er auf die Erde zurückkäme, sie nicht mit ängstlicherer Genauigkeit beobachten könnte. Mit dem Beginn des Tages, beim ersten Tone der Glocke, verließ er mit wunderbarer Hurtigkeit das Bett; auf das erste Zeichen zu irgend einer Uebung verließ er Alles um sich an den Ort zu begeben, wohin ihn der Wille Gottes rief. Ich sagte ihm eines Tages: Ich bin sicher, daß Sie, zur Nachahmung der Einsiedler, wovon Cassianus spricht, einen Buchstaben halb vollendet liessen, wenn die Glocke Sie ruft. „Nun, erwiederte er mir, was ist daran Erstaunliches? wir thun nur unsere Pflicht." In der That, er fehlte nie dagegen, und um mich davon zu vergewissern, habe ich mehreremale seine Arbeit nachgesehen und beinahe immer fand ich einen unvollständigen Satz oder ein Wort das nicht ganz war oder einen unvollendeten Buchstaben. In Betreff des Stillschweigens erinnere ich mich nicht, daß er es ein einzigesmal ohne Noth gebrochen habe."

„Sie haben mich gefragt, ob ich während der geistlichen Uebun-

---

[1]) Die Regulae seu Constitutiones communes Congregationis Missionis finden sich lateinisch, wiewol lückenhaft und nicht ganz correkt in dem Leben des heiligen Vincentius von Paul von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, Münster Aschendorf, (auch ins Holländische übersetzt); genauer in: Regula Cleri stud. et op. S. Salamo et M. Gelabert. cur. M. Sintzel II voll. Ratisb. Manz 1841. Append. III. im 2. Bande. Eine deutsche Uebersetzung derselben steht in: M. Ansart, der Geist des heiligen Vinzenz von Paul. 2 Bde. und Supplementband von M. Gossin. Deutsch von M. Sintzel. Regensb. Manz. 1844. 16.

gen etwas Besonderes bemerkt habe? Eines allein überraschte mich an ihm bei dieser Gelegenheit, daß er so lange auf den Knieen saß. Ich konnte es kaum begreifen, wie er es so lange aushalten könne. Endlich war seine Sammlung gewöhnlich so groß, daß sie in den Zeiten der geistlichen Uebungen nicht grösser sein konnte. Auch von Seiten der Sittsamkeit ließ er nichts zu wünschen übrig und wo er sich auch immer befand, so war seine Haltung immer in Uebereinstimmung mit den Regeln, welche von den Heiligen in diesem Punkte vorgezeichnet sind. Selbst wenn er allein auf seinem Zimmer war gestattete er sich keine Freiheit, wie ich oft bemerken konnte, denn jedesmal wenn ich in das Zimmer trat, welches wir gemeinsam hatten, fand ich ihn im Gebete oder am Studiren in so gesammelter Stellung, als wenn er in der Gegenwart Gottes gewesen wäre. Er hatte immer ein Krucifix vor sich, auf welches er oft einen Blick warf, der die zärtlichste und herzlichste Andacht ausdrückte."

„Was die Abtödtung anbelangt, so habe ich immer die innige Ueberzeugung gehabt, daß er sich keine Gelegenheit zur Uebung dieser Tugend entschlüpfen ließ, z. B. seinen Sinnen eine Befriedigung zu entziehen, ein Widerstreben zu überwinden, oder auf seine Wünsche, seinen Geschmack, seine Neigungen zu verzichten. Ich erinnere mich nicht, ihn ein einziges mal frühstücken gesehen zu haben während der ganzen Zeit, die ich mit ihm zusammen zubrachte. Die Sinnlichkeit hatte gar keinen Theil an seinen Mahlzeiten. Wenn er sich selbst bediente, nahm er gewandt das am wenigsten Zusagende. Wenn eine Speise nicht nach seinem Geschmacke war, so freute er sich darüber, anstatt ungehalten darüber zu erscheinen. Er aß aus Noth, aber ohne auf das acht zu geben, was er nahm, oder wenn er darauf acht gab, so geschah es um einen Akt der Abtödtung zu üben. Wenn zuweilen sein Oheim oder der Direktor uns mit andern jungen Leuten zu irgend einem Kirchenfeste in eine Genossenschaft führte und man nach dem Gottesdienste dem Gebrauche gemäß, denen die dazu verwandt worden waren, Erfrischungen anbot, so warf er nicht einmal einen Blick auf dieses Naschwerk und auf das Andringen antwortete er nur mit einer Weigerung voll Anstand und Bescheidenheit."

„Er gewährte seinen Augen gar keine Freiheit und hielt sie beim Gehen immer gesenkt. Ich sagte ihm eines Tages bei einem Spazirgange: „Ich begreife nicht warum Sie sich der Annehm-

lichkeiten berauben, die Sie in der Betrachtung der Schönheiten finden würden, welche die Natur uns darbietet; denken Sie, es wäre eine Sünde, die Augen zu erheben? Was wäre Böses dabei, eine schöne mit Blumen geschmückte Wiese anzuschauen, so viele Wunder der Macht und Weisheit des Schöpfers zu bewundern?" Er erwiederte mir: „Ich bin ganz und gar Ihrer Meinung, und weit entfernt zu denken, daß etwas Böses dabei wäre, glaube ich, daß der Anblick so vieler Wunder beitragen kann unsere Seele zu Gott zu erheben, wenn wir sie mit dem Geiste des Glaubens betrachten, nach dem Beispiele des Propheten, der davon Gelegenheit nahm, Den zu preisen, der sie geschaffen hat." Sie sehen also, daß er die nicht tadelte, welche die Werke Gottes betrachteten; allein er versagte sich dieses unschuldige Vergnügen um Gelegenheit zu haben, einen Akt der Abtödtung zu üben. Ausserdem hatte er nicht nöthig Gott in den Geschöpfen zu suchen, weil er ihn wie der heilige Augustin in seinem Herzen gefunden hatte."

„Sie könnten nach dem was ich Ihnen eben über seine Sammlung und seine Sittsamkeit gesagt habe, vielleicht glauben, daß seine Tugend etwas Rauhes und Strenges gehabt habe. Durchaus nicht! Er war fröhlich und sehr liebenswürdig in der Erholung; er nahm die kleinen Scherze sehr gut auf, die ich ihm zuweilen machte. Seine Unterhaltung hatte nie etwas Leichtsinniges; sie war solid und vor Allem fromm. Er war sehr unterrichtet für sein Alter. Wenn ich irgend eine Schwierigkeit beim Studium der heiligen Schriften und besonders der Psalmen fand, so zog ich ihn lieber als jeden Andern zu Rath, weil seine Antworten mir mehr genügten. Seine Herablassung für mich war bewunderungswürdig. Wenn ich Leid oder ein Gefühl der Muthlosigkeit hatte, so tröstete und ermuthigte er mich; er erinnerte mich an die Trübsale, welche Gott über die Heiligen verhängte und sagte mir: „Wir sind glücklich, daß wir nicht grössere Prüfungen zu erdulden haben."

„Verachtungen und Demüthigungen waren für ihn Edelsteine: es genügte, ihn beleidigt zu haben, um von ihm einen Beweis der Herzlichkeit oder Zuneigung zu erhalten. Sehen Sie ein Beispiel, das ich nie aus dem Gedächtnisse verlieren werde. Ich erzählte ihm eines Tages eine Handlung die ich in einem aufgeregten Augenblicke gethan hatte; diese Handlung war gegen die vorgeschriebene Ordnung. Mit vieler Rücksicht, aber mit Freimüthigkeit sagte er mir, daß ich Unrecht gehabt habe. Ein wenig verdriesslich über

diese Antwort, entgegnete ich unmuthig: Denken Sie, daß aller Welt wie Ihnen die Tugenden angeboren sind? Meine Bemerkung war verletzend, aber ich sah, daß ich ihn selbst nicht einmal gestreift hatte. Sein Gesicht war nicht minder ruhig, nicht minder lächelnd, als wenn ich ihm eine Artigkeit gesagt hätte. Ich fühlte, daß ich eine Ungerechtigkeit gegen ihn begangen hatte, denn er hatte ein sehr lebhaftes Temperament, und ich wusste, daß, wenn die Natur so wenig Gewalt über ihn zu haben schien, er das nur seiner Wachsamkeit, seinen Anstrengungen und den zahlreichen Siegen verdankte, die er über sich selbst davongetragen hatte; darum beeilte ich mich auch, ihn um Entschuldigung zu bitten. An eben dem Tage bewies er mir, daß er mein Verfahren gänzlich vergessen hatte. Da ich mich meines Federmessers etwas hastig bedient hatte, um eine Feder zu schneiden, machte ich mir eine tiefe Wunde, und da der Schmerz mich einen durchdringenden Schrei ausstossen ließ, so beeilte er sich, zu mir zu kommen, bezeigte mir viel Mitleid und verband meine Wunde mit der Zärtlichkeit einer Mutter."

„Man konnte ihn nicht sehen und kennen lernen, ohne zu sich selbst zu sagen: Sieh da, eine reine Seele, in welche der Hauch des Bösen niemals eingedrungen ist. Die Liebe Gottes war der einzige Beweggrund seines Handelns; jede seiner Handlungen war ein Akt der Tugend. Sein Herz wandte sich eben so natürlich Gott zu wie die Sonnenblume der Sonne. Er sagte mir bei einer Gelegenheit: „Um einen grossen Schmerz über die Sünde zu empfinden, sehe ich nicht, daß es nothwendig ist, über die Strafen nachzudenken, die ihr aufbehalten sind. Wenn wir an die Liebe dächten, welche Gott zu uns trägt und an den Schmerz, welchen die Sünde ihm verursacht, so meine ich, diese Erwägung wäre mehr als hinreichend, uns einen grossen Abscheu vor derselben einzuflössen." Er nahm von Allem Gelegenheit sich zu den himmlischen Dingen zu erheben, wie folgende Thatsache Ihnen zeigen wird. Ich hörte eines Tages eine Orgel aus der Berberei deren Melodieen mir sehr gefielen. Da er das Vergnügen bemerkte, welches ich empfand, sagte er mir: „Wenn die Musik der Erde fähig ist uns zu erfreuen, welche Wonne werden wir empfinden, wenn wir die des Himmels hören werden?"

„Ich habe in seinen Händen nie ein Buch gesehen, dessen Lesung nicht geeignet gewesen wäre, seine Neigung für ein Leben der Sammlung und der Betrachtung zu vermehren. Der heilige Jo-

hannes Klimakus, der heilige Bonaventura, der heilige Bernhard, die heilige Theresia waren die Werke mit denen er sich nährte. Er las auch mit grossem Vergnügen die Leben der Heiligen, aber er selbst kehrte unablässig zu den heiligen Evangelien und den Briefen des heiligen Paulus zurück, die er auswendig wusste. Das Leben und die Schriften des heiligen Vincenz waren ihm auch genau bekannt[1]) er verlangte glühend sich mit dem Geiste seines heiligen

---

[1]) Vincenz von Paul (nicht von Paula) wurde geboren den 24. April 1576 in dem Dörfchen Pouy bei der Stadt Acqs, in der Gaskogne als das dritte von sechs Kindern. Von frühester Jugend an zeigte er schon eine grosse Liebe zu den Armen. Seine aussergewöhnlichen Anlagen bestimmten seine Aeltern ihn von der Hut ihrer kleinen Herde zu den Studien übergehen zu lassen, die er mit solchem Erfolge beendigte, daß er in Saragossa sich den theologischen Lorbeer errang. Als junger Priester wurde er bei einer Seefahrt von Marseille nach Toulouse von türkischen Seeräubern gefangen genommen und verwundet nach Afrika an einen Renegaten verkauft, den er für das Christenthum wieder gewann. Auf einer kleinen Barke rettete er sich mit ihm nach Rom, kehrte dann nach Frankreich zurück und übernahm zuerst die Pfarrei von Clichy, dann die von Chatillon. Diese verließ er, um die Stelle als Hauslehrer bei dem Grafen von Gondy, dem Oberbefehlshaber über die französischen Galeeren, und als Almosenier der Galeerensträflinge zu übernehmen, für die er körperlich und geistig gleich sehr sorgte. Der heilige Franz von Sales übertrug ihm die Leitung der beiden pariser Häuser seines Ordens von der Heimsuchung Maria's und nannte ihn den würdigsten Priester, den er je gefunden habe. Seine Hauptaufgabe aber, wozu ihn Gott besonders berufen hatte, bestand in den Volksmissionen auf dem Lande, die er zuerst in der katholischen Kirche einführte, denen er sich mit unermüdetem Eifer bis ins höchste Alter widmete und für die er die Genossenschaft der Missionspriester stiftete. — Gleichgültigkeit gegen Gott und die Religion, Ketzereien und innere Kriege zerrissen damals Frankreich und stürzten seine Bewohner in tausendfaches Elend. Zur gründlichen Beseitigung dieser Uebel fing er mit dem geistlichen Stande an, dessen Eifer er durch die Einführung der geistlichen Uebungen vor dem Empfange der heiligen Weihen und in seinen Häusern für Alle, durch die Conferenzen für Priester und die Leitung der höhern und niedern Seminare weckte und entflammte. Nach dem Tode Ludwig XIII. berief Anna von Oesterreich als Regentin während der Minderjährigkeit Ludwig XIV. den heiligen Priester in ihren Staatsrath, wo sie ohne seine Einwilligung keine bischöfliche oder sonstige höhere geistliche Würde verlieh. Besonders wachte Vincenz über die Reinheit des katholischen Glaubens und die Jansenisten hatten keinen entschiedenern Widersacher als ihn und seine Genossenschaft. Ebenso brachte er durch seine Missionen viele Hugenotten wieder zu dem katholischen Glauben zurück. — Wer aber ermisst seine Thätigkeit für Arme, Kranke und Nothleidende aller Art? Seine Sorge umfasste die armen christlichen Sklaven unter dem barbarischen Joche der Muha-

Stifters zu erfüllen und er bemühte sich Alles zu üben was dieser grosse Heilige als das Vollkommenste seinen Söhnen vorschreibt."

„Er las nie ein Buch oberflächlich, sondern er durchdrang sich mit den Gedanken, die darin ausgedrückt waren. Ebenso dachte er

---

medaner, seine Liebe vertrat Aelternstelle an Tausenden von Findelkindern und Waisen; ungerathene Söhne brachte er wieder auf den rechten Weg; Jungfrauen, die durch die Bürgerkriege oder Armuth in Gefahr waren das kostbare Kleinod ihrer Unschuld zu verlieren, rettete er vor dem Verderben Leibes und der Seele; die aus den zerstörten oder wegen Hungersnoth verlassenen Klöstern zerstreuten Klosterfrauen setzte er wieder in den Stand, ihrem heiligen Berufe gemäß zu leben; reuige Sünderinnen brachte er vor dem Rückfalle in Sicherheit; er gründete Hospitäler und Versorgungshäuser für erkrankte Fremde, für verarmte Handwerker, für Greise und Geisteskranke und befreite Frankreich von der Landplage der Vagabunden und Bettler. Millionen an Geld und Geldeswerth sandte er nach Lothringen, der Champagne, der Pikardie und anderen Ländern, welche durch Krieg, Hunger und Pest verheert worden waren; in unzählichen Pfarreien gründete er Frauenvereine zur Unterstützung der Armen und Pflege der Kranken; er gründete die Schwestern vom Kreuze, von der Vorsehung und von der heiligen Genovefa zur Erziehung der weiblichen Jugend; am meisten gesegnet aber ist sein Andenken durch die Stiftung des Ordens der Töchter der christlichen Liebe (filles de la charité) gewöhnlich barmherzige Schwestern genannt, die ebensosehr damals wie noch heute die Bewunderung und den Dank der menschlichen Gesellschaft gefunden haben. In vielen Tausenden über die ganze Welt verbreitet, findet man diese opferwilligen Jungfrauen überall thätig wo Leiden zu lindern, Thränen zu trocknen sind. Rauhe Krieger sind sicher nach der Schlacht von „ihren Schwestern" verbunden und gepflegt zu werden, mit den Pest- und Cholerakranken schliessen sie todesmuthig sich in die Spitäler ein; das Waisenkind, der Hausarme geniessen ihre Pflege, kurz, keine Noth gibt es, welche die barmherzige Schwester nicht als ihr Erbtheil betrachtete und linderte, beseelt von dem Geiste ihres heiligen Stifters. So lebte der Heilige als Lehrer der Gemeinden, als Vater der Armen, als Hülfe der Kranken, dabei voll Demuth, Einfalt und heiliger Liebe, 60 Jahre lang Priester, ein reiches volles Leben. Er starb den 27. September 1660. Papst Clemens XII. nahm ihn den 16. Juni 1737 in die Zahl der Heiligen auf und setzte die Feier seines Festes für die ganze Kirche auf den 19. Juli. —

Wer sich genauer mit dem Leben dieses grossen Dieners Gottes bekannt machen will, den verweisen wir auf die treffliche Uebersetzung von Abelly's Leben des heiligen Vincenz von Paul von dem geistlichen Rathe und Domkapitular Carl von Prentner. 5. Bändchen. Reg. 1859—60. 12. Collet, Vie de S. Vincent de Paul. 2 Bde. in 4. oder 4 Bde. 8. — Maynard S. Vincent de Paul, sa vie, son temps, ses oeuvres, son influence, 4 voll. en 8. Paris 1860. Dann auf das oben schon genannte Leben von Stolberg, auf Orsini, übersetzt von Steck; ein anderes in 2 Bdchen, Wien bei den Mechitaristen 1860 u. s. w.

auch viel nach über die Lesungen, die er anhörte, so daß sie in ihm tiefe Eindrücke zurückliessen. Da fällt mir in diesem Augenblicke eine Thatsache ein, deren ich mich erinnere, als wenn sie erst von gestern wäre und die Ihnen die Wahrheit dessen zeigen wird was ich Ihnen eben gesagt habe. Einmal erwachte ich mitten in der Nacht und wurde überrascht vom Tone einer Stimme, die von seinem Bette zu kommen schien und die deutlich die Worte aussprach: „Erhebet eure Häupter, denn eure Erlösung ist nahe."[1]) Ich weiß nicht, ob Sie jemals Personen haben reden hören, die unter dem Einflusse des Magnetismus standen. Nun, seine Stimme hatte einige Aehnlichkeit mit der jener Personen. Ich gestehe Ihnen, ich war darüber erschrocken; ich glaubte anfangs Johann Gabriel wäre todt, denn seine Stimme hatte etwas aus der andern Welt. Da ich mich von seinem Zustande überzeugen wollte, näherte ich mich ihm mit einem Lichte, und urtheilen Sie über meine angenehme Ueberraschung, als ich ihn frisch und blühend in seinem Bette sah, wie ein Engel hätte schlafen können, der eine menschliche Gestalt angenommen hätte. Die Stelle aus der heiligen Schrift, an die er sich im Schlafe erinnerte, fand sich in der Lesung des vorigen Abends; der Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatte, hatte ihm wahrscheinlich zu dem, was ich ihnen eben erzählte, Veranlassung gegeben. Vielleicht auch glaubte er sich mitten unter den Ungläubigen mit der Predigt des Evangeliums beschäftigt, denn er dachte oft daran und ich habe bemerkt, daß er mit dem lebhaftesten Interesse alle Berichte las, die aus den auswärtigen Missionen kamen."

„Während der ganzen Zeit die ich mit ihm zusammengelebt habe, war er beständig der Gegenstand meines Erstaunens und meiner Bewunderung; ich hatte gut ihn betrachten, selbst ihn ausspähen, ich konnte nicht dazu kommen, an ihm etwas Tadelnswerthes zu finden; ich war gewissermassen ärgerlich, ihn so vollkommen zu sehen; ja ich sage Ihnen, daß ich mehreremale gesucht habe ihn auf die Probe zu stellen; aber überall fand ich ihn unverwundbar, und ich glaube nicht, daß es für einen Novizen möglich ist, die Vollkommenheit weiter zu treiben."

Wir unterdrücken mehrere andere Einzelheiten, die uns von derselben Person mitgetheilt worden sind, und schliessen mit der Anführung des folgenden Bruchstückes eines Briefes, den ein früherer

---

[1]) Luk. 21, 28.

Lehrer des niedern Seminars von Montauban schrieb, den man um Nachrichten ersucht hatte. „Herr Perboyre war damals ein Jüngling von kleinem Wuchs, zartem Aussehen, blühender Farbe und dessen Gesicht voll Unschuld und Offenheit den Ausdruck solcher englischen und jungfräulichen Scham, solcher tiefen Demuth und solcher Anmuth der Sitten und des Charakters darbot, die das unterscheidende Merkmal der auserwählten Seelen sind, welche vorherbestimmt sind, der Welt das Beispiel der heldenmüthigsten Tugenden zu geben. Seine ausserordentlich sittsame Haltung, seine Sammlung im Gebete, seine glühende Frömmigkeit, eine Stellung, wie eines anbetenden Engels bei religiösen Uebungen liessen mich ganz natürlich ihn dem frommen Bergmans, Stanislaus Kostka, Aloysius von Gonzaga und so vielen andern jungen Heiligen vergleichen, die, nachdem sie das Vorbild der christlichen Jugend geworden, die Ehre verdient haben, ihre Schutzheiligen zu werden. Ich denke nie an den heiligen Ernst, die einnehmende Anmuth, die Güte und Milde dieses sanften und liebenswürdigen Gesichtes, ohne zu mir selbst zu sagen: So zeigten sich ohne Zweifel ein Alberti, ein Ubaldini und Decalogne, die Vorbilder der Tugenden, die mit dem Wohlgeruche ihrer prunklosen Frömmigkeit die Collegien erfüllten, welche sie durch ihren Eifer erbauten, womit sie die geringsten Pflichten übten und ein schönes und kurzes Leben mit einem heiligen und glorreichen Tode krönten. Er brachte seine Erholungen in der Gesellschaft des Vorstehers der Novizen zu und spazirte mit ihm an kalten und regnigen Tagen über den obern Gang, der längs der Zimmer und Schlafsäle lief und sie trennte, da die Kreuzgänge und der Hof zur Erde ausschliesslich zu der Erholung der Zöglinge und Professoren bestimmt waren. In der schönen Jahreszeit stieg er in den Garten hinab und zerstreute sich gerne mit der unschuldigen Pflege eines Blumenbeetes, dessen frische und duftende Blumen eine rührende Aehnlichkeit mit dieser zarten und reinen Seele boten, deren ursprüngliche Offenheit und religiöse Lieblichkeit kein ansteckender Umgang, kein Verkehr mit der zerstreuten Kinderwelt, kein böser Gedanke berührt zu haben schien."

„Die strenge Absonderung welche das Noviziat forderte, gestattete mir nur sehr kurze Unterhaltungen mit ihm und seinem Direktor, welchem er das Wort ließ. Ich konnte also mit diesem frommen Jünglinge nur einige Worte auf den Gängen und im Garten wechseln. Ich betrachtete ihn übrigens mit einer Art von Ehrfurcht,

als wenn ich seine hohe Sendung von der Vorsehung und seinen seligen Tod geahnt hätte. Er sprach wenig, aber mit ruhigem und lächelndem Gesichte; er antwortete genau, artig und bescheiden auf die Fragen, die an ihn gerichtet wurden. Sein junger Genosse im Noviziat, sein Direktor und er assen mit uns, aber an einem besondern Tische, der am Ende des Speisezimmers dem des Obern und der Lehrer, woran ich war, gegenüber stand. Schweigsam und äusserst aufmerksam auf die Lesung verlor er kein Wort davon und jeder erbauliche Zug, den er lesen hörte, schien lebhaften Eindruck auf ihn zu machen und seinen brennenden Eifer mit edelmüthiger Begeisterung für Frömmigkeit und Tugend zu durchdringen. Meine genaue Bekanntschaft mit dem Genossen seines Noviziates, der später mein College wurde, ließ mich an dem jungen Perboyre eine besonders ehrenvolle Einzelheit beobachten. Obgleich er einen scharfen, beobachtenden und durchdringenden Verstand besaß, dem keine Verkehrtheit, keine Lächerlichkeit je entging, so bemerkte der Genosse seines Noviziates niemals vor mir und schien bei Herrn Perboyre niemals den Schatten eines Fehlers gefunden zu haben. Es ist unnöthig zu sagen, daß der junge Missionar auch meiner persönlichen Ueberzeugung nach ein Muster ohne Makel war..."

Sechstes Kapitel.

Perboyre legt die Gelübde ab. — Seine Abreise nach Paris.

Die Tage des Noviziates liefen zu Ende und der fromme Seminarist erwuchs still im Eifer und in der Uebung aller Tugenden. Er bereitete sich zu dem Leben des Missionars, indem er sich mit dem Geiste unseres Herrn und des heiligen Vincenz von Paul durchdrang. Endlich kam für ihn der so sehnlich verlangte Zeitpunkt der heiligen Gelübde. Er hatte sich dazu durch eine ängstliche Treue in den Verpflichtungen vorbereitet, die sie auferlegen; der Gehorsam war ihm gleichsam natürlich geworden, zu der Keuschheit trug er immer die zärtlichste Neigung, die Armuth machte seine Wonne aus, er fühlte sich von dem Verlangen entflammt, zum Heile der Ungläubigen verwandt zu werden.

Am 28. Dezember 1820 wurden seine Wünsche erfüllt durch

die Ablegung der vier Gelübde, die in der Genossenschaft gebräuchlich sind. [1]) Es wäre schwer, das Glück auszudrücken, welches er fühlte. An diesem Tage feiert die Kirche das Andenken der heiligen unschuldigen Kinder; auch er bot Gott ein reines und makelloses Opfer dar, aber es war nur das Vorspiel des Schlachtopfers, welches er später auf dem Boden China's darbringen sollte. Dieser Tag der heiligen Gelübde war ihm immer so theuer, wie der seiner Taufe.

Nachdem er sich so thatsächlich der Genossenschaft der Mission angeschlossen hatte, wurde er nach Paris berufen, um dort seine theologischen Studien zu beginnen. Vor seiner Abreise aber hatte er einige unumgängliche Besuche zu machen. Ueberall wo er sich mit seinem Oheim vorstellte, erregte er durch die Frömmigkeit und Sittsamkeit, die aus seinem ganzen Aeussern hervorleuchteten, Bewunderung; er mochte noch so sehr sich zu verbergen suchen, der Wohlgeruch der Tugend strömte von ihm aus und machte den Verräther an seiner Demuth. Als er ein Haus verließ, sagten die, welche ihn gesehen hatten: „Mein Gott! welch ein heiliger Jüngling, wie entzückend ist seine Bescheidenheit!“ Dieser günstige Eindruck bewahrt sich noch in unsern Tagen, obwol seit der Zeit mehr als dreissig Jahre verflossen sind.

Wir können einen Akt der Demuth nicht verschweigen, den er auf dem Rathhaus übte, wohin er ging, um seinen Paß zu erhalten. Da der Sekretär ihn um den Stand seines Vaters befragte, antwortete er, daß er auf dem Lande arbeite, ein Ausdruck, der glauben machen konnte, sein Vater wäre ein Tagelöhner, der auf dem Eigenthum Anderer arbeite. Sein früherer Lehrer, Herr Thyeis der ihn begleitete, verbesserte den Ausdruck, dessen er sich bedient hatte, mit folgenden Worten: „Sagen Sie lieber, daß Ihr Vater Eigenthümer, Landwirth ist, denn er baut keine andern Aecker als die Seinigen.“ — „Aber mir scheint, antwortete der bescheidene Jüngling, daß mein Ausdruck passen kann, denn mein Vater ist immer mit ländlichen Arbeiten beschäftigt.“ Alle welche auf dem Bureau sich befanden, waren erstaunt und erbaut, indem sie ihn so

---

[1]) Zu den drei gewöhnlichen Gelübden der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams fügte der heilige Vincenz mit päpstlicher Genehmigung noch das vierte: Zeitlebens an dem Seelenheile des Landvolkes in den Missionen zu arbeiten. Die Gelübde sind einfache und können nur von dem Ordensgenerale oder dem Papste gelöset werden. Sie werden abgelegt nach zwei Jahren des Noviziates.

reden hörten; seine Bescheidenheit hatte auf sie schon einen lebhaften Eindruck gemacht, seine Demuth gab ihnen vollends eine hohe Meinung von seiner Tugend. Bei der Rückkehr in das niedere Seminar hatte Herr Thyeis nichts Eiligeres zu thun, als den andern Lehrern zu erzählen, was sich eben auf dem Rathhause zugetragen hatte. Sie waren davon mehr erbaut als erstaunt, denn sie waren gewohnt von Seiten Johann Gabriels fortwährend Beispiele der Demuth zu erhalten.

Seine Tugend zeigte sich auch im Augenblicke seiner Abreise in der vollkommenen Losschälung von seinen Verwandten. Er liebte sie sehr, er hatte besonders zu seinen Aeltern die zärtlichste Neigung; der Gedanke, sie vor seiner Abreise wiederzusehen, lächelte ihn an, aber er glaubte, es wäre besser, Gott diese Genugthuung aufzuopfern, die doch sehr berechtigt war. Auf den Vorschlag, den ihm sein Oheim machte, seine Familie zu sehen, antwortete er: „Der heilige Vincenz hat sich nur einmal zu seinen Verwandten begeben und er hat es bereut; wenn Sie es mir gestatten wollen, so will ich Gott dieses Opfer bringen.“ Der Oheim, welcher Gesinnungen nicht bekämpfen wollte, die seine Bewunderung erregten, ließ ihm seinen Willen. Und doch handelte es sich nur um eine ganz kurze Reise, denn Johann Gabriel musste auf der Reise nach Paris durch Cahors kommen und von Cahors nach Puech sind nur drei oder vier Wegstunden.

Dieses Opfer musste Gott um so angenehmer sein, je mehr es dem Herzen dessen kostete, der es brachte. Er besaß in der That ein seltenes Zartgefühl; die kleinsten Dienste, welche ihm erzeigt wurden, erregten lebhaft seine Erkenntlichkeit und er beeilte sich, sie durch Worte und verbindliches Benehmen zu erkennen zu geben, wie die Dienstboten des niedern Seminars es immer bemerkt haben; deshalb bedienten sie ihn auch gerne. Er sagte Jemand der seine Sachen zu seiner Reise zurüstete: „Wahrhaftig, ich weiß nicht, wie ich Ihnen für alles das danken kann, was Sie für mich und meinen Oheim gethan haben! Ich kann Ihnen nichts geben, denn ich habe nichts; aber seien Sie sicher, ich werde nicht aufhören, den lieben Gott für Sie zu bitten, damit er Sie für alle Ihre treuen Dienste belohne.“

Er war arm in der That, er war es besonders seiner Neigung nach und er verlangte die Armuth in ihrem ganzen Umfange zu üben. Da man ihm für seine Reise neue Kleider machen lassen

wollte, willigte er nur mit Widerstreben ein. „Unser Herr war arm, sagte er, der heilige Vincenz hat uns die Armuth empfohlen und er hat sie selbst in hoher Vollkommenheit geübt; mein ganzes Verlangen ist, arm zu sein, wie sie.“ Als man seinen Koffer packte, schien es ihm, daß man mehr Sachen hineinlege als nöthig seien und beklagte sich darüber. „Wozu so viele Sachen? ich bedarf ihrer nicht; durch den Eintritt in die Genossenschaft habe ich die Armuth gelobt; ist es nicht billig, daß ich sie auch übe?“ Statt aller Antwort begnügte man sich ihm zu sagen: So ist es der Wille Ihres Herrn Oheims: da unterwarf er sich, obwol er innerlich darüber seufzte. Da er bemerkte, daß man in seinen Koffer eine kleine Börse voll Geld legte, so machte ihm das noch mehr Qual. „Was wollen Sie denn, daß ich mit diesem Gelde mache? rief er, fürchten Sie nicht, den Fluch Gottes auf mich herabzuziehen?“ Ihr Herr Oheim hat es befohlen, antwortete man stäts. Ihm wäre es ganz recht gewesen, ohne Vorräthe, ohne Hülfsmittel abzureisen, um vollkommener die Armuth unseres Herrn Jesu Christi zu üben.

Endlich kam der Augenblick des Abschiedes für seinen Oheim und alle Lehrer, ein Augenblick lebhaften Bedauerns für sie, denn der Engel der Frömmigkeit, der sie so sehr erbaut hatte, ließ unter ihnen eine grosse Lücke. Er reiste ab und einige Stunden nachher hielt er in Cahors an, um dort einen oder zwei Tage zu bleiben. Der Oheim hatte es so bestimmt; er sollte bei seinen Mitbrüdern absteigen, welche das höhere Seminar dieser Stadt leiteten, und seine Aeltern sollten sich dahin begeben um ihn auf seiner Durchreise zu sehen. Sie verfehlten nicht, sich dort einzufinden; denn es wurde ihnen zu lang, bis sie dieses Kind des Segens in ihre Arme schlossen, das sie so lange nicht mehr gesehen hatten. Aber die Freude die sie empfanden, ihn nach einer so langen Abwesenheit wieder zu sehen, war nicht ohne Bitterkeit, denn sie sahen sich nur, um sich wieder zu verlassen. Seine Aeltern drangen sehr in ihn, um ihn zu vermögen, einige Zeit bei ihnen zuzubringen; mehrere Personen vereinigten sich mit ihren Bitten, allein vergebens. Als man ihm den Weg nach Puech zeigte, antwortete er: „Das ist nicht der Weg zum Himmel; um in den Himmel zu kommen, muß man Opfer bringen.“ Seine Aeltern wurden nicht müde, ihn zu betrachten, und ihr Herz war von Schmerz durchdrungen, obwol sie ihr Opfer voll Edelmuth brachten. Sie hätten alle Augenblicke die er in Cahors zubrachte, benützen und ihn nicht einen Augenblick aus dem Gesicht

verlieren mögen; es that ihnen weh, wenn er sich von ihnen entfernte um der Betrachtung und seinen andern Andachtsübungen obzuliegen. Da seine Mutter einmal mit ihm irgendwo hin ging, beklagte sie sich, daß er zu schnell gehe; sie ging langsamer, um ihn zu sehen, zu hören und ihre Mutterfreuden zu verlängern. Ihr Herz zerriß bei dem Gedanken, daß sie ihn vielleicht nicht wiedersehen würde. Einerseits konnte und wollte sie ihn an der Abreise nicht hindern, andererseits hätte sie ihn nie verlassen mögen. Er seinerseits war nicht gefühllos gegen die Zärtlichkeit seiner Aeltern, sein Herz war davon bewegt; aber er erhob sich über die Gefühle der Natur und sagte seiner Mutter, als sie sich beklagte, daß er ihr nicht Zeit gebe, ihn zu sehen: „Meine liebe Mutter, wir müssen uns wohl gewöhnen einander zu entbehren; Sie wissen, daß der liebe Gott mich zu sich ruft; wir müssen anfangen uns zu trennen." Der Augenblick des Scheidens war gekommen, er umarmt seine Aeltern, um in den Postwagen zu steigen. Er war schon verschwunden, und während er sich entfernte, hielt seine weinende Mutter ihre Augen noch auf den Wagen geheftet, der ihr den vielgeliebten Sohn entführte.

Siebentes Kapitel.

Perboyre in den Studien zu Paris.

Die Anwesenheit Perboyre's in Saint-Lazare brachte dieselbe Wirkung hervor wie das Gefäß voll wohlriechender Salbe, welches Maria einst in Bethanien über die Füsse des Heilandes ausgoß: das ganze Haus wurde erfüllt von dem Wohlgeruche seiner Tugenden;[1]) Alle waren entzückt von seiner Frömmigkeit und Sittsamkeit.

Er verlegte sich mit grossem Eifer und Erfolge auf das Studium der geistlichen Wissenschaften. Er begnügte sich nicht mit der Oberfläche der Gegenstände, sondern durchdrang alle, die er zu studiren hatte und machte sich dieselben so zu eigen, daß er mit einer erstaunlichen Genauigkeit und Klarheit darüber Rechenschaft geben konnte.

---

[1]) Joh. 12, 3.

Die Summa des heiligen Thomas war sein Lieblingsbuch und am Ende seiner Studien war die Lehre dieses grossen Kirchenlehrers ihm geläufig geworden. Sein einziger Zweck beim Studiren war Gott zu gefallen und die nothwendigen Kenntnisse zu erwerben um zu seiner Liebe anzuregen. Er verabscheute den eiteln Ruhm, die Streitsucht und das Verlangen sich auszuzeichnen und hervorzuthun.

Die Studienzeit, so gefährlich für die welche aus dem Noviziate kommen, ließ ihn nichts von seinem Eifer verlieren. Er gehörte nicht zu den ausschliesslichen Charakteren, die kein Maß zu halten wissen, die von der Begierde zu lernen hingerissen, sich ganz in ihre Studien versenken, und welchen die Wissenschaft endlich nur eine traurige Klippe für die Frömmigkeit wird und die zu oft den Aufschwung einer Seele hindert, welche Gott ganz angehören sollte, und dadurch die Wissenschaft welche sie sich aneignen, beinahe unnütz und zuweilen selbst schädlich macht. Er gehörte aber auch ebensowenig zu denen, welche die geistlichen Wissenschaften vernachlässigen, unter dem Vorwande, die Frömmigkeit sei zu Allem nütze.[1]) Er hatte es begriffen, daß ein Priester Beider bedarf. Der heilige Thomas war nicht bloß sein Lehrer, er diente ihm auch als Vorbild; und wie dieser schöpfte er oft in den Wunden des gekreuzigten Heilandes himmlische Erleuchtungen und glühende Flammen der Liebe.

Der Engel der Schule gab einst einem Jünglinge Anweisungen voll Weisheit über die Art zu studiren; Perboyre hatte sie gelesen und stellte sie so treu in seinem Benehmen dar, daß es uns scheint, wir unterbrechen seine Geschichte nicht, wenn wir sie hier anführen.

„Sie fragen mich, sagte der heilige Thomas, welches das wahre Mittel sei, in Ihren Studien glücklich fortzukommen und in den sichern Besitz der Weisheit zu gelangen? Der Rath, den ich Ihnen gebe, ist der: Geben Sie anfangs sich nicht an schwere Fragen, sondern erheben Sie sich gleichsam schrittweise; die Kenntniß, die Sie von den einfachsten Wahrheiten erlangen können wird Sie unmerklich zur Kenntniß der tiefern Wahrheiten führen. Beeilen Sie sich nicht, zu sagen, was Sie denken oder zu zeigen, was Sie gelernt haben; reden Sie wenig und antworten Sie nie übereilt. Fliehen Sie unnütze Unterhaltungen; man verliert darin zugleich die Zeit und den Geist der Andacht. Bewahren Sie immer sorgfältig die Reinheit des Gewissens und thun Sie nie etwas, was dasselbe besudeln

---

[1]) I. Timoth. 4, 8.

oder Sie Gott weniger angenehm machen könnte. Beten Sie beständig. Verbergen Sie sich gerne, um der Lesung oder der Betrachtung alle Zeit zu widmen, die Sie fruchtlos zur Unterhaltung mit den Geschöpfen anwenden würden. Sie werden zu dem Geheimnisse des Bräutigams zugelassen werden, wenn Sie bei ihm in der Einsamkeit zu weilen wissen. Doch soll die Zurückgezogenheit Sie nicht zurückstossend oder verdriesslich machen; zeigen Sie sich immer sanft und gesprächig, aber ohne sich zu vertraut mit Jemanden einzulassen, denn der Vertrautheit folgt gewöhnlich die Geringschätzung. Ueberlassen Sie Jedem die Sorge für das, was ihn angeht und beunruhigen Sie sich nicht über das, was in der Welt geschieht oder gesagt wird. Es ist für Sie unendlich wichtig, Laufereien und unnütze Besuche zu fliehen. Rufen Sie sich das Leben und die Handlungen der Heiligen ins Gedächtniß und folgen Sie soviel Ihnen möglich ist, ihren Fußstapfen und demüthigen Sie sich, wenn Sie ihre Vollkommenheit nicht erreichen können. Bewahren Sie immer das Andenken an das Gute, was Sie gelernt haben, wo es auch immer gewesen sein mag. Geben Sie sich nicht zufrieden, was Sie hören oder lesen oberflächlich aufzufassen, sondern suchen Sie einzudringen und seinen ganzen Sinn zu erfassen. Bleiben Sie niemals in Ungewissheit über das was Sie mit Sicherheit erfahren können. Arbeiten Sie mit heiliger Gier an der Bereicherung Ihres Geistes; theilen Sie ordnungsgemäß alle Kenntnisse, die Sie erwerben können, in die Fächer Ihres Gedächtnisses; doch thun Sie den Anlagen, die Sie von Gott empfangen haben, keine Gewalt an und suchen Sie das nicht zu durchdringen, was Ihnen zu hoch ist."

„Wenn Sie diese Rathschläge, die ich Ihnen gebe, genau befolgen, so zweifeln Sie nicht, daß Sie ihrem Verlangen gemäß, zum Besitze der Weisheit gelangen. Ihr Leben wird voller Blüten und Früchte sein. Sie werden den Weinberg des Herrn ebenso lange befruchten, als Sie das Joch des Herrn tragen."

Das waren die Vorschriften welche der heilige Thomas einst den jungen Studirenden vorzeichnete: Perboyre führte gerne Züge aus dem Leben dieses grossen Heiligen an; besonders aber eine Begebenheit rührte ihn sehr und er gefiel sich in der Anführung derselben, nämlich die wo Jesus dem englischen Lehrer sagte: Du hast gut von mir geschrieben, Thomas, welchen Lohn verlangst du? Jeder kennt die schöne Antwort des Heiligen: Herr, ich will

keinen, als dich. Darüber aber erzählte ein sehr achtungswürdiger Geistlicher, der ihn bald nach seinen Studien in Montdidier hatte kennen gelernt, das Folgende:

„Eines Tages war ich so glücklich mit ihm einen Spazirgang zu machen. Wir unterhielten uns lange Zeit über zugleich wichtige und fromme Gegenstände; unsere Unterhaltung hatte sich hauptsächlich über den englischen Lehrer den heiligen Thomas verbreitet. Da sagte er mir nun in diesem Betreff so rührende Dinge, besonders sprach er mit einem so durchdringenden Ton der Stimme die Worte, welche unser Herr Jesus Christus nach dem Berichte des Geschichtschreibers des grossen Lehrers ihn hören ließ, nachdem er seine bewunderungswürdigen Blätter über das anbetungswürdige heilige Altarssakrament geschrieben hatte: Recte locutus es de me, Thoma, et de meo Sacramento, quam mercedem accipies? daß die Thränen mir in die Augen kamen; ich habe es nie aus dem Gedächtnisse verloren: ich sehe von hier noch den Ort wo er zu mir sprach, und es scheint mir, es wäre erst gestern gewesen."

Man erlaube uns, folgende Anekdote anzuführen, die zu Montdidier stattfand, kurze Zeit nach Beendigung seiner Studien; sie zeigt, wie fleissig er die Zeit benutzt hatte, die er zu diesem Zwecke zugebracht hatte, und in welchem Geiste er studirte. Die geistlichen Konferenzen des Kantons von Montdidier wurden damals häufig im Kollegium gehalten. (Wir lassen einen Augenzeugen reden.) Alle geistlichen Professoren nahmen daran Theil. Herr Perboyre, obwol er damals erst Subdiakon war, wurde zur Beiwohnung an einer derselben eingeladen, deren Hauptgegenstand über die Gnade war. Nachdem der Redner gehört worden, war es Jedem gestattet, seine Bemerkungen vorzubringen und selbst Irrthümer aufzudecken, wenn er solche entdeckt zu haben glaubte. Ich erinnere mich nun, daß der junge Mitbruder seiner Bescheidenheit und Schüchternheit Gewalt anthat, da er ohne Zweifel auch nicht ahnte, welchen Eindruck er hervorbringen würde, und von dem Vorsitzenden die Erlaubniß erbat, einige Bemerkungen vorzubringen. Es ist unmöglich, Ihnen zu sagen, mit welchem Stillschweigen, gemischt mit Verehrung und Bewunderung er gehört wurde, wie passend und wahr seine Gründe waren; wie viel Geist in seinem Gesichte und dem Ausdrucke der Sprache lag. Seine Worte waren der Beschluß und die Blume der Konferenz; Keiner sprach mehr nach ihm. Der Eindruck aber, der Jedem von uns blieb, war, daß er nicht bloß Theologe sei, sondern auch die

Abhandlung von der Gnade zu seinem besondern Gebrauche und für seine innigen Beziehungen zu ihrem göttlichen Urheber studirt habe, daß folglich alle Gegenstände dieser Abhandlung ihm durch die Uebung ausserordentlich bekannt seien. Das war der Eindruck auf uns, das war unsere Ueberzeugung. Ich erinnere mich auch, mit welcher Aufmerksamkeit man ihn hörte, wenn in unsern Versammlungen zur Erholung das Gespräch auf theologische Gegenstände fiel. Gern gab man ihm auch oft zum Scherze den Beinamen des Meisters der Sprüche (magister sententiarum) oder des kleinen heiligen Thomas von Aquin, denn Jeder sah seine Geschicklichkeit und seine grossen Kenntnisse in dieser Wissenschaft, die er sehr zu lieben schien."

Man konnte oft dieselben Bemerkungen über den jungen Studenten während der Dauer seiner theologischen Studien machen, sowol wenn er in der Klasse antwortete oder Bemerkungen vortrug, als während der Erholung wenn sich eine Unterhaltung über diesen Stoff entspann. Man fand bei ihm immer ein begründetes und richtiges Urtheil und sah zugleich, daß die Frömmigkeit seinen Studien vorstand und daß er wie ein Mann redete, der nicht bloß studirte, um gelehrt zu werden, sondern noch weit mehr, um zu lernen Gott zu erkennen und zu lieben. Er dachte, man könne nur durch Gebet und Demuth nützliche Fortschritte in den Wissenschaften machen, und deshalb schrieb er kurze Zeit darauf an seinen Bruder, der studirte, diese wahrhaft bemerkenswerthe Worte: „Suche die Klippe zu vermeiden, an welche die Studenten der Philosophie oft stossen; sie gewöhnen sich von Gott mit einer wenig ehrfurchtsvollen Freiheit zu sprechen; sie schwächen unmerklich in sich die frommen Gesinnungen welche der Gedanke an diese anbetungswürdige Majestät einflössen muß; der Glaube leidet darunter, ebenso die Frömmigkeit. Demuth und Gebet gewähren mehr Erkenntniß Gottes als stolze Vernunftschlüsse. Wir müssen auf alle Weise arbeiten, mehr und mehr in dieser Erkenntniß zu wachsen und uns an das Wort des Apostels erinnern: „Wir hören nicht auf, für euch zu bitten und zu begehren, daß ihr erfüllt werdet mit der Erkenntniß seines Willens in aller Weisheit und geistigen Einsicht..., wachsend in der Wissenschaft Gottes." [1])

Perboyre hatte diese Uebelstände, die er seinem Bruder be-

---

[1]) Kol. 1, 9. 10.

zeichnete, zu vermeiden gewusst. Ebenso wie seine Frömmigkeit seinen Studien nicht schadete, so schadete seine Arbeit auch seiner Inbrunst nicht. Je mehr er Gott kennen lernte, destomehr bemühte er sich, ihn zu lieben, und ihm zu dienen. Wenn er an seine Aeltern schrieb, so unterließ er nie, ihnen die weisesten Räthe zu geben, sowol was das Heil ihrer Seele als was die Pflichten betraf, die sie gegen ihre Kinder zu erfüllen hatten. Ich denke, man wird die Mittheilung folgenden Briefes den er in dieser Zeit an seinen Vater schrieb, nicht ungerne sehen.

„Mein theuerster Vater!

„Nein, Sie täuschen sich nicht, Ihr Andenken ist meiner Seele immer gegenwärtig; ich denke täglich an Sie wie an alle meine Verwandten, und es war noch keine halbe Stunde, daß ich daran gedacht hatte, als man mir Ihren Brief übergab: er hat mich mit Freude erfüllt. Es ist schon lange, daß ich daran dachte, Ihnen zu schreiben; ich gestehe, daß ich ein wenig zu nachlässig gewesen bin ...."

„Ich habe mit meinem Oheim über meinen kleinen Bruder Anton gesprochen; ich glaube, Sie werden nicht übel thun, ihn für einige Zeit zu ihm zu schicken, um dort die ersten Anfangsgründe des göttlichen und menschlichen Wissens zu lernen; aber ich bitte Sie, mein theuerster Vater, hüten Sie sich wohl, ihn durch irgend ein Wort oder auf irgend eine andere Weise zu vermögen, in den geistlichen Stand zu treten; denn wenn er diesen Stand ergriffe, ohne dazu berufen zu sein und besonders aus Gründen menschlichen Vortheils, so würde er einen abscheulichen Gottesraub begehen und das wäre für Sie wie für ihn das allergrösste Unglück. Alles was ich verlange, ist, daß er lerne als guter Christ zu leben und daß er keinen Götzendienst mit den Gütern der Erde treibe, wie ich es fünfzehn Jahre lang gethan habe. Obgleich mir Ihre Sorge und Wachsamkeit nicht unbekannt ist, die Reinheit der Sitten bei allen Ihren Kindern zu bewahren, so zittere ich doch fortwährend für seine Unschuld, da ich weiß, daß Sie ihn oft aus dem Gesichte lassen müssen und daß er sich die meiste Zeit bei den Dienstboten und Arbeitern befindet, die immer den Mund voll übler Nachreden und unanständiger Reden haben; und Sie wissen besser als ich, mein theuerster Vater, daß diese Leute in Ihrer Abwesenheit nicht so zurückhaltend sind als in Ihrer Anwesenheit. Ich zweifle auch nicht, daß Sie ihnen von Zeit zu Zeit die Furcht Gottes empfehlen

und sie ernstlich zurechtweisen, wenn Sie hören, daß sie den Herrn beleidigen. . ."

„Ich umarme Sie, so wie meine theuere Mutter, und bin für das Leben, u. s. w."

Der fromme Student war schrankenlos gehorsam gegen alle Diejenigen, welche ihm die Stelle Gottes vertraten. Seine Neigung zu allen seinen Mitbrüdern war so herzlich, daß Jeder von ihnen in ihm einen vertrauten, wahren, hingebenden Freund sah. Nichts destoweniger hatte er gegen Alle eine grosse Ehrfurcht und ließ sich zu keiner Vertraulichkeit hinreissen; es war die Theilnahme an der Liebe Jesu Christi seines göttlichen Vorbildes. Er theilte gleichermassen ihre Freude wie ihre Traurigkeit; wenn sie leidend waren, that er Alles, was er konnte, sie zu trösten und fand dazu Worte unaussprechlicher Milde. In den Erholungen war Alles was die Frömmigkeit unterhalten konnte, von ihm gut aufgenommen und er hatte ein bewunderungswürdiges Talent, die Unterhaltung auf erbauliche Gegenstände zurückzuleiten. Doch hinderte ihn das nicht, sich gerne zu unschuldigen Scherzen zu leihen um zur Abspannung seiner Mitschüler beizutragen; da aber Gott der Mittelpunkt aller seiner Neigungen war, so zögerte er nicht, auf ihn zurückzukommen. Man suchte seine Unterhaltung, man verkehrte gern mit ihm, weil dabei immer zu gewinnen war. Sein Eifer in den frommen Uebungen wuchs immer mehr; während des Gottesdienstes sah man ihn bald mit dem Lesen der Kirchengebete beschäftigt, bald in seine tiefen Betrachtungen versenkt; ein anderesmal glich er Jemand, der aufmerksam und voll Liebe auf eine Stimme hört, die zu ihm spricht und ihn mit Freude erfüllt. Man hätte dann glauben können, den Freund des Bräutigams zu sehen, der sich der Stimme des Bräutigams freut oder die heilige Braut des hohen Liedes, da sie sagte: Meine Seele ist zerschmolzen als mein Geliebter redete.[1]) Was besonders an ihm überraschte, war seine gewöhnliche Sammlung, seine Gleichheit des Charakters und die schöne Uebereinstimmung der so gut geordneten Tugenden, welche sich nie verläugneten, in welchen Umständen er sich auch befand. Schliessen wir mit dem Zeugnisse, das ihm ein frommer Missionar gab, der seine theologischen Studien mit ihm gemacht hatte. „Ich habe in dieser Zeit in ihm

---

[1]) Hohel. 5, 6.

immer ein vollkommenes Muster aller Tugenden gefunden. Man verspürte um ihn den Wohlgeruch der Heiligkeit welcher erbaute und zum Besserwerden antrieb. Ich habe nie an ihm den mindesten Fehler bemerkt; er klagte sich zuweilen an, er liesse es an Sanftmuth fehlen, aber ich habe nie entdecken können, worin er dagegen fehle. Man kann von ihm alles Gute sagen, was man will, ich glaube nicht, daß es möglich ist, zu übertreiben. Es fand sich an ihm nichts Ausserordentliches, aber es zeigte sich auch nichts Mangelhaftes; und je mehr man ihn betrachtete, je mehr man ihn studirte, desto mehr war man auch erstaunt ihn in Allem und überall vollkommen zu finden."

Achtes Kapitel.

Sein Aufenthalt im Kollegium zu Montdidier.

Nachdem Perboyre in Paris seine Studien beendigt hatte, wurde er an das Kollegium zu Montdidier geschickt. Wir beschränken uns darauf, die Urkunden wiederzugeben, die uns darüber mitgetheilt worden sind:

„Dieser heilige Jüngling war Subdiakon, als er zu uns geschickt wurde. Sein Name Gabriel, sein Gesicht, welches Offenheit und Bescheidenheit zeigte, sein schönes, liebliches und reizendes Lächeln, Alles an ihm nahm uns zu seinen Gunsten ein; das ist noch zu wenig gesagt, wir waren von ihm ganz bezaubert. Die Zöglinge ihrerseits waren, ungeachtet des Leichtsinns ihres Alters, begeistert beim Anblicke des Verdienstes, der Tugend voll Reiz, der ungeschminkten und ungezwungenen Heiligkeit des neuen Lehrers. Sein stäts erbauliches Leben, sein anmuthiges, gewandtes und zuvorkommendes Benehmen gegen Jeden, erwarben ihm die Achtung und die Zuneigung aller Herzen. Es war Allen klar, daß er viel Gutes unter uns wirken würde: nur er selbst bemerkte es nicht. Darum zögerten wir auch nicht, Gott und den Obern der Genossenschaft für das kostbare Geschenk, welches sie uns in der Person des jungen und aufrichtigen Nachahmers des heiligen Vincenz von Paul gemacht hatten, zu danken. Welch' ein Segen ist in der That für ein Haus die Gegenwart und die Mitwirkung eines

Jünglings, den Jeder schon geneigt war für einen Heiligen zu halten, aber für einen Heiligen, dessen Lebensweise so anziehend war, dessen Heiligkeit über den Unterricht und die Wissenschaft Glanz verbreitete, weil sie verschönert war durch einen ausgebildeten Verstand und weil sie alle Eigenschaften ausprägte, welche die Religion liebenswürdig machen und für ihre göttlichen Gebote einnehmen."

„Unser junger Mitbruder hatte in seinem Begleitschreiben keine besondere Bestimmung für diesen oder jenen Theil unseres Unterrichtes; das war der Weisheit und dem Ermessen der Verwaltung des Kollegiums überlassen. Seine Bescheidenheit, wie wachsam und aufmerksam sie auch war, hinderte uns nicht zu entdecken, daß er ausgezeichnete Studien gemacht hatte, und daß viel daran fehlte, daß er in der schönen Literatur ein Fremdling gewesen wäre. Immer voll Ruhe und Heiterkeit, immer voll Unterwürfigkeit unter den Willen seiner Obern, zwischen welchem und dem göttlichen er niemals den geringsten Unterschied machte, erwartete er seine Aufgabe in dem gemeinsamen Werke mit religiösem und heiligem Gleichmuth. So sah man ihn nach einander mit gleicher Freude und demselben erleuchteten und schrankenlosen Eifer ein Jahr die Klasse der Anfänger halten und ein anders die Gegenstände und den Unterricht der Philosophie mit den schönsten Ergebnissen und dem bewunderungswürdigsten Erfolge entwickeln."

„Doch war es leicht zu bemerken, daß von Allem was er schon studirt hatte, die Wissenschaft der Heiligen es war, womit er vor Allem am meisten seinen Geist zieren, sein so reines und grades Herz befriedigen und seine Seele erheben und stärken konnte. Man sah an ihm seine Gewohnheit, diese Wissenschaft aus der wahren Quelle zu schöpfen; er kannte die heilige Schrift in einem für sein Alter aussergewöhnlichen Grade. Ich glaube, daß er die bewunderungswürdigen Briefe des heiligen Paulus an seinen vielgeliebten Jünger auswendig wusste, und ich bin sicher, daß sie seine Wonne waren, daß er ihre Salbung zur Nahrung seiner schönen Seele durchdrang, daß er die Vorschriften und Räthe derselben so betrachtete, als wenn sie für ihn selbst wären geschrieben worden, und daß er bestärkt in dieser Ueberzeugung, einen der Hauptgrundsätze des Apostels schätzte und kostete: Die Frömmigkeit ist zu Allem nütze und sie ersetzt selbst Alles Andere."[1])

---

[1]) I. Tim. 4, 8.

„Er war also fromm; ja, und sehr fromm; er besaß eine sanfte und anziehende, englische Frömmigkeit; eine Frömmigkeit, welche Jedermann leicht in seiner Haltung, in seinen Gesprächen, während der Betrachtung und bei seinen sehr häufigen Besuchungen des heiligen Sakramentes bemerken konnte; denn er würde sich ein Gewissen daraus gemacht haben, dieselben vor dem Anfange seiner Klasse und nach derselben zu unterlassen. Besonders aber erbaute er, war es schön und köstlich ihn zu sehen bei der Danksagung nach der heiligen Kommunion. Seine gewöhnliche Stellung war dann mit über der Brust gekreuzten Händen in der Form von Palmen, kniend und in vollständiger Unbeweglichkeit, die Augen sanft geschlossen, mit einem Gesichte, welches die reine und heilige Freude seines Innern widerstralte. Was ging während dieser köstlichen Augenblicke in seiner Seele vor? O, ohne Zweifel genoß sie des Glückes der Gegenwart ihres geliebten Bräutigams und war ganz versenkt in die Unterhaltung, die sie mit ihm pflog! Der kleine Perboyre hatte dann nur den Schein vom Menschen, gerade so viel als nöthig war, daß wir entzückt waren, ihn zu sehen; sonst glich er da einem Seraph, seine Seele empfand alle Bewegungen, alle Entzückungen desselben.“

„Zu der Zeit als unser junger Heiliger nach Montdidier geschickt wurde, hatte man eben den Zöglingen die geistlichen Uebungen gehalten. Der Eifer herrschte unter ihnen. Die Kleinen waren allerliebst bei allen Andachtsübungen; sonst waren sie froh, zufrieden und arbeiteten fleissig; aber sie hatten nicht, wie die Grossen, eine Versammlung, besondere Zusammenkünfte, die kleinen über das Gebotene hinaus gehenden Uebungen, wodurch die Frömmigkeit unterhalten, genährt und gestärkt wird. Man weckte also in ihnen das Verlangen, sich freiwillig unter ein Banner zu schaaren, das der Fahne der grossen Kongreganisten zur Seite gehen sollte, das Verlangen nach einer Vereinigung, die ihre Statuten, ihre Feste und Vorrechte hätte, mit einem Worte nach einer Kongregation der heiligen Engel, deren Direktor aus ihren Lehrern, und der Vorstand aus ihren Mitschülern, beide nach ihrer Wahl genommen werden sollte, indem man ihnen versprach, ihre Wahl zu bestätigen. Ohne das Ergebniß abzuwarten, denke ich, wird man ohne Mühe den Namen desjenigen aus ihren Lehrern errathen, welchen die Gesammtheit der Stimmen bezeichnete. Perboyre ging mit allgemeinem Beifalle daraus hervor, und die Kinder, indem sie nur ihrer gesunden Vernunft Gehör schenk-

ten, gaben sich einen Engel um sie unter dem Banner der heiligen Engel zu führen."

„Für den der nach der Vollkommenheit in Allem strebt und selbst in den gewöhnlichsten Handlungen nach ihr seufzt, ist nichts klein in dem was von Gott kommt oder was zu ihm führt; Alles nimmt im Gegentheil in seinen Augen einen ernsthaften Charakter, grosse Verhältnisse und eine Wichtigkeit an, welche gewöhnliche Menschen nicht recht begreifen. So war es bei unserm heiligen Leviten. Seine ersten Gedanken waren also, als er sich dem Rufe unserer jüngsten Zöglinge fügte, daß seine neue Sendung groß, schön, wichtig in den Augen Gottes sei, da gleichsam ganz frische Seelen künftig seiner Zärtlichkeit und seiner Sorge anvertraut waren, um ihnen die Milch der Frömmigkeit zu spenden, und ihre ersten Schritte auf den Pfaden der Tugend zu leiten. Von da an fühlte er sich mit einer grossen Verantwortlichkeit wahrhaft belastet. Sein Eifer und seine Inbrunst wären dadurch gewachsen, wenn das möglich gewesen wäre. Ebenso ist es gleich unmöglich zu sagen, bis auf welchen Punkt und mit welchen Erfolgen er die Tugend in diesen jungen Herzen, die Gott in seine Hand gegeben hatte, aufsprossen machte. Er war für Jedes dieser Kinder ein sichtbarer Schutzengel, und erfüllte sichtbar seine ganze Aufgabe. Eine an Zärtlichkeit und Frömmigkeit vollkommene Mutter hätte ihn gewiß nicht an Sorge und Voraussicht für ihren Sohn übertroffen. Es genüge zu sagen, daß er ungemein viel Gutes an seinen kleinen Kongreganisten that und sich unter ihnen eben so viele und noch mehr Verdienste vor Gott erwarb als Lob und Bewunderung vor den Menschen, die ihn an seinem Werke sahen."

„Unser heiliger Jüngling hatte eine zu thätige, zu edelmüthige Frömmigkeit, als daß er nicht zugleich mehrere Arten der Gottesverehrung und verschiedene Andachten geübt hätte. So eben habe ich Ihnen in Kürze von der Andacht gesprochen, die ihn gegen das heilige Sakrament erfüllte, den häufigen Besuchen die er am Fusse des Altares ihm abstattete; dann von der, die er auch gegen die heiligen Engel trug und wie er sie den Kindern mitzutheilen wusste, welche er unter ihr Banner stellte. Es bleibt mir jetzt noch übrig, Ihnen von einer andern Andacht zu reden, deren Aeusserungen nicht weniger überraschend, deren Huldigungen nicht weniger aufrichtig waren. Ich will sagen seine Andacht zu der heiligen Jungfrau."

„Wenn es wahr ist, wie der heilige Bernhard und mehrere

andere Väter behaupten, daß die Andacht zu Maria ein Zeichen der Auserwählung ist, so hätten wir, so viele unser auch zu der Zeit im Kollegium waren, wo dieser tugendhafte Mitbruder es bewohnte, uns ohne Zögern über sein Loos in der Ewigkeit aussprechen und ihn als Seligen aufstellen können. Sein Zimmer war eine Art kleines Heiligthum mit Bildern und Emblemen, welche ihm die Mutter Gottes in verschiedenen Lagen darstellten und mit den verschiedenen Anrufungen, unter welchen sie in der Kirche geehrt wird, ausgeschmückt. Er wusste sehr gut Bescheid über ihre Bedeutung und ihren Ursprung, und das zeigte, daß er um seine Frömmigkeit zu erleuchten und zu nähren, viel über das Leben, die Macht und die Wunder der heiligen Jungfrau gelesen hatte. Was die Verehrung betrifft, die er ihr erzeigte, so war es etwas mehr als Andacht, d. h. mit seiner Andacht zu Maria, mit seiner Beständigkeit in der Anrufung ihres himmlischen Beistandes verband er sichtbarlich ein Vertrauen, eine Hingabe, eine Zärtlichkeit, die der Bewegung eines Sohnes glich, den man bald auf den Knieen bald in den Armen einer geliebten und hochverehrten Mutter sah."

„Eine so erleuchtete, so zärtliche und beständige Verehrung konnte nicht ermangeln ihm das Herz Derjenigen zuzuwenden, auf die sie sich bezog. O nein, man darf daran nicht zweifeln. Von seiner Kindheit, vielleicht von seiner Taufe an hatte Maria seinen Namen in das Verzeichniß der Auserwählten eingetragen. Ihre Zärtlichkeit und Wachsamkeit, womit sie die Schritte ihres geliebten Kindes leitete, konnten nicht verfehlen in seine Seele die lebhaften und heilsamen Eindrücke der zahlreichen Gnaden zu leiten, die sie ihm erlangte. Darum hat auch die Treue mit welcher er immer dem Finger folgte, welcher ihm den wahren Weg zum Glück und zur Verherrlichung zeigte, ihn einen doppelten Triumph erringen lassen. Auf seiner Stirne stralen heute und für immer die zwei schönsten Kronen der Unsterblichkeit. Früher begrüsste er Maria mit dem Mutternamen, und sie war es ihm. Jetzt ist sie nach den zwei ehrenvollsten Titeln seine Königin: regina martyrum, regina virginum. Mit diesem doppelten Stralenkranze stellen wir sie künftig uns vor..."

„Alle Tugenden unseres Mitbruders wurden besonders verschönert durch Offenheit, Sanftmuth und Einfalt. Seine Gesicht gehörte unter die kleine Zahl derer, an welchen man sich nicht satt sehen kann, deren Anblick in Herz und Seele zugleich ein Etwas legt, was man nicht beschreiben, was man sich aber auch nicht er-

wehren kann und will zu lieben. Es war gleichsam ein Abglanz vieler göttlicher Gnaden, ein Ausdruck innerer Schönheit und des Zustandes der Seele. Und warum sollen wir etwas Anderes suchen? War diese Seele nicht in der Lage zufrieden zu sein? in Freude zu schwimmen? Diese herrschte über sein ganzes Wesen. Alle seine Organe, alle seine natürlichen Vermögen waren ihr unterworfen und dienten ihr mit erbaulicher Treue; alle seine Sinne gehorchten ihr oder vielmehr sie hielt sie in strenger und harter Dienstbarkeit. Es war eine Seele, die so zu sagen die Erde nicht berührte und die mitten unter den Merkmalen der Menschheit durchaus wie ein Engel lebte, der ihre Gestalt annimmt, wenn er herniedersteigt um eine himmlische Sendung auszurichten."

„Nach dem was ich eben gesagt, wird es vielleicht nicht überflüssig sein beizufügen, daß eine englische Sittsamkeit und eine ganz jungfräuliche Keuschheit zweifelsohne unter die Zahl der Grundursachen dieser gewöhnlichen Ruhe und Zufriedenheit seiner Seele gehörten. Auch verdankte er sie seiner Wachsamkeit und der Treue mit welcher er den Bund des heiligen Patriarchen [1]) hielt, daß seine Augen sich nicht auf einen Gegenstand hefteten, der im Stande wäre, in ihm den alten Menschen aufzuregen und den Frieden seines Herzens und die Ruhe seiner Seele zu trüben. Ohne zu behaupten, daß er wenig zu kämpfen hatte, weil sein stäts lebendiger Glaube und seine stäts auf ihr Ziel gerichtete Liebe ihn in einer zu erhabenen Region hielten, als daß die Pfeile des Fleischteufels ihn hätten erreichen können, bin ich doch geneigt zu glauben, daß seine Heiligkeit aus einem Vorzuge und einer Vorliebe stammte, daß Gott ihn in dieser Zeit seines Lebens mehr durch Süssigkeit und Tröstungen als durch Prüfungen und Kämpfe an sich zog. Gott hatte ihm diese für eine andere Zeit aufgespart, und wir wissen, mit welchem Muthe und mit welcher unerschütterlichen Standhaftigkeit er darüber triumphirte. Wie dem auch sei, wenn sein Beichtvater ihm die Freiheit gelassen hätte, körperliche Abtödtungen zu üben, so ist kein Zweifel, daß er sein Fleisch gezüchtigt hätte, als wenn es strafbar gewesen wäre; so sehr fürchtete er, daß es einen Angriff erfahre oder eine Verunreinigung erleide. Da aber seine Liebe zur Abtödtung sehr groß war, so war er erfinderisch sie durch eine Menge Kleinigkeiten zufrieden zu stellen, wozu er immer ermächtigt

---

[1]) Job 31, 1.

war und die für ihn eine Entschädigung dafür waren, daß er seinem Geschmack und seinem Eifer in grössern Dingen nicht folgen konnte."

„Mit Ausnahme dieser kleinen Verschiedenheit der Meinung zwischen ihm und seinem Beichtvater war seine Leitung leicht, denn die Gnade übernahm sie selbst. Er beichtete regelmässig alle acht Tage und kommunicirte mehreremale in der Woche mit genauer Beobachtung seines Verzeichnisses der bevorzugten Tage und der von ihm besonders geliebten Heiligen. Die heilige Jungfrau hatte davon eine grosse Zahl. Ich weiß nicht, ob je in seiner Regelmässigkeit sich dem Richterstuhle der Busse und dem heiligen Tische zu nähern, die geringste Unterbrechung eintrat. Immer dieselbe Pünktlichkeit, immer derselbe Eifer im Gefolge einer immer wachsenden und mehr und mehr bewunderungswürdigen Erbauung."

„In seinem gewöhnlichen Leben und in seinen Beziehungen zu Andern war er immer in gleicher Gemüthsstimmung; er lachte niemals laut auf, hatte aber immer ein freundliches Lächeln auf den Lippen; voll Sanftmuth, Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit drückte er diese köstlichen Eigenschaften in ihrer ganzen natürlichen Schönheit aus; nichts an ihm verrieth das Angelernte, Erzwungene, angenommene Manieren; er bildete nur seinen göttlichen Meister nach, so daß es genügte, ihn mit ein wenig Aufmerksamkeit anzusehen, um sich angetrieben zu fühlen, Allen zu wiederholen, indem man auf ihn zeigte: „Seht wie gut der Herr ist![1]) wie sein Joch süß, seine Bürde leicht ist![2]) Lernet es aus der Betrachtung seines Dieners noch mehr als aus der Lesung des heiligen Textes; doppelt überzeugt, weil ihr seht, daß das Vorbild wahrhaft sanftmüthig und demüthig von Herzen war. Durch die Nachahmung werdet auch ihr die Ruhe, die innere Freude und die ganze Liebenswürdigkeit finden, wovon ihr entzückt seid."

„Soll ich von seinem Gehorsame, von seiner genauen Beobachtung der Regel sprechen? Es sei, ich bin noch ganz voll Erinnerungen in diesem Betreff. So erinnere ich mich vollkommen, daß es unmöglich war, ihn darin, wie in allem Uebrigen über einem Fehler zu betreffen. Ich erinnere mich auch, daß er die Gabe hatte bei einer und derselben Handlung mehrere Tugenden zugleich zu

---

[1]) Matth. 19, 17.
[2]) Matth. 11, 29. 30.

üben: z. B. daß er die Weisung erbat, einen Mitbruder zu ersetzen, weil seine Liebe dabei ihren Nutzen fand; daß er verlangte, man solle ihm das befehlen was unangenehm und zurückstossend war, denn damit stellte er seine Begierde nach Abtödtungen zufrieden. Uebrigens war es leicht zu sehen, daß er immer vollkommen unterwürfig war unter Alles was über ihn irgend eine Auktorität zu üben hatte, und daß er in dem Zeitpunkte angelangt, wovon wir reden, nach den vollkommensten Mustern darin befestigt war. Er sah in dem Gehorsam und in der Unterwerfung unter Menschen nur mehr den Gehorsam und die Unterwerfung Jesu Christi unter Gott seinen Vater; ebenso sah er in seiner Regel nur den Text und die Räthe des Evangeliums seiner Uebung untergeben. Deswegen ohne Zweifel, erlaubte er sich nie das mindeste Murren, die mindeste Mißbilligung, selbst keine Widerrede gegen seine Obern, ebensowenig als er es sich gegen Gott selbst erlaubt hätte. Ich erinnere mich, daß er zuweilen seine kleinen Bemerkungen machte, nicht um eine Idee geltend zu machen, sondern weil er dachte, es ginge so vielleicht besser; und diese Bemerkungen waren immer von so viel Ehrerbietigkeit, Anmuth und Unterwürfigkeit begleitet, daß es unmöglich war, sie nicht genehm zu finden und dem nicht seine Zufriedenheit zu bezeigen, welcher sie machte."

„Schon lange war es Gebrauch in Montdidier an Sonn- und Feiertagen den Gefangenen die Messe zu lesen, sie zweimal im Tage zu besuchen um ihnen das Morgen- und Abendgebet nebst einer Lesung über die Wahrheiten der Religion zu halten; darauf vertheilte man unter sie Almosen an Nahrung und zuweilen an Kleidung. Die Nahrung bestand gewöhnlich in dem was man vom Tische abtrug; die Schüler fügten häufig einen Theil ihres Nachtisches dazu, den sie sich mit grossem Vergnügen zu einem so guten Werke abbrachen."

„Oft war zu viel da für die Gefangenen, dann theilte man den Vorrath; ein Theil war für sie, der andere war für die Armen der Stadt. Kaum war Herr Perboyre im Hause, da erkannte und schätzte man ihn schon und dachte, daran, seinen Eifer und seine Klugheit zu benützen, diesen Vertheilungen vorzustehen und ein Werk von grösseren Verhältnissen daraus zu machen. In der That, er war der geeignete Mann dazu und die Wahl war vortrefflich."

„Seine erfinderische Liebe fand bald Mittel aus diesem Werke etwas Grosses und für die Religion Erspriessliches zu machen; er

vermehrte die Hülfsmittel durch die Beschaffung von Almosen an Geld, indem Geldbussen für Nachlässigkeiten von Seiten der Zöglinge in der Ordnung ihrer Privatsachen oder Beschädigungen an den Sachen Anderer auferlegt wurden; dann durch den Verkauf der Gegenstände, welche weder die Zöglinge noch ihre Aeltern beanspruchten. Er legte sich also eine Kasse an, er zog sie zu Rathe, schonte ihre Einkünfte und sah sich vor für die Bedürfnisse der schlechten Jahreszeit."

„Täglich sah man ihn in der Erholungszeit des Mittags ausgehen und sich mit den Körben, welche die Schüler trugen, die immer begierig waren, ihm zu folgen, bald nach dem Gefängnisse, bald nach den Vorstädten wenden. Er kannte seine Leute, machte seine Vertheilungen mit viel Klugheit und Leutseligkeit, begleitete sie immer mit einigen guten und heilsamen Bemerkungen, mit Worten der Ermuthigung und Ergebung und kehrte mit dem Segen des Armen bedeckt zurück. Er war vergnügt, zufrieden, glücklich, denn, sagte er, ich habe gethan, was unser heilige Stifter that. Es ist wunderbar, wie gut ihm dieses Werk von der Hand ging und wie sehr er es ausdehnte. Kein Zweifel, daß er es noch weiter hätte ausdehnen und ihm keine andern Gränzen geben wollen, als die seiner Liebe, die keine Gränzen hatte."

Wir fügen diesem erbaulichen Berichte wenig bei. Während seines Aufenthaltes in Montdidier war der junge Missionar ein vollkommenes Muster der Erbauung. Einige Priester der Diöcese Amiens, die bei der Leitung der Anstalt betheiligt waren, hatten für ihn eine Art von Verehrung und wenn sie in ihren Unterhaltungen auf ihn zu sprechen kamen, bezeichneten sie ihn oft mit dem Titel des kleinen Heiligen. Sie besassen ihn nur zwei Jahre, nach welchen er das Kollegium verließ mit Hinterlassung von Eindrücken und Erinnerungen an seine Frömmigkeit und Bescheidenheit, welche die Zeit noch nicht verwischt hat.

Neuntes Kapitel.

Perboyre im höhern Seminar von Saint-Flour.

In Paris angekommen, wohin ihn der Wille seiner Obern zurückrief, wurde Perboyre angewiesen, sich zum Empfange der Priesterweihe vorzubereiten. Diese Anzeige erfüllte ihn zugleich mit Glück und mit Furcht, denn wenn er einerseits den Vortheil schätzte, täglich den Altar zu betreten und das heilige Opfer darzubringen und sich mit dem Brode der Engel zu nähren, so zitterte er auf der andern, daß er nicht genug vorbereitet sei. Während er sich aber vor Gott demüthigte, wünschten seine Obern und seine Mitbrüder sich Glück über seine Erhebung zum Priesterthume, da sie wohl wussten, daß sein ganzes Leben gleichsam eine lange Vorbereitung zu dieser erhabenen Würde gewesen war. Er besaß in der That eine grosse Kenntniß der Wahrheiten, welche der Priester Andern lehren soll und sein Betragen war der Ausdruck der hervorragenden Tugenden, welche die Kirche von denen verlangt, die zu den heiligen Weihen berufen werden.

Man hat über die Verfassung oder die Gesinnungen wovon er beseelt war, als er die Tonsur und die Weihen die ihr bis zum Diakonate folgen, empfing, nichts entdecken können. Diese Lücke ist zu bedauern, denn das schon so erbauliche Leben Perboyre's lässt nicht zweifeln, daß er zu diesen verschiedenen Weihen sich heilig vorbereitet habe; und Einzelheiten darüber würden diesen jungen und tugendhaften Leviten als Vorbild für alle diejenigen haben darstellen können, die sich zum Priesterstande bestimmen, indem er sie gelehrt hätte, wie sie jede Stufe des Heiligthums besteigen sollten. Wir können wenigstens versichern, daß man, nachdem er den Herrn zu seinem Antheile genommen, ihn sich mehr und mehr bestreben sah, alle seine Anmuthungen auf Gott zu beziehen, daß er nach dem Subdiakonate, das Brevier mit englischer Inbrunst betete, daß er nach dem Diakonate das Schauspiel der Tugenden darbot, welche der heilige Paulus von denen verlangt, welche zu dieser Würde erhoben werden. Er las oft die Schriften Ollier's über die heiligen Weihen, er betrachtete gerne im Pontificale das was sich auf die verschiedenen Stufen der kirchlichen Rangordnung bezog. Wir wissen auch, daß er seine Augen immer auf das Vorbild der Priester,

unsern Herrn Jesus Christus gerichtet hatte, dessen Grundsätzen er zu folgen, dessen Beispiel er nachzuahmen sich bemühte.

Bevor er zum Priesterthume befördert wurde, empfahl er sich den Gebeten seiner Freunde und Verwandten. Wir führen ein Bruchstück des Briefes an, den er bei dieser Gelegenheit an seinen Vater schrieb. „Er ist also bestimmt, mein theurer Vater, und er ist schon nicht mehr ferne der Tag, wo der Herr für immer das Joch des Priesterthums auf meine Schultern legen wird; dieser Tag wird der schönste meines Lebens sein. Welch ein Glück für mich, wenn ich die Priesterwürde mit allen nothwendigen Erfordernissen empfangen könnte! welche Quelle von Gnaden für mich und Andere! die Barmherzigkeit Gottes muß sehr groß sein, da sie sich so unwürdige Diener erwählt; Sie wissen, wie wenig ich diese Gnade verdient habe. Rufen Sie unsern Herrn an, ich bitte Sie darum, daß er nicht zulasse, daß ich die Gnaden mißbrauche, die er mir mittheilen will. In einem Monate werde ich Priester sein, nämlich am 23. September. Ich hoffe, daß Sie, meine theure Mutter, meine Schwestern, alle meine Verwandten, Alle, Ihre Gebete vereinigen werden, um auf mich den Segen des Himmels herabzuziehen, und ich empfehle mich besonders den Gebeten meiner Tante Rigal. Sie werden reichlichst dafür entschädigt werden, wenn ich das Glück habe, die heilige Messe zu lesen, nicht kraft meiner eigenen Gebete, sondern durch die Verdienste dessen, der sich Gott seinem Vater durch meine Hände aufopfern wird."

Vor der Weihe brachte der junge Diakon einige Tage in der Einsamkeit zu. Zwei andere Mitbrüder bereiteten sich zum Empfange derselben Gnade vor; der Eine von ihnen sagte später, es hätte ihm genügt, die Augen auf Perboyre zu richten, um einen Zuwachs der Andacht zu fühlen. Er wurde am 23. September 1825 in der Kapelle der Töchter der christlichen Liebe geweiht. Am folgenden Tage brachte er zum erstenmale das heilige Meßopfer dar; Gott allein weiß mit welcher Inbrunst und mit welchem Aufschwunge der Liebe. Von diesem Augenblicke an arbeitete er mit neuem Eifer an der gänzlichen Losschälung von Allem was noch Menschliches an ihm war. Der Gedanke, daß der Priester ein anderer Christus sein soll, war seinem Geiste immer gegenwärtig, und er bemühte sich mehr als je, in sich das Bild dieses göttlichen Heilandes auszuprägen.

Bald nachher schickte man ihn in das höhere Seminar nach Saint-Flour, wo er die dogmatische Theologie lehren sollte. Dem

Scheine nach zu urtheilen, hätte man ihn noch gar jung für eine so wichtige Stelle finden können; er füllte sie indessen mit Auszeichnung aus, denn bei ihm waren Wissenschaft und Weisheit den Jahren vorausgeeilt. Er hatte zwei sehr schwere Traktate zu erklären, die von der Gnade und der Menschwerdung. Die Zöglinge die diesen Kursen beigewohnt haben, bewahrten sorgfältig das Andenken an den Unterricht ihres Lehrers. Was sie besonders in Erstaunen setzte, war der Umfang seiner Kenntnisse, die Richtigkeit und Tiefe seiner Schlüsse. Sein ausgesprochener Geschmack an der Metaphysik diente ihm, auf genaue und genügende Weise die abstrakten Stoffe der Gnade und der Menschwerdung auseinander zu setzen. Er verstand es wunderbar aus den grossen Kenntnissen Nutzen zu ziehen, die er aus dem Studium und der Betrachtung der heiligen Schriften, und namentlich der Briefe des heiligen Paulus erworben hatte. Ich erinnere mich noch immer, sagte einer seiner Schüler, der prachtvollen Einleitung die er uns bei der Abhandlung über die Menschwerdung hielt, durch die blosse Entwickelung des folgenden Textes aus dem ersten Briefe an Timotheus:[1] „Es ist ohne Zweifel etwas Grosses dieses Geheimniß der Liebe, das sich im Fleische offenbarte, das sich durch den Geist bezeugte, das den Engeln erschien, das den Heiden gepredigt worden, das in der Welt geglaubt und in die Herrlichkeit aufgenommen worden ist."

„Sein Unterricht hatte nichts Trockenes und Abstraktes, denn er bereitete sich darauf eben so sehr und noch mehr durch Gebet als durch Studiren vor. Er verkostete mit Wonne diese grossen Wahrheiten, die, ausserdem daß sie jeden Tag seiner Frömmigkeit neue Nahrung boten, ihm halfen sich und Andere gen Himmel zu erheben. Er konnte die Grösse Gottes und die Wunder seiner Liebe nicht betrachten ohne vor Bewunderung ausser sich und von Dankbarkeit durchdrungen zu sein und er wusste das Geheimniß, in die Herzen einen Theil der Gefühle überzuleiten, wovon er belebt war. So verliessen seine Schüler unterrichtet und erbaut die Unterrichtsstunde und fanden im Studium der Theologie den doppelten Vortheil ihren Glauben zu stärken und ihre Andacht zu vermehren.

Oft bemächtigte sich Schrecken seiner Seele, wenn er die Wichtigkeit der Stellung erwog, die er auszufüllen hatte; er begriff, daß

---

[1]) I. Tim. 3, 16.

man, wenn das Priesterthum etwas so Erhabenes ist, wie die Kirchenväter es lehren, daß es selbst für Engelschultern ein furchtbare Bürde würde, noch mehr zu zittern haben muß, wenn man berufen ist, Priester zu bilden. Deswegen vernachlässigte er kein Mittel, die Seminaristen zur Uebung der Tugenden anzuleiten, welche dieser heilige Stand erheischt. Eine gute Zahl von ihnen hatte ihn zu ihrem Gewissensführer gewählt und an diesen hauptsächlich übte sich sein Eifer. Allein er wusste auch, daß weder der, welcher pflanzt noch der, welcher begiesst, etwas ist; daß Gott allein das Gedeihen gibt[1]); daher betete er viel, um auf seine Beichtkinder den Segen des Himmels herabzuziehen.

Er war der Erste, ihnen das Beispiel der Tugenden zu geben, welche einen heiligen Priester auszeichnen sollen. Die, welche im Beichtstuhle sich an ihn wandten, glaubten unsern Herrn zu sehen. Wenn Seminaristen auf sein Zimmer kamen, empfing er sie mit so viel Güte, daß sie sich stäts ungern zurückzogen, weil sie zu ihm durch die Herzlichkeit seines Benehmens hingezogen wurden. Heute, nach vielen Jahren, erinnern sich die, welche ihn damals gesehen haben, noch des Eindrucks den er auf sie machte. In der Erholung zeigte er sich gesprächig, ohne zur Vertraulichkeit herabzusteigen, während der Mahlzeiten entzückte seine Sittsamkeit alle Welt. Was aber besonders die Aufmersamkeit auf sich zog, war, ihn bei der Feier der heiligen Geheimnisse zu sehen. „Wie schön las er die heilige Messe! berichtet einer seiner Mitbrüder; welche Inbrunst am Altare! unsere Seminaristen nannten ihn den kleinen Heiligen. Auf der Kanzel sprachen Geist und Herz zugleich, aber es war der Geist der Heiligkeit, es war ein von göttlicher Liebe ganz entflammtes Herz. Er verabscheute eine gesuchte Sprache; seine Beredsamkeit war die der heiligen Bücher, der heiligen Lehrer und auch der höhern Philosophie, denn seine Vorträge waren tief.“ „Ich erinnere mich, sagte einmal Einer seiner Schüler, einer ausgezeichneten Konferenz die er uns eines Sonntags über die Liebe hielt. Nie habe ich auf haltbarere Weise die Einheit des doppelten Gebotes der Gottes- und Nächstenliebe beweisen hören; es wurde mir schwer zu begreifen, wie es möglich wäre, mit so viel Reife und Kraft im Alter von fünf und zwanzig Jahren zu sprechen.“

Seine Mitbrüder waren nicht weniger durch die Tugenden

---

[1]) I. Kor. 3, 7.

erbaut welche sie täglich an ihm sahen und sie enthielten sich nicht immer, das auszusprechen, was sie darüber dachten. „Sehen Sie Herrn Perboyre? sagte einer der Professoren zu einem Zöglinge; er ist wie ein Heiliger, und ein bevorzugter Heiliger; ich möchte behaupten, daß er die Taufunschuld bewahrt hat.“ Der Obere des höhern Seminars wünschte sich Glück, einen solchen Mitarbeiter zu haben; aber er erfreute sich nicht lange des Vortheils ihn zu besitzen, denn am Ende des Schuljahres wurde Perboyre zu einer neuen Stelle ernannt, auf die wir ihm folgen wollen.

Zehntes Kapitel.

Perboyre Oberer des geistlichen Erziehungshauses von Saint-Flour.

Das geistliche Erziehungshaus von Saint-Flour, das heute unter der weisen und geschickten Leitung eines seiner Zöglinge blüt, war damals in seinem Entstehen und hatte die harten Prüfungen auszuhalten, welchen Gott gewöhnlich alle Werke unterwirft, deren Urheber er ist. Herr Trippier, dessen Name noch lange in der Diöcese leben wird, hatte es gegründet und während der ersten Jahre mitten unter Hindernissen und Schwierigkeiten aller Art geleitet. Gegen Ende des Jahres 1827 wurde Perboyre berufen, ihn zu ersetzen, und obgleich viele Zusammensetzungen waren versucht und aufgegeben worden, bis die Wahl sich entscheidend auf ihn feststellte, so bewies der Erfolg, daß er der von der Vorsehung bestimmte Mann war, seine Erhaltung zu sichern und das Gedeihen dieses wichtigen Werkes vorzubereiten. Er befand sich anfangs dort mit Mitarbeitern ohne Erfahrung; das Haus war von Geldmitteln entblösst, und die Mehrzahl der Zöglinge war von einem schlechten Geiste beseelt. Feinde fehlten auch draussen nicht; und wir müssen zugleich auch sagen, daß das Alter des neuen Obern denen einige Furcht einflösste, welche sich am meisten für das Gedeihen dieses Hauses interessirten. Aber bald liessen die kostbaren Eigenschaften des Direktors seine Jugend vergessen; das Uebelwollen wurde einem Manne gegenüber entwaffnet, dessen Tugend einen unwiderstehlichen Einfluß übte; er erwarb das ganze Vertrauen der Aeltern, denen die Erziehung ihrer Kinder am Herzen lag; mit einem Worte, er

bewies durch die That, daß Rollin sich nicht getäuscht hatte, als er in seiner Abhandlung über die Studien sagte: „Ein Haus ist glücklich, wenn Gott ihm als Vorsteher einen Mann gibt, der den Geist der Leitung, einen geselligen Charakter, ein richtiges Urtheil, eine demüthige und kluge Gelehrigkeit und eine vollkommene Uneigennützigkeit besitzt und der diese Stelle nur aus religiösen Absichten und durchaus nicht aus menschlichen Beweggründen einnimmt.“ Ein Solcher war Perboyre.

Kaum war er in die Anstalt eingetreten, als Alles eine neue Gestalt annahm. Die Zöglinge, die, wie eben gesagt, sich nur schwer unter das Joch beugten, fanden sich mit einem Schlage beherrscht und unter die Zucht gebracht, ohne sich Anfangs die Umwandlung erklären zu können, die mit ihnen vorging und den geheimnißvollen Einfluß zu begreifen, der ihren Willen unterwarf. Dieses Erziehungshaus das bei seiner Ankunft nur dreissig Zöglinge zählte, nahm im Anfange des folgenden Jahres mehr als hundert auf. Wenn man fragt, wie er es anfing um dieses glückliche Ergebniß zu erzielen, so ist die Antwort leicht: Seine Tugenden, die ungeachtet seiner tiefen Demuth, alle Blicke in Erstaunen setzten, zogen ihm die Hochachtung und Verehrung der Zöglinge zu; seine Güte und Sanftmuth gewannen ihm ihre Neigung, seine Klugheit, seine Festigkeit und besonders seine Gebete thaten das Uebrige.

Da der Obere vor Gott für das Betragen derer verantwortlich ist, die seiner Stellung anvertraut sind, so gab er sich genau Rechenschaft über das Gute und Böse welches in der Anstalt geschah und fasste Maßregeln, das Eine zu vermehren und das Andere zu vermindern. Er hatte die Augen überall; er wusste Alles was vorging; des Nachts wachte er und ließ wachen, um die Kinder die ihm so theuer waren vor aller Gefahr zu bewahren. Indem er sie mit väterlicher Zuneigung behandelte, hatte er keine Bevorzugten, oder wenn zuweilen Einer von ihnen ein besonderes Zeichen des Antheils empfing, so wandten sich diese Zeichen, wie man beobachtet hat, immer auf Seite derer, die vom Glücke weniger begünstigt waren. In ihren Krankheiten ließ er sie mit Sorgfalt pflegen, besuchte sie oft, ermuthigte und tröstete sie, erfreute sie durch einen guten Einfall, lehrte sie ihre Leiden heiligen und sie aus Liebe zu Gott ertragen. Wenn sie beunruhigt waren, so waren sie sicher, in seinen Worten einen heilsamen Balsam zu finden, der sie ihren

Mißmuth vergessen ließ. Musste er einem Zöglinge Vorwürfe machen, so gebrauchte er nie harte oder verletzende Ausdrücke: er redete in mitleidigem und eindringlichem Tone mit ihm, ließ ihn alles Ungebührliche in seinem Betragen fühlen und wie sehr diese Fehler Gott mißfielen, der ihn mit so vielen Wohlthaten überhäufte. Zuweilen warf er sich am Fusse des Krucifixes auf die Kniee und leistete im Namen des Zöglinges Abbitte und lud auch ihn ein, Gott um Verzeihung zu bitten, und der Schuldige kehrte mit Reue im Herzen und Thränen in den Augen zurück. Wenn er einen Schüler so zurechtwies, so konnte man im Voraus seine Umwandlung versichern; denn wenn er sich auf den ersten Angriff nicht ergab, so betete Perboyre, tödtete sich für ihn ab, fing von Neuem an, setzte ihm mit dem lebhaftesten Andringen zu, bis er endlich einen vollständigen Sieg errang.

Wenn er Vorwürfe machte, so geschah das mit so viel Güte und Sanftmuth, daß man sie gewissermassen gerne hatte. Zuweilen jedoch, aber selten, nahm er einen strengen Ton an und redete zu den Zöglingen mit so viel Autorität, daß er sie gänzlich niederwarf; seine Sprache machte so grossen Eindruck auf sie, daß sie eher todt als lebendig waren und selbst die Professoren, wenn sie ihn bei solchen Veranlassungen hörten, fühlten wie ein Schauder durch ihre Glieder fuhr, so stark und wirksam war sein Wort. Wenn er strafen musste, so wich er auch nicht vor dieser traurigen Nothwendigkeit zurück, aber man bemerkte leicht, daß er sich Gewalt anthat und man war wegen des Verdrusses mehr niedergeschlagen, den man ihm verursachte, als wegen der Strafe selbst. Die grösste Züchtigung welche die Lehrer einem Zöglinge auferlegen konnten, war, daß sie ihn vor den Obern führten; so sehr fürchteten sie, ihm zu mißfallen.

In den Unterweisungen und Ermahnungen die er gab, bestand er besonders auf Einigkeit und Eintracht. Wenn ein Mißverständniß zwischen zwei Zöglingen herrschte, so berief er sie zu sich, stellte ihnen die Verpflichtung vor, sich einander zu verzeihen und ließ sie nicht von seinem Zimmer weggehen, bis er sie unter einander versöhnt hatte. Da er vernommen hatte, daß die Zöglinge sich in zwei Lager getheilt und gespalten hatten, arbeitete er auf der Stelle an der Wiederherstellung des Friedens und seine Bemühungen wurden mit vollständigem Erfolge gekrönt. Die Ursache der Spaltung war folgende: Nach den Ferien die der Revolution von 1830 folgten,

waren die Zöglinge zurückgekommen und hatten den Kopf voll politischer Ideen, worüber sie sich in der Erholung unterhielten. Die Einen vertheidigten die gestürzte Familie,[1]) die Andern stellten sich auf die Seite der jüngern Linie, die damals den Thron innehatte, und in diesem Streite entgegengesetzter Meinungen belebte sich die Unterhaltung bisweilen ein wenig mehr als gut war. Die Aufseher benachrichtigten den Obern davon, der am folgenden Tage, nachdem er die heilige Messe gelesen, mit einer beinahe zufriedenen Miene in den Studirsaal hinabstieg. Er begann damit, daß er die Zöglinge wegen ihres Fleisses und des Stillschweigens belobte, das sie am Morgen beobachtet hatten, dann wie um sie zu ergötzen, erzählte er ihnen folgende Anekdote: „Vor zwei Tagen trafen unser Knecht und der Barbier sich auf unserm Zimmer. Der Knecht war beschäftigt den Staub von meinem Tische abzuwischen und fand ein griechisches Buch, das er dem Barbier zeigte. Neugierig untersuchen unsere zwei Leutchen dasselbe und suchen etwas herauszubuchstabiren, aber sie wissen nicht, wo die Seite anfängt oder aufhört, ja sie sind darüber gerade entgegengesetzter Ansicht; der Eine behauptet, man müsse das Buch so halten, der Andere versichert, das hiesse es verkehrt fassen: allein obgleich weder der Eine noch der Andere etwas davon versteht, will doch Jeder seine Meinung geltend machen. Der Streit wird lebhaft, sie sagen sich beleidigende Worte und es ist Gefahr, daß es zu einem Faustkampfe kommt, so daß ich mich genöthigt sehe, sie zu trennen und sie zu verhindern sich zu prügeln.“ Es bedurfte nicht mehr, um unter den Zöglingen ein ungeheueres Gelächter zu erregen, die nicht daran dachten, daß er ihre Geschichte erzählte, indem er den Hausknecht und den Barbier aufführte. Indem er darauf mit Geschick diese Erzählung auf sie anwandte, brachte er sie dahin, daß sie begriffen, wie wenig sie fähig wären, sachverständig über Politik zu sprechen; und die Bemerkungen die er machte, wurden von den jungen Leuten so gut gewürdigt, daß über Politik unter ihnen keine Rede mehr war und daß sie wieder wie früher in vollkommener Eintracht lebten.

Er hatte ein besonderes Talent im Richterstuhle der Busse die Zöglinge, die sich an ihn wandten, zur Frömmigkeit anzuleiten. Seine Bescheidenheit, sein sanftes, eindringliches, liebevolles Wort

---

[1]) der Bourbonen. Den Thron bestieg Ludwig Philipp von Orleans, der selbst wieder im Jahre 1848 vertrieben, in England im Exil starb.

wirkten Wunder. „Ich glaubte nicht einem Menschen, sondern einem Engel zu beichten,“ sagte ein ehrwürdiger Geistlicher, der in dieser Zeit sein Beichtkind gewesen war. Wenn ein ungeregelter Zögling sich entschloß, ihn zum Führer zu nehmen, so sah man davon ein vortheilhaftes Ergebniß voraus, und die Folgen bewiesen, daß man sich keiner trügerischen Hoffnung hingegeben hatte, denn eine beträchtliche Besserung trat bald an die Stelle der Ungebundenheit. So wenn die Professoren nicht mehr wussten, was sie anfangen oder auf welche Weise sie mit einem Zöglinge verfahren sollten, so war es ihre letzte Zuflucht, sich an Herrn Perboyre zu wenden, da sie den Einfluß kannten, welchen seine Tugend über die störrigsten Gemüther und die schwierigsten Charaktere übte. Hier ein Beispiel. Im Hause war ein Schüler, den Niemand gewinnen konnte, und der sich so ungefügig zeigte, daß nach der Meinung der Mehrheit der Lehrer jeder Versuch, ihn zu bessern Gesinnungen zu bringen, fortan unnütz sein würde. Man schloß daraus, daß nichts anderes zu thun sei, als das Erziehungshaus von ihm zu befreien und ihn seiner Familie zurückzuschicken. Der Obere setzte sein Vertrauen auf Gott und übernahm selbst diesen Zögling und änderte seine Gesinnungen so gut, daß er zur grossen Ueberraschung der Professoren und der jungen Leute im Hause, in kurzer Zeit dahin gelangte, aus ihm einen erbaulichen Schüler zu machen. „Man musste ihn gekannt haben, wie wir, sagen seine Mitarbeiter, um sich eine Idee von seinen zahlreichen Mitteln zu machen: hier nahm er einen festen und entschlossenen Ton an, dort wandte er die sanfteste väterliche Zärtlichkeit an; dort mässigte er den Einen durch den Andern, weil er bei seinem scharfen Verstande es für nöthig hielt um den Zweck zu erreichen, den er sich vorsetzte.“

Wenn ein Zögling für die Andern gefährlich wurde, so schickte er ihn auf der Stelle weg und in diesem Falle konnte ihn keine Erwägung aufhalten. Obwohl er sehr geschickt war, seine Leute kennen zu lernen, die Charaktere zu unterscheiden und die geeignetsten Mittel zu ihrer Leitung aufzufinden, so rechnete er doch nicht auf seine Einsichten, sondern auf die Gnade Gottes, die er unablässig durch die eifrigsten Gebete erflehte. „Wenn ich in der Betrachtung bin, so sagte er zu seinen Professoren, die ihn fragten, wie er diese heilige Uebung anstelle? so fange ich damit an, daß ich Gott meine Huldigung darbringe; dann denke ich nach über meine eigenen Bedürfnisse, über die der Lehrer, der Zöglinge und Aller, die das Haus

bilden; dann bitte ich unsern Herrn Jedem zu gewähren, was er bedarf." „Er hat mich besonders gerührt, erzählte ein junger Mensch, der lebhafte Vorwürfe verdient hatte; ich war auf seinem Zimmer; plötzlich wandte er sich gegen sein Krucifix und sagte zu mir: Wie viele traurige Augenblicke lassen Sie, mein Freund, mich zu den Füssen Jesu Christi am Kreuze zubringen!" In der That, wenn ein Zögling nicht auf dem Pfade der Tugend wandelte, so flehte er vor Jesus dem Gekreuzigten die Barmherzigkeit des Herrn an und ließ nicht nach mit Beten, bis er die Gnade erhalten hatte, welche er begehrte.

Wenn die jungen Leute auf dem Punkte standen, in ihre Ferien abzugehen, so verfehlte er nie, ihnen die weisesten Vorschriften zu geben, sie gut zuzubringen. Die Aeltern empfanden grosse Befriedigung wenn sie den Antheil sahen, den er an ihren Kindern nahm; aber sie waren nicht weniger befriedigt von der Leutseligkeit mit welcher er mit ihnen selbst sprach. Sie verliessen ihn immer mit grösserer Bewunderung erfüllt und gaben ihm keinen andern Namen als den des kleinen Engels. Diejenigen welche fernher kamen, um ihre Kinder zu besuchen, verlangten immer mit ihm zu sprechen, und wenn es ihnen beim ersten Besuche nicht gelang, weil er abwesend oder mit Angelegenheiten beschäftigt war, die er nicht unterbrechen konnte, so machten sie einen neuen Versuch, bevor sie die Stadt verliessen, denn sie konnten sich, wie sie sagten, nicht entschliessen, nach Hause zurückzukehren, ohne einen so heiligen und gegen Jedermann so liebenswürdigen Mann gesehen zu haben.

Die Zöglinge besonders hatten an ihn eine unvergleichliche Anhänglichkeit und eine gewissermassen gränzenlose Verehrung für ihn. Einer von denen, die er unter seiner Leitung gehabt, schrieb von ihm: „Während beinahe sechs Jahren war der gute Herr Perboyre mein Oberer und mein Vater. Ich war so glücklich den Glanz seiner hervorragenden Tugenden bewundern und etwas von dem süssen Wohlgeruch den sie um ihn aushauchten, fühlen zu können. Denn konnte man sich ihm nähern, konnte man ihn sehen, ohne gerührt, angezogen, und gleichsam fortgerissen zu werden durch diese ganz englische Sanftmuth, durch diese so tiefe Demuth, durch diese wunderbare Liebe, durch diesen ganzen Verein von Tugenden, die ihm zum heiligen, sichtbar auserwählten Priester und zum lebenden Abbilde des Heilandes selbst machten? Ich muß es auch zu seinem

Lobe sagen, ich fühle noch und werde immer die lebhaften und glücklichen Eindrücke fühlen, die sein väterlicher Rath auf mich machte, denn er trug das Gepräge und Siegel einer ganz göttlichen Weisheit..."

Eilftes Kapitel.

Sein Benehmen gegen seine Lehrer und Dienstboten.

Man hat gesehen, wie Perboyre sich gegen seine Zöglinge benahm; er war nicht weniger vollkommen in seinen Beziehungen zu seinen Mitarbeitern, den jungen Geistlichen der Diöcese, welche ein aufrichtiger Wille belebte, ihre Obliegenheiten gut zu erfüllen. Sie bildeten unter sich nur eine Familie die durch die Bande der Liebe vereinigt war und die ehrfurchtsvolle Achtung die sie gegen ihren Obern hatten, ließ sie seinen mindesten Wünschen zuvorkommen. Er lebte auch mitten unter ihnen wie unter geliebten Brüdern; er bemühte sich noch mehr durch sein Beispiel als durch seine Lehren sie zur Uebung aller Pflichten zu bilden, welche ihre Stellung vorschrieb. „Er war weit entfernt, sagten sie, das Ansehen welches ihm sein Titel gab, geltend zu machen; er wollte unter uns nur der Erste unter Gleichgestellten sein. Jeder fand in ihm einen zärtlichen Vater, einen aufrichtigen Freund, einen ächten Lehrer, einen ehrlichen und treuen Rathgeber, mit einem Worte, Alles was man von einem guten Obern verlangen kann. Er musste gut gelernt haben zu gehorchen, um zu befehlen, wie er that. Nie harte Worte, nie ein befehlender Ton gegen uns; er hörte unsere Klagen und unsere Erinnerungen mit unsäglicher Güte an. Hatte man sich gegen ihn verfehlt, so war man sicher, wenn man zu ihm zurückkam, eine artige und wohlwollende Aufnahme zu finden. Handelte es sich darum, eine Mahnung zu geben, die Gefahr lief, nicht gut aufgenommen zu werden, so setzte er Alles was die Liebe Erfinderisches hat, in Bewegung. Sicher, er schonte uns wie seinen Augapfel. Von welcher Seite unser Leid auch kam, er bemitleidete uns nicht bloß, sondern er hatte auch ein ganz besonderes Talent es zu erleichtern."

Seine Zurückhaltung ging aufs Aeusserste, wenn es sich darum

handelte, etwas zu sagen oder zu thun, was das Ansehen seiner Professoren hätte bloßstellen können. Wenn er bemerkte, daß Einer von ihnen ein wenig zu lebhaft verfahren war, so machte er ihm seine Bemerkungen insgeheim; aber er sagte nichts vor den Zöglingen, das eine Mißbilligung oder einen Tadel, der sein Betragen getroffen, hätte argwöhnen lassen. Er nahm Alles, was bei dem Amte des Obern das Lästigste war, auf sich. Er unterzog sich gerne, abschlägige Antworten zu geben, steuernde Maßregeln auszuführen. Nichts destoweniger musste man ihn lieben, weil man gewiß war, daß er nie aus Uebereilung oder Leidenschaft handelte. Seine Herablassung zu seinen Mitarbeitern ging so weit, daß er, wenn aus irgend einem Grunde ein Aufseher die Zöglinge nicht auf dem Spazirgange begleiten oder bei dem Studiren zugegen sein konnte, oder wenn ein Professor verhindert war, sein Amt zu versehen, nicht bloß bereit war, sie zu vertreten, sondern oft selbst ihren Wünschen zuvorkam.

Wenn irgend eine Verwirrung den regelmässigen Gang der Anstalt durchkreuzte, so beklagte er sich über Niemand und klagte nur sich selbst an. „Das ist meine Schuld, sagte er, wenn ich Dieses oder Jenes gethan hätte, so wäre das nicht geschehen.“ Die Gesundheit seiner Professoren war für ihn ein Gegenstand besonderer Sorgfalt; und wenn sie krank oder unwohl waren, so verschwendete er an sie alle mögliche Sorge. Durch seine Worte voll Glaube und Liebe bemühte er sich den Eifer, wovon er sie belebt sah, zu unterhalten und zu vermehren. „O, wie sehr ist die Kindheit unserer Liebe und Achtung würdig,“ sagte er zu ihnen. Um sie wirksamer zu vermögen, den guten Anlagen der Zöglinge nachzuhelfen, erinnerte er sie oft an die Liebe welche unser Herr zu den Kindern gezeigt, als er auf Erden war, und wie sehr er seinen Jüngern empfahl, nichts zu thun, was ihnen Aergerniß geben könne. Er war nicht der Meinung, daß man Kindern lange Reden halten solle. „Vermeiden wir, sagte er, zu lange zu ihnen zu sprechen, das kann ihnen nur lange Weile machen. Die Kinder sind wie ein Gefäß dessen Oeffnung sehr enge ist; wenn Sie die Flüssigkeit in zu grosser Menge eingiessen, so fliesst sie über und euer Gefäß wird nicht voll; Sie machen es dagegen voll, und ohne Ihre Flüssigkeit zu verschütten, wenn Sie Tropfen auf Tropfen hineingiessen.“

Da die Anstalt auf dem Wege des Gedeihens war, da sich die Zahl der Zöglinge von Tag zu Tag vermehrte und da unter ihnen

ein vortrefflicher Geist und erklärte Liebe zur Arbeit herrschte, hätte Perboyre sich darin gefallen können, diese glückliche Entwicklung zu betrachten, aber fern davon sich durch Gedanken der Eigenliebe verblenden zu lassen, bezog er Alles auf Gott und glaubte sich nur fähig den Fluch des Himmels über das Werk herabzuziehen, das ihm auferlegt war.

Er bemühte sich seinen Mitarbeitern dieselben Gesinnungen einzuflössen und fürchtete nichts so sehr, als sie von ihren Erfolgen eitel gemacht zu sehen. „Erinnern wir uns oft, sagte er zu ihnen, der Worte des heiligen Paulus: Weder der pflanzt ist etwas, noch der begiesst, sondern Gott ist es, der das Gedeihen gibt.[1]) Unsere Vorgänger haben gesäet, wir sammeln die Frucht ihrer Arbeiten: es ist schwerer ein Feld urbar zu machen und zu bepflanzen, als die Aerndte davon einzusammeln, wenn sie reif ist. Sie erfreuen sich über das Gute, welches geschieht, aber wer versichert Sie, daß nicht die Gebete irgend eines auf einem Dorfe verborgenen Weibleins oder vielleicht einer Christin in China uns diese Segnungen zugezogen hat? Nehmen wir uns in acht, beziehen wir Alles auf Gott, denn er würde uns strafen, wenn wir Wohlgefallen an uns selbst hätten."

An einem Festtage hatten sich alle Zöglinge dem Tische des Herrn genaht. Die Professoren wünschten sich Glück wegen dieser schönen Handlung der Frömmigkeit und Einer von ihnen sagte zu ihm: „Nun, mein Herr, Sie müssen zufrieden sein, alle unsere Zöglinge haben heute mit bemerkenswerther Andacht kommunicirt." — „Ja, seien wir zufrieden, antwortete er, wenn Gott es ist. Aber fürchten wir auch, daß Er von uns nicht ebenso befriedigt ist, wie es sein sollte; denn es kann sein, daß Er gerne in die Herzen unserer Kinder gekommen ist und daß Er bei uns nicht findet, was Er zu finden verlangt."

„Er war ein unversöhnlicher Feind der Eigenliebe, sagte in diesem Betracht einer seiner Professoren, denn er betrachtete sie als die grösste Feindin Gottes. Deswegen verfolgte er sie ohne Unterlaß und er konnte sie nicht wahrnehmen, ohne sie auch alsbald anzugreifen. Gott allein, wiederholte er oft, Gott allein; wenn er über diesen Punkt sprach, so dachte man an unsern Herrn, der die eitle Selbstgefälligkeit seiner Jünger tadelte und zu ihnen sagte:

[1]) I. Kor. 3, 7.

Ich sah Satan vom Himmel fallen wie der Blitz...., freuet euch nicht darüber, daß euch die Geister unterworfen sind, sondern freuet euch vielmehr darüber, daß eure Namen im Himmel aufgezeichnet sind..." [1])

Die Liebe des guten Obern wurde aber nicht bloß gegen seine Zöglinge und seine Professoren geübt; er trug auch besondere Sorge für die Dienstboten. Er sorgte für alle ihre geistigen und leiblichen Bedürfnisse mit väterlicher Sorgfalt. Er wachte darüber, daß sie genau alle Pflichten der Religion erfüllten; er ließ sie unterrichten und unterrichtete sie selbst. Man hat ihn während der Ferien von seinem Zimmer herabsteigen gesehen, um einen einzigen Dienstboten im Katechismus zu unterrichten oder ihm eine geistliche Lesung zu halten.

Unter den Dienstboten befand sich ein Mädchen, welches die Küche und die Einkäufe die in ihren Bereich gehörten, zu besorgen hatte. Er hatte mit ihr nur den unumgänglich nothwendigen Verkehr und duldete nicht ein unnöthiges Wort bei der Rechenschaft, die sie ihm ablegte. Uebrigens war er gut und liebevoll gegen alle seine Diener, er wachte darüber daß ihnen an dem, was ihnen nöthig war, nichts fehle, und wenn sie krank waren, verwandte er auf sie alle Sorge, die sie verlangen konnten. Wenn er an ihnen einen Fehler bemerkte, so wies er sie mit Festigkeit und Sanftmuth zurecht und flösste ihnen einen grossen Abscheu vor den Fehlern ein, durch welche Gott beleidigt wurde. Nie machte er ihnen Vorwürfe wegen dessen, was ihn persönlich betraf. Ob man ihm gut oder schlecht aufwartete, er war immer zufrieden. Er wusste mit Geduld die Verschrobenheit ihres Charakters zu ertragen, ermuthigte sie, gab sich Mühe, die Einigkeit unter ihnen zu erhalten; aber wenn sie wesentliche Fehler hatten, schickte er sie ohne Barmherzigkeit fort. Wenn er mit ihnen sprach, so war es weniger als Herr, der sein Ansehen brauchte, denn als Diener der sich an seinen Vorgesetzten wandte; denn wenn er etwas verlangte, so geschah es immer mit Demuth, Güte und Liebe. „O der Heilige! sagen noch diese Dienstboten, wie angenehm war es, unter seinen Befehlen zu arbeiten! wie wusste er uns in unsern Leiden zu trösten! welchen rührenden Antheil nahm er an Allem, was uns betraf!" Zu welcher Stunde und in welchem Augenblicke sie auch an seine Thüre klopfen kamen, sie waren sicher, gut aufgenommen zu werden. „Ich hatte oft Ge-

[1]) Luk. 10, 18. 20.

legenheit ihn zu stören, sagte der Pförtner des Hauses; nun, ich habe nie, weder in seiner Miene noch in seinen Worten bemerken können, daß er durch diese Störungen auch nur im geringsten aufgebracht worden sei.“ Darum hatten auch seine Dienstboten eine grosse Neigung und die lebhafteste Dankbarkeit für ihn.

Zwölftes Kapitel.

Seine Tugenden in dem geistlichen Erziehungshause von Saint-Flour.

Während der fünf Jahre seiner Vorsteherschaft in Saint-Flour zeigte sich Perboyre als vollkommenen Beobachter der mit seiner Stellung verbundenen Pflichten. Da er zugleich Oberer und Oekonom seiner Anstalt war, so musste er Widerstreben fühlen, auf eine Menge kleiner materieller Einzelheiten einzugehen, womit man sich doch befassen muß, wenn es sich um die Sorge für alle Bedürfnisse handelt. Er that es also mit einer Achtsamkeit, die nichts zu wünschen ließ. Er hatte im Hause alle mögliche Ordnung und Sparsamkeit eingeführt; nichts litt, weil nichts vernachlässigt wurde. Er betrachtete sich als Stellvertreter der Vorsehung, die mit so viel Liebe über alle ihre Geschöpfe wacht. Obgleich er sich oft an seiner Ruhe abbrach um die Geschäfte zu ordnen, so stand er immer um vier Uhr auf, und wenn der Pförtner es an der Genauigkeit im Wecken fehlen ließ, so machte er ihm darüber Vorwürfe und empfahl ihm ernstlich, genauer in der Ausführung seiner Anordnungen zu sein.

Er war ausserordentlich zurückhaltend, so daß man nie auf seinen Lippen die geringste üble Nachrede ertappen konnte. Er sprach über seine Zöglinge nur wenn es nothwendig war. Wenn er Einen fortschickte, so hörte man ihn nicht mehr von ihm reden. Man sah aus seinem ganzen Benehmen, daß er den ganzen Umfang des Gebotes der Liebe erfasst hatte. In seinen Augen war der Nächste nicht bloß ein Geschöpf wie er, sondern ein Freund, ein Bruder, ein Glied Jesu Christi; und daher die Herzlichkeit, mit welcher er Alle ohne Unterschied aufnahm.

Besonders gegen die Armen bezeigte er seine Liebe; er gab ihnen immer den ersten Platz in seinem Herzen; er empfing sie und sprach mit ihnen mit vieler Hochachtung, weil er Jesus Christus in ihrer

Person betrachtete und er fand grosses Vergnügen daran, mit ihnen zu plaudern. Er lehrte sie ihre Entbehrungen mit Geduld ertragen, indem er ihnen sagte, daß Jesus Christus arm geworden sei, um ihren Stand zu heiligen und daß Gott ihnen einst, wenn sie ganz ergeben seien, an den Reichthümern des Himmels Theil geben werde. Nie ließ er sie weggehen ohne ihnen irgend eine Beisteuer zu geben; wenn zuweilen seine Börse leer war, dann allein fühlte er die Uebelstände der Armuth; er ging zu den Professoren kollektiren und sagte ihnen, daß er nichts mehr habe und käme ihre Liebe für Jesus Christus anzusprechen, und da seine Mitarbeiter wussten, wie grosses Vergnügen sie ihm bereiteten, beeilten sie sich seinem Aufrufe zu entsprechen.

Als er die Leitung der Anstalt übernahm, fand er vier und dreissig Zöglinge und keine Einkünfte. Anstatt sich über diesen Stand der Dinge zu beklagen, dachte er an die Armuth unseres Herrn, und da er immer zufrieden war, ließ er die Andern an der Freude theilnehmen, die sein Herz erfüllte. Wenn man ihm die Entblössung des Hauses vorstellte, antwortete er: „Nun, was wollen Sie? Wir sind glücklich, unserm Herrn zu gleichen, dem Alles fehlte, der nicht einmal einen Stein hatte, worauf er sein Haupt legen konnte,[1]) und doch war er der Herr der Welt.“ In seinem Zimmer sah man nur das durchaus Nothwendige; einige ganz gemeine Geräthe, ein Krucifix, ein Bild der heiligen Jungfrau und eins vom heiligen Vincenz von Paul. Seine Kleider ließ er oft flicken. Wenn man ihm sagte: „Mein Herr, das taugt nichts mehr, man muß Neues kaufen,“ so antwortete er: „Es ist noch zu gut für mich.“

Er betrachtete die Stelle als Oberer nicht als ein Mittel zu herrschen, sondern als eine wahre Dienstbarkeit, und während er vermöge seiner Stellung den ersten Platz einnahm, setzte er sich im Geiste auf den letzten. Er dachte, daß Andere Gott viel angenehmer seien, als er und daß er alle Welt durch den Schein der Tugend täusche. Darum kamen auch die Schmeichler sehr schlecht bei ihm an; er konnte sie nicht ertragen. Die grösste Pein, die man ihm verursachen konnte, war, von ihm mit Lobeserhebungen zu reden. Einem seiner Professoren fiel es ein, ihm zu sagen: „Mein Herr, ich bin versucht zu glauben, daß Sie ohne Sünde empfangen sind, man sieht Sie niemals Fehler begehen.“ Die Verwirrung seines Gesichtes zeigte, wie tief diese Worte ihn verletzt hatten. „Sagen

---

[1]) Matth. 8, 20.

Sie das nicht, antwortete er ihm; Sie beweisen, daß Sie mich sehr wenig kennen; aber Gott sieht Alles, und er kennt meine Abscheulichkeit." In Folge der niedern Gesinnung die er von sich selbst hegte, glaubte er sich unfähig und unwürdig, das Wort Gottes zu predigen. Eines Tages kam man zu ihm mit der Bitte, in dem Augenblicke, wo er sich dessen am wenigsten versah, zu den Zöglingen zu reden. Er schlägt es ab mit dem Vorgeben, er könne nicht; man besteht darauf, man drängt ihn, endlich gibt er nach. Angekommen in der Kapelle, sammelt er sich einen Augenblick, dann nahm er zum Text die Worte des Propheten: grosser Friede ist der Antheil derer, die dein Gesetz lieben.[1]) Er sprach ihnen über den Frieden, welchen ein christliches Leben verschafft und von dem Glücke welches die wahren Kinder Gottes verkosten, so daß er die Bewunderung der Zöglinge erregte. „Ich weiß nicht, sagte bei dieser Gelegenheit ein Professor, woher er so schöne und göttliche Sachen hat schöpfen können."

Er hatte ein bewunderungswürdiges Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, und obgleich es während der Zeit wo er Oberer war, oft auf die Probe gestellt wurde, so erlitt es doch nicht die mindeste Schwächung. Fehlten die Einkünfte für seine Anstalt — er beunruhigte sich nicht darüber. „Unser Herr ist reich genug, sagte er, er wird uns geben, was wir bedürfen." Und in der That, die Vorsehung verfehlte nie, ihm zu Hülfe zu kommen. Ungeachtet des Mangels worin man sich befand, dachte er, da das Lokal unbequem und ungesund war, an die Erbauung einer passenden Anstalt auf einem viel geräumigern und luftigern Platze; aber er fand unüberwindliche Schwierigkeiten von Seiten des Stadtrathes und musste sein Vorhaben aufschieben. Damals sprach er die Worte aus, welche viele Personen als eine Prophezeiung betrachteten: „Es bleibt sich gleich, der Handschuh ist geworfen, ein Anderer wird ihn aufheben." Einige Zeit nach seiner Abreise wurde die Anstalt auf den Platz gebaut, den er ausgesucht hatte.

Niemals hat man, mitten unter den schwierigsten Verhältnissen in seinem Gesichte oder in seinen Worten ein Anzeichen von Entmuthigung entdecken können. Er besaß immer die tiefste Ruhe, welche allein die gänzliche Hingebung in die Hände des Herrn geben kann, und man hätte ihn einen andern Abraham nennen können, der

---

[1]) Psalm 118, 165.

gegen alle Hoffnung hoffte.[1]) Selbst in den verzweifeltsten Umständen bewahrte er eine solche Haltung, daß es für seine Mitarbeiter oft genug war, ihn zu sehen oder zu hören, um sich von ihrer Niedergeschlagenheit zu erheben und sein Vertrauen zu theilen.

Im Jahre 1831 bildete sich in der Nachbarschaft ein Haus das mit dem Seinigen wetteiferte. Viele Leute fürchteten für das Gedeihen des geistlichen Erziehungshauses. Weit entfernt zu erschrecken, bezeugte er beinahe Freude. „Ich bin es gewissermassen zufrieden, sagte er, wir werden dadurch angetrieben, es besser zu machen. Und am Ende, wenn nur das Gute geschieht so liegt nichts daran, durch wen."

Da er immer von grösserem Verlangen beseelt war, das Leben Jesu Christi zu führen, so arbeitete er daran, sich mehr und mehr in der Abtödtung zu begründen. Obgleich er lebhaften und gefühlvollen Charakters war, so konnte man doch an ihm nie die geringste Ungeduld bemerken. Da er eines Tages durch die Unbesonnenheit eines Schülers einen heftigen Schlag auf den Kopf erhielt, so beklagte er sich durchaus nicht, zeigte keinen Verdruß und beeilte sich, das Bedauern des Zöglings zu mildern, welches seine Unvorsichtigkeit ihm verursachte. Die unerwartetsten Dinge konnten ihn weder überraschen noch seine Sanftmuth erschöpfen.

Weil seine Abtödtungen seine Gesundheit schwer angegriffen hatten, war er beinahe immer leidend, ohne doch deshalb von seiner Strenge oder von seinen Beschäftigungen etwas abzulassen. Während der kalten Jahreszeit sah man ihn beinahe nie sich dem Feuer nähern. In Betreff seiner Mahlzeiten war es unmöglich, zu wissen, was nach seinem Geschmacke war, oder welche Speise ihm besser bekäme, als eine andere. Wenn er sich während der Ferien allein befand, litt er kaum, daß man sich mit seiner Nahrung beschäftigte. Der Arzt hatte ihm verordnet, Nachmittags ein wenig Thee zu nehmen, aber die Köchin, die ihn nicht zuzubereiten verstand, ließ ihn im Wasser sieden und trug ihn so ohne Weiteres auf. Mehrere Monate nachher sah eine Dame, welche Eines ihrer Kinder in der Anstalt hatte, wie die Köchin dabei verfuhr und fragte sie, warum sie nicht ein wenig Zucker in den Thee thue? — „Ich wußte nicht, daß man Zucker hinein thun müsse. Aber hat Herr Perboyre kein Widerstreben gezeigt, dieses so zubereitete Getränk

---

[1]) Röm. 4, 18.

zu geniessen? — Nein, Madame, und er hat mir nie eine Bemerkung darüber gemacht." Die Köchin, besser unterrichtet, machte es nun so; aber Perboyre bemerkte es entweder nicht, oder ließ es sich nicht merken, daß ihm die Aenderung aufgefallen wäre.

Der Hauptgegenstand seines Studiums war Jesus der Gekreuzigte; zu seinen Füssen suchte er Licht und Kraft, beweinte er seine und Anderer Sünden, vergaß er Alles, vergaß er sich selbst und befand er sich gleichsam in einer andern Welt. „Oft, sagte Einer seiner Dienstboten, wenn ich an seine Thüre klopfte, hörte er es nicht, denn er war ganz versenkt in die Betrachtung des Leidens seines Gottes. Des Wartens müde, trat der Knecht ein und fand ihn die Augen in Thränen gebadet und schluchzend am Fusse des Kreuzes. Man musste sich ihm nähern und lauter reden als gewöhnlich, um ihn zu sich zu bringen; dann verdemüthigte er sich und erröthete, daß er in diesem Zustande überrascht worden war. Wenn aber das Kreuz so mächtige Anziehungskraft für ihn hatte, so hatte das Tabernakel, wo Jesus ruht, nicht geringere. Von seinem Zimmer zur Kapelle hatte er nur einen kleinen Gang zu überschreiten; er benutzte diese Bequemlichkeit um seinem göttlichen Heilande häufige Besuche abzustatten. Kaum aufgestanden, ging er zu ihm und unterhielt sich mit ihm; am Tage kehrte er oft, und stäts mit grosser Freude dahin zurück; seine Pflicht und seine Beschäftigungen allein konnten ihn von da wegreissen; Abends kehrte er noch dahin zurück und verlängerte sein Gebet bis tief in die Nacht.

Er hatte die Diöcese mit dem guten Geruche seiner Tugenden erfüllt. Man sprach von ihm nur mit tiefem Gefühle der Achtung und noch jetzt lebt sein Andenken in den Herzen aller Derjenigen, welche ihn gekannt haben. Der Bischof von Saint-Flour, der ihn oft zu Rathe zog, willigte nur mit vieler Mühe ein, ihn abreisen zu lassen, als er nach Paris zurückgerufen wurde. Alle urtheilsfähigen Männer betrachteten ihn als einen ausgezeichneten Obern und als einen Heiligen. Die Generalvikare wurden nicht müde in Lobsprüchen über sein Benehmen; der Obere des höhern Seminars, sein Gewissensführer, der befähigt war, das Verdienst zu unterscheiden und gar wenig geneigt war, Komplimente zu machen, sagte von ihm: „Herr Perboyre ist der vollendetste Mann den ich kenne. Er ist ein Mann der ganz in Gott lebt und seine Gegenwart nicht eine Sekunde aus dem Auge verliert." Die Priester die mit ihm zusammen lebten, fällten dasselbe Urtheil. „Wenn ich die Fehler

bezeichnen müsste, die ich an ihm bemerkt habe, sage Einer von ihnen, ich gestehe, ich würde sehr in Verlegenheit sein, denn ich habe nie den Schatten einer Unvollkommenheit entdeckt." Eine Notiz die von allen Professoren verfasst und unterzeichnet ist, enthält eine Stelle, die wir hier mittheilen. „Wir mochten noch so genau alle seine Handlungen durchforschen, wir haben keine gefunden, wo es uns geschienen, daß er nicht auf Antrieb des Geistes Gottes gehandelt habe, dieses unaussprechlichen Geistes, der ohne seine Natur zu ändern, sich auf tausenderlei verschiedene Weisen, nach Verschiedenheit der Umstände äussert. Hier war es die Gabe des Rathes und der Stärke, dort eine ganz andere Gabe, welche man seine tiefe Demuth durchdringen sah. Reich an allen Tugenden, welche der heilige Paulus in seinem Briefe an die Galater [1]) die Früchte des heiligen Geistes nennt, wußte er, wie dieser grosse Apostel, dessen Schriften ihm geläufig waren, sich Allen Alles zu machen um Alle für Jesus Christus zu gewinnen [2]). Er wusste unter dem mächtigen Antriebe der göttlichen Gnade seine Zwecke mit Macht zu erreichen und Alles mit Sanftmuth zu ordnen [3]) nach dem Beispiele der ewigen Weisheit, die er fortwährend, in Allem was er that, nachzubilden sich bemühte."

Dreizehntes Kapitel.

Tod seines Bruders Ludwig. — Besuch bei seiner Familie.

Im Anfange des Jahres 1832 erhielt Perboyre eine Nachricht, die ihn in tiefe Betrübniß stürzte. Er hatte seinen Bruder Ludwig verloren, der vor mehr als einem Jahre nach China abgereist war, wo er Willens war, den Ungläubigen das Evangelium zu predigen, aber er starb vor der Ankunft an dem Ziele, welches er zu erreichen verlangte. Man möge uns gestatten, über das Leben und die letzten Augenblicke dieses frommen Missionars einen kurzen Abriß mitzutheilen, der vielleicht nicht ohne Interesse sein wird.

---

[1]) Gal. 5, 22.
[2]) I. Kor. 9, 22.
[3]) Weish. 8, 1.

Von seiner zartesten Kindheit an bemühte Ludwig Perboyre sich, seinem Bruder nachzuahmen und wie er auf den Pfaden der Tugend zu wandeln. Während er auf dem niedern Seminare von Montauban war, konnte man ihn als Muster den andern Zöglingen vorstellen. Seine Fortschritte waren nicht weniger glänzend als die Johann Gabriels. Als er seine Studien vollendet hatte, trat er in die Genossenschaft der Mission ein und kam nach Paris, um dort sein Noviziat zu halten und in den geistlichen Wissenschaften unterrichtet zu werden. Während der ganzen Zeit, die er dort zubrachte, war er für seine Obern ein Gegenstand des Trostes, die sich freuten, in ihm das Beispiel wieder zu finden, welches ihnen sein Bruder gegeben hatte. Er zeigte für sein Alter bemerkenswerthe Anlagen; man war von der Leichtigkeit überrascht, mit welcher er sich die zu seinem Stande nothwendigen Kenntnisse aneignete. Er war ausserordentlich sanft, musterhaft sittsam, zärtlich fromm und bezauberte Alle durch seine guten Eigenschaften. Dieses Zeugniß geben ihm Alle, die ihn gekannt haben.

Während des Laufes seiner theologischen Studien fühlte er sich mächtig angeregt, als Glaubensbote zu den Götzendienern China's zu gehen. Mittlerweile langten vier junge Missionare aus diesem Reiche in Paris an. Ludwig Perboyre der beauftragt war, ihnen als Schutzengel [1]) und Lehrer zu dienen, versah diese Aufgabe mit Eifer und ließ sie reissende Fortschritte machen. Aber seine Lehrstunden waren nicht unentgeltlich; er ließ sich seinerseits sie von seinen Zöglingen wieder geben und benützte sie so gut, daß er in kurzer Zeit eine ziemlich ausgebreitete Kenntniß der chinesischen Sprache erlangte. Im Jahre 1830 wurde er zum Priester geweiht, obgleich er das vier und zwanzigste Jahr noch nicht vollendet hatte und reiste mit seinen vier Chinesen, zu denen sich noch zwei Andere gesellten, die vor Kurzem nach Paris gekommen waren, nach China ab. Sie schifften sich am 3. Dezember 1830 in Havre ein. Sie hatten in ihrer Gesellschaft vier junge Priester der auswärtigen Missionen, die voll apostolischen Geistes, ebenfalls über die Meere schifften um das heilige Feuer zu verbreiten, wovon ihre Herzen entzündet waren. Unter ihnen befanden sich die Herrn Lamothe und

[1]) Jeder in die Genossenschaft neu eintretende Noviz erhält für die ersten Tage einen stäten Begleiter, den man seinen Schutzengel (ange gardien) nennt, der ihn mit den Gebräuchen und Gewohnheiten des Hauses bekannt zu machen und für seine Bedürfnisse zu sorgen hat.

Borie, welche einige Jahre nachher ihr Blut für den Glauben vergossen und Herr Vérolles, dessen Stirne später mit der Mitra geschmückt wurde. Seiner Freundschaft verdanken wir interessante Einzelheiten über die Reise und den Tod Ludwig Perboyre's. Er hat sie in folgendem Briefe aufgezeichnet:

„Herr Abbé!

„Ich bin so glücklich, Ihnen einige Einzelheiten über Herrn Ludwig Perboyre, Einen meiner Reisegenossen geben zu können. Es war im Jahre 1830; wir verweilten in Havre den ganzen Monat November und am 3. Dezember gingen wir unter Segel. Ein dichter Nebel entzog uns bald den Anblick der französischen Küsten. Im Golfe von Gaskogne, auf der Höhe von la Rochelle wurden wir von einem starken und gewaltigen Sturme ergriffen, der drei Tage dauerte; am 8., dem Feste der unbefleckten Empfängniß folgte die Ruhe dem Sturme. Wir setzten unsere Reise fort, die immer langsam blieb wegen der widrigen Winde. Wir begrüssten Porto Santo, Madeira, Palma, die Inseln des grünen Vorgebirges, das Kuhkap an der äussersten Spitze Afrika's, und am 17. März erreichten wir Ile de France. Einige Tage nachher warf unser Schiff Anker bei der Insel des heiligen Dionysius, Insel Bourbon. Dort blieben wir acht Tage: anstatt auf unser Schiff zu warten, welches dort einen Monat bleiben sollte, dachte Herr Perboyre wie wir, es wäre besser ein Schiff von Java zu besteigen, welches vom Kap kam und nach Batavia zurückkehrte: wir dachten so eher und leichter nach China zu gelangen. Die Winde waren ungünstig; wir gingen also gegen Süden zurück um andere Winde aufzusuchen, die uns gestatteten mit vollen Segeln nach Osten zu steuern. Bei Ile de France, bei Bourbon war die Hitze unerträglich. Einige Tage nach unserer Abfahrt änderte sich plötzlich die Temperatur; der Wind vom Südpol machte uns sogleich frieren. Alle Hautausschläge traten zurück und die Blutwallungen an denen Herr Perboyre gelitten hatte, hörten plötzlich auf. Wir hatten schon St. Paul und Amsterdam hinter uns, als das Unwohlsein, das Fieber und bald das Irrereden sich unseres theuern Ludwig bemächtigten; es war eine Gehirnentzündung."

„Was sollten wir anfangen? Wir hatten an Bord weder Arzt noch Arznei; auf diesem Küstenschiffe war nichts als Biberöl zum Abführen für Kranke; ich ließ ihn ein Fußbad nehmen; man

hätte Eis haben müssen, um es ihm auf den Kopf zu legen. Aber wo sollte man es finden? und wie es auflegen? Wir beteten, wir hielten eine neuntägige Andacht zur Rettung unseres theuren Mitbruders, aber er war reif für den Himmel; der liebe Gott hatte sein frommes und eifriges Verlangen nach dem Apostolat, welches sein Herz verzehrte, als Opfer angenommen. Das Bewusstsein kehrte ihm indessen auf einige Augenblicke zurück; er konnte beichten und die letzte Oelung (wir konnten die heilige Messe nicht lesen) aus den Händen seines Beichtvaters, des Herrn Delamothe empfangen, der seitdem ein edelmüthiger Martyrer für den Glauben geworden und zehn Jahre später im Jahre 1840 unter der Last seiner Ketten, mit glühenden Zangen gezwickt, in Fetzen zerrissen in den Gefängnissen Cochinchina's den Geist aufgab. Herr Perboyre gab seine heilige Seele dem Herrn zurück nach acht Tagen der Krankheit am 2. Mai 1831, wenn ich mich recht erinnere. Wir segelten damals wieder nördlich, nicht fern von den Küsten Neu-Hollands."

„Er hatte keine Paramenten mitgenommen; wir ersetzten sie so gut wir konnten; es wurde ihm also seine priesterliche Kleidung angezogen; wir beteten das Todtenofficium; das Kreuz vorauf schritten wir in Procession auf das Hintertheil des Schiffes. Er war in seine Hängematte gewickelt, die man über ihm zusammengenäht hatte; alle Reisenden nebst den protestantischen Officieren des Fahrzeuges nahmen an dieser schmerzlichen und gar traurigen Feier Theil, und nachdem wir den Ocean gesegnet, diesen Abgrund über dem wir schon seit fünf Monaten schwebten und der für Einen aus uns das Haus seiner Ewigkeit[1]) wurde, liessen wir ihn über die traurige Planke gleiten und bald hatten die Fluten des Meeres ihn ohne Rückkehr verschlungen. O Herr Abbé! welch' ein schwerer Schlag für uns, und wie oft wiederholten wir mit dem Propheten: der Abgrund hat mich mit einem Walle umgeben, das Meer hat mein Haupt bedeckt... und die Riegel der Erde halten mich auf ewig eingeschlossen.[2])

„Dieser unerwartete Tod versetzte uns in Bestürzung; der ehrwürdige Borie, Einer unserer Reisegefährten, sagte mir, daß ihm nie ein Todesfall so nahe gegangen sei; und in der That, wir Alle liebten ihn von Herzen, so liebenswürdig war er gegen Alle. Seine

---

[1]) Eccle. 12, 5.

[2]) Jonas 2, 6. 7.

Sanftmuth, seine Gefälligkeit, seine Milde, seine Offenheit, seine Unschuld und Einfalt gewannen ihm alle Herzen — eine so glückliche Vereinigung von wahrlich übermenschlichen Eigenschaften, die wir an ihm beständig bewundert hatten, ohne daß er sie je einen Augenblick verläugnet hätte. Er führte sechs chinesische Zöglinge nach China zurück, deren klerikale Erziehung in Paris begonnen hatte. Diese Aufgabe war beschwerlich genug im Hinblick auf die Schwierigkeiten der Ueberfahrt; wir hatten an Bord des Schiffes vierzig Reisende, die zum grössten Theile von Morgen bis Abend Gotteslästerungen ausstiessen und die Marseillaise sangen, die Parisienne ungerechnet."

„Herr Perboyre, immer sich selbst gleich, bewahrte inmitten dieses ungestümmen Lärms die Heiterkeit seiner Seele, und setzte sein Werk, die Erziehung seiner theuern Chinesen fort, und täglich, soviel es ihm die Seekrankheit zuließ, hielt er mit ihnen irgend eine Konferenz und die Uebungen von St. Lazare. Das war ein sehr erbaulicher Kontrast gegen die lärmende und gottlose Ausgelassenheit unserer Reisenden."

„Oft habe ich mich mit ihm allein unterhalten und bewahre davon schöne Erinnerungen. Er war unterrichtet, besonders sehr verständig, er hatte einen sichern Blick und Alles gab ihn als einen ganz ausgezeichneten Menschen zu erkennen. Seine feste und zärtliche Frömmigkeit, seine Inbrunst, sein Seeleneifer, seine Liebe zu Jesus Christus und seiner heiligen Mutter, seine ganz kindliche Andacht zum heiligen Vincenz von Paul, u. s. w. so viele vortreffliche Gaben des Geistes und Herzens, sind noch heute, nach Verlauf von mehr als zwanzig Jahren meinem Geiste, meinem Herzen gegenwärtig und erneuern meinen Schmerz, daß wir ihn so im Beginne seiner Laufbahn verloren haben und daß so viele Früchte des Heiles die er im äussersten Osten bringen sollte, so erstickt und bei einem so schönen Anfange versiegt und unsern Hoffnungen entrückt sind. Möchte er uns von der Höhe des Himmels helfen!"

„Genehmigen Sie, u. s. w."

Nach vorstehendem Briefe kann man urtheilen, wie sehr Perboyre einen Bruder lieben musste, in dem Gott so viele kostbaren Eigenschaften vereinigt hatte. Darum hegte er auch gegen ihn die zärtlichste Neigung und man konnte von ihm wie von David und Jonathan sagen, daß sein Herz an dem seines Bruders hing. Diese

Vereinigung entsprang nicht aus Fleisch und Blut; sie stammte aus der Gnade, die ihnen beiden denselben Geschmack und dieselbe Neigung zur Tugend gegeben hatte. Als Ludwig auf dem Punkte war, abzureisen, kam sein Bruder auf Besuch nach Paris. Indem er ihm zu seiner Sendung Glück wünschte, beneidete er sein Glück und im Augenblicke des Abschiedes drückte er ihm die Hoffnung aus, später wieder sich mit ihm zu vereinigen. Dieses Umstandes erinnerte sich auch sein Bruder in seiner Krankheit. Als man sich betrübte, daß er stürbe, bevor er die Erde China's mit seinem Schweisse begossen habe, antwortete er, er hinterliesse einen Bruder, der bald seine Stelle einnehmen würde. Nachdem Perboyre Ludwig den gerechten Tribut den er ihm schuldete, gezollt hatte, schrieb er seinen Aeltern, um sie zu trösten. Folgenden Brief richtete er bei diesem traurigen Ereignisse an sie:

„Mein theurer Vater und meine theure Mutter!

„Mischen wir unsere Thränen, vereinigen wir unsere Gebete: unser theurer Ludwig ist nicht mehr! Welch' eine schmerzliche Nachricht für Sie, für mich, für die ganze Familie! Als er im vorigen Jahre Frankreich verließ, fanden sich unsere Seelen niedergebeugt unter der Last des Opfers, welches uns eine so harte Trennung auferlegte. Aber wir dachten nicht, während unser Bedauern und unsere Wünsche ihn über die Meere begleiteten, daß sein Tod so bald unsere Trostlosigkeit aufs Höchste steigern würde."

„Ach! Gott hatte uns diese Prüfung in seinen unerforschlichen, aber anbetungswürdigen Rathschlüssen aufbehalten. Wir konnten, Sie keinen bessern Sohn, ich keinen bessern Bruder verlieren. Doch, meine theuren Aeltern! überlassen wir uns nicht einer übermässigen Traurigkeit; wir haben viele Gründe uns zu trösten. Wir können glauben, daß unser theurer Ludwig seine Taufunschuld bewahrt hatte. Von seinen zartesten Jahren an fand er sich geschützt vor allen Gelegenheiten, die für so viele Andere so verderblich sind und er wurde sorgfältig im Schatten der Altäre erzogen. Ein kurzes Leben hat für ihn ganz den Werth einer langen Laufbahn gehabt und in der Blüte der Jugend wurde er reif befunden für den Himmel. Er geniesst gewiß schon die Belohnung für seine schönen Tugenden. Wie groß muß seine Herrlichkeit sein! Unserm Herrn, der getreu ist in seinem Worte, hat es gefallen, ihm das unaussprechliche Glück zu gewähren, welches Er denen verspricht,

die seinetwegen Alles, Vater, Mutter, Brüder, Schwestern u. s. w. verlassen. [1]) Beunruhigen wir uns nicht über seine letzten Augenblicke. Unser Herr, die heilige Jungfrau, seine Schutzengel und seine heiligen Patrone haben ihm weit ämsigere und zärtlichere Sorge gewidmet, als die eines Vaters, einer Mutter, eines Bruders, einer Schwester. Die göttliche Vorsehung ist gar süß, gar bewunderungswürdig gegen ihre Diener und unendlich barmherziger als wir begreifen können. Preisen wir also den Herrn, daß er sich zwei Auserwählte unter Ihren Kindern bereitet hat, um im Himmel die Beschützer der ganzen Familie zu sein. [2]) Ihre Beispiele sollen uns belehren. Verachten wir die Welt, schälen wir uns von allen Dingen der Erde los, heften wir uns an Gott und seinen Dienst allein; wir ärndten im Tode nur, was wir im Leben gesäet haben."

„Ich werde oft für Ludwig und Mariette die heilige Messe lesen, Sie aber müssen Ihrerseits deren auch lesen lassen. Wir wissen nicht, bis zu welchem Punkte sie der göttlichen Gerechtigkeit Genugthuung zu leisten gehabt haben . . ."

Zwei Tage nachher schrieb er auch an seinen Oheim den folgenden Brief, in welchem er auf eine gar rührende Weise die Grösse seiner Trauer eben so wie die Gefühle des Glaubens schildert, die ihn beseelten.

„Mein theuerster Oheim!

„O nein, Sie hätten mir keine niederschlagendere Nachricht melden können, als den Tod Ludwigs. Was hatte ich Lieberes unter den Menschen, als diesen armen Bruder? Ich bin untröstlich. Mein Herz ist zerrissen; Ströme von Thränen fliessen ohne Unterlaß aus meinen Augen; ich benetze damit täglich die Altäre und das letzte Zeichen der Zärtlichkeit, welches mir dieser theure Bruder gegeben, den Brief, den er mir bei der Abreise von der Insel Bourbon, den 30. März, wenige Tage vor seinem Tode geschrieben hat. Ach! mein vielgeliebter Bruder, beinahe seit einem Jahre ist dein Leib in den tiefen Abgründen des Meeres begraben und deine Seele ruht im Schose der Gottheit. Entschädige uns für unsern Schmerz durch deinen seligen Schutz und erlange denen, die um dich weinen, die Gnade, einst deine Glorie und dein Glück zu theilen.

---

[1]) Matth, 19, 29.

[2]) Er redet von einer seiner Schwestern, die auf die erbaulichste Weise in der Blüte ihres Alters gestorben war. (A. d. Verfassers.)

Ich zweifle nicht, daß Ludwig schon der himmlischen Glorie geniesst, und in diesem Gedanken sage ich mir: „Weswegen bist du traurig, meine Seele, und warum bekümmerst du mich?[1]) Aber die Natur! ... Ja, mein theuerster Oheim, Sie haben in Ludwig dem Herrn einen Auserwählten bereitet. Sie werden wenigstens nicht alle Mühe verloren haben, die Sie sich für uns haben geben wollen. Nachdem er unter Ihrer Leitung ein engelgleiches Leben geführt und an der Quelle den Geist seines Standes geschöpft hatte, hat er, verzehrt von Eifer für das Heil der Seelen, sich über die Meere geschwungen und den Tod der Martyrer gesucht. Er hat nur den eines Apostels gefunden. Warum werde ich nicht würdig befunden, die Stelle auszufüllen, die er offen lässt? warum kann ich meine Sünden nicht durch den Martertod büssen, nach dem seine unschuldige Seele so glühend verlangte? Ach! ich habe schon mehr als dreissig Jahre, die verflossen sind wie ein Traum und ich habe noch nicht gelernt zu leben! Wann werde ich also lernen zu sterben? Die Zeit verschwindet wie ein leichter Schatten, und ohne es zu bemerken, stehen wir vor der Ewigkeit. Wahrlich, lauter Eitelkeit ist jeglicher Mensch, der da lebet."[2])

Dieselben Gesinnungen waren in einem Briefe ausgesprochen den er an seinen Bruder schrieb, der damals die Philosophie im Kollegium von Montdidier studirte.

„Mein theurer Bruder!

„Wie traurige Augenblicke habe ich nicht verlebt, seit ich Deinen letzten Brief erhalten habe! Urtheile über meinen Schmerz nach dem, welchen Du selbst bei der Nachricht vom Tode Ludwigs empfunden hast! Konnten wir etwas Theureres, etwas Liebenswürdigeres verlieren? Es war ein Engel, den Gott uns in diesem Bruder gegeben hatte. Darum hat er ihn auch bald der Erde entziehen wollen. Doch soll unsere Bekümmerniß uns nicht ganz verschlingen. Unsere trostlose Seele wende sich zu Gott und suche in Ihm wahren Trost. Gestehen wir, daß der Herr ganz gut und ganz barmherzig ist. Er hat Ludwig während seines ganzen Lebens mit Gnaden überhäuft und ihm das Glück geschenkt des Todes der Heiligen zu sterben. Wie schön ist sein Ende in den Augen des Glaubens! Zum Ersatz

---

[1]) Psalm 41, 6.

[2]) Psalm 38, 6.

dieses traurigen Lebens, welches er edelmüthig für Jesus Christus geopfert hat, geniesst er ein göttliches, ewiges Leben. Derjenige welcher uns diese Versicherung gibt, ist die Wahrheit, so wie die Auferstehung und das Leben.[1]) Obgleich wir das süsse Vertrauen haben, daß unser Bruder schon im Schose der Herrlichkeit ist, so hören wir doch nicht auf, zum Throne der Gnade unsere demüthigen Bitten aufsteigen zu lassen; sie werden stäts zu uns, in himmlische Segnungen umgewandelt, zurückkehren . . ."

So zeigte Perboyre wie wirksam die Wahrheiten der Religion sind um die grössten Bitterkeiten zu versüssen. Fern davon, sich durch einen so schrecklichen Schlag niederwerfen zu lassen, nahm er davon die Gelegenheit her, sich fester an Gott anzuschliessen. Damit nicht zufrieden, die Pflichten eines guten Obern zu erfüllen, beeiferte er sich auch, in den Tugenden des Missionars fortzuschreiten. Obgleich allein und gewissermassen sich selbst überlassen in seinem Hause, denn er hatte keinen Mitbruder bei sich, befolgte er die Regel mit ängstlicher Genauigkeit, und zu den Uebungen, die er allein nicht vornehmen konnte, begab er sich in das höhere Seminar, um sich mit seinen Mitbrüdern zu vereinigen. Eben diese selbigen Regeln beobachtete er nicht weniger treu auf Reisen, so daß ein Priester, der ihn begleitet hatte, als er sich zu seiner Familie begab, sagte, der eifrigste Novize hätte keine grössere Treue darin zeigen können.

In den Ferien, die dem Tode seines Bruders folgten, begab Perboyre sich zu seinen Aeltern, um sie über den Verlust zu trösten, den sie erlitten hatten. „Ich fand ihn da wieder, erzählte der Professor, welcher ihn auf dieser Reise begleitete, so wie ich ihn in Saint-Flour beobachtet hatte, immer sich selbst gleich, demüthig, gesammelt, voll Güte, erbaulich, losgeschält von Allem, u. s. w. Während der zehn Tage, welche er bei seinen Aeltern zubrachte, hörte er nicht auf, mir zu beweisen, daß er sie in Gott, für Gott und wegen Gott liebte. Der Mann Gottes offenbarte sich überall. Man sagt, der heilige Vincenz habe geweint, als er seine Aeltern verließ; er dagegen vergoß nicht eine Thräne, und doch war es das letztemal, daß er sie sah."

Der heilige Missionar kündigte damals seiner Familie an, daß es seine Absicht sei, nach China zu gehen, daß Gott ihn innerlich dazu dränge, und daß er Alles, was von ihm abhinge, thun würde,

---

[1]) Joh. 11, 25.

seinem Willen zu entsprechen. Man wollte ihn von diesem Vorhaben abwendig machen, indem man ihn die Gefahren erwägen ließ, die er zu bestehen haben würde, die Entbehrungen und Verfolgungen, welche ihn erwarteten. Allein er lächelte auf diese Einwürfe und antwortete, daß gerade das der Gegenstand seiner Wünsche sei.

Bevor Perboyre nach Saint=Flour zurückkehrte, begab er sich nach Montauban zum Besuche seines Oheims, und auch dort sprach er von seinem Vorhaben, nach China zu gehen. Man versuchte ihn wankend zu machen, wie man auch in Puech gethan hatte: „Sie sind so schwach, sagte man ihm, Sie werden auf dem Wege sterben, wie Ihr Bruder.“ — „Ich hoffe ich werde glücklicher sein als er.“ — „Aber wenn Sie nach China kommen, so müssen Sie sich auf den Martertod gefasst machen.“ — „Das ist Alles was ich wünsche, da Gott für uns hat sterben wollen, dürfen wir auch nicht fürchten, für Ihn zu sterben.“

Nachdem er seine Pflichten gegen seinen Oheim erfüllt hatte, nahm er seinen Weg wieder nach Saint=Flour, und überall bewunderte man seine Sammlung und seine Bescheidenheit. Und doch hatte er nichts Verlegenes oder Gezwungenes an sich. Da er bemerkte, daß sein Reisegefährte im Umgange mit den Weltleuten eine gewisse Verlegenheit fühlte, sagte er ihm insgeheim, es wäre nicht gegen die Bescheidenheit, die Augen auf die Personen zu richten, mit denen man rede, vorausgesetzt, daß man seine Blicke nicht auf sie hefte; wenn man ein zu verlegenes Aussehen habe, so könne das eine schlimme Wirkung machen und die Frömmigkeit in ein übles Licht stellen.

Kaum war er in das geistliche Erziehungshaus zurückgekehrt, als er einen Brief erhielt, der ihn in das pariser Haus zurückrief. Er war darüber nicht erstaunt, denn seine Gesundheit wurde von Tag zu Tag schwächer. Deshalb hatte er an seine Obern geschrieben und ihnen seine Furcht bezeigt, die Anstalt möchte durch seine Kränklichkeit leiden. Sobald sich die Nachricht von seiner Abreise in der Stadt verbreitete, konnte man sehen, wie hoch er geachtet wurde. Dieses Ereigniß wurde von den Aeltern und den Zöglingen als ein Unglück betrachtet. Diese Letztern weinten so sehr, als wenn sie Vater oder Mutter verloren hätten. Er aber, ungeachtet der zärtlichen Neigung, die er zu ihnen trug, zeigte sich ruhig, ergeben und reiste ab, um an einer andern Stelle den Willen Gottes zu erfüllen.

Vierzehntes Kapitel.

Er wird zum Unterdirektor des Noviziates der Genossenschaft ernannt. Sein Benehmen in dieser Stellung.

Perboyre wurde von seinen Obern geschätzt, wie er es verdiente; sie fanden daher für gut, ihn zum Unterdirektor des Noviziates zu ernennen. Das war es nicht, was er verlangte; er würde es lieber gesehen haben, daß man ihm die Erlaubniß gebe, nach China abzureisen, das seine Gedanken beschäftigte. Obgleich er bei dem innern Seminar nur als Gehülfe angestellt wurde, so leitete er doch dabei allein die Novizen, da der Direktor wegen seines Alters und seiner Kränklichkeit sich kaum mehr damit beschäftigen konnte. Er benahm sich in seiner neuen Stellung mit der Klugheit und dem Eifer, den man von ihm erwarten konnte und seine Arbeiten wurden mit den glücklichsten Erfolgen gekrönt.

Beim Eintritte in diese so wichtige Stelle begann er damit, sich vor Gott zu demüthigen und bat ihn, die nothwendige Weisheit ihm zu verleihen, um seinen Absichten zu entsprechen. Er erwog aufmerksam alle Pflichten die er zu erfüllen hatte und die Mittel, die er anwenden müsse, um die Ehre Gottes und den Fortschritt seiner Seminaristen zu bewirken.

Da er überzeugt war, daß sein Amt viel Wachsamkeit und Sorge fordere, so hielt er seine Novizen immer im Auge, um an ihnen alles Fehlerhafte umzugestalten, und sie stufenweise zu der Vollkommenheit zu führen, deren sie fähig waren. Gewandt in der Unterscheidung der Geister und da er sich Allen Alles machte, führte er Jeden auf dem Wege, der für ihn am Bessten passte. Sein Eifer hatte nichts Uebereiltes; er wusste zu warten, wenn es nothwendig war und die Augen vor vielen Unvollkommenheiten zu verschliessen. Wenn es ihm zuweilen zuträglich schien, mit Festigkeit zu reden oder zu handeln, so that er es auf eine Weise, welche Niemand verletzte.

Er forderte eine ängstliche Genauigkeit in Allem, was den Gehorsam betrifft und er hätte in diesem Punkte nicht den geringsten Fehler durchgehen lassen. Seine erfinderische Liebe wusste Die zu erinnern, welche in einen Fehler fielen, ohne sie zu verletzen. Man hatte den Novizen empfohlen die Blumen auf dem Landgute nicht

zu berühren; eines Tages bemerkte er Einen unter ihnen, der mehrere in der Hand hatte. Er sagte nichts; aber er pflückte eine Blume, betrachtete sie einen Augenblick, dann lässt er sie fallen mit den Worten: „Es ist verboten, Blumen zu pflücken und ich dachte nicht daran.“ Der Novize verstand die Lehre und benützte sie.

Was besonders seine Novizen entzückte, war die gütige Aufnahme bei ihm. Selbst die Schüchternsten hatten keine Mühe, ihm ihr Herz zu eröffnen. Wenn ein Postulant eintraf, so zeigte er sich so zutraulich, daß ihm eine erste Zusammenkunft genügte um sein Vertrauen zu gewinnen. Da er auch die Leitung der Laienbrüder hatte, ließ er sich zu ihrer Fassungskraft herab und bediente sich der Vergleiche, damit sie besser verständen, was er ihnen sagte.

Seine Güte artete nicht in Schwäche aus und hielt ihn nicht ab, die Novizen zu prüfen, um sie zu kräftiger Tugend heranzubilden. Einer von ihnen hatte eine Schwester, die Tochter der christlichen Liebe in einem Hospiz in Paris war. Er besuchte sie und kam gerade hin, als die Oberin Bilder unter ihre Genossinnen vertheilte. Man bietet ihm auch Eines, und er nimmt es an; nach der Rückkehr ins Seminar bittet er Perboyre um die Erlaubniß, es behalten zu dürfen. Der Direktor bedeutet ihm mit allen Zeichen der Unzufriedenheit, er müsse dieses Bild der Oberin wiedergeben und sich wegen des schlechten Beispiels entschuldigen, welches er der Genossenschaft gegeben, indem er ohne Erlaubniß ein Geschenk angenommen habe. Dieser Befehl hatte etwas die Eigenliebe Verletzendes, doch der junge Mann unterwirft sich und schickt sich an, zu gehorchen. Kaum hatte er einige Schritte gethan, als Perboyre ihn zurückruft: „Warten Sie, sagte er zu ihm, Sie sollen um 2 Uhr gehen.“ Zur festgesetzten Stunde begibt der Novize sich in das Hospiz, wo man ihm bemerkt, daß die Oberin für einige Zeit abwesend sei. Er kommt also zurück und legt über seinen Ausgang dem Direktor Rechenschaft ab, der wohl wusste, daß damals die Oberin nicht zu sprechen war, der aber dem Novizen seine Zufriedenheit bezeigte welche sein guter Wille ihm verursachte.

Perboyre war, wie es alle Heiligen gewesen, ein Feind der Sprachzimmer, und wenn ein Seminarist dahin gerufen wurde, gab er ihm gewöhnlich nur zehn Minuten, um seinen Besuch zu machen. Er liebte es nicht, daß man sich nach Aussen ergoß, sondern dachte, daß derjenige welcher in die Genossenschaft eintritt, darin sein Glück finden müsse und sich nicht der Gefahr aussetzen dürfe, den Geist

seines Standes, vielleicht selbst seinen Beruf zu verlieren, indem er zu häufige Verbindungen mit Auswärtigen unterhielte.

In der Erholung zeigte er sich wohlwollend und liebenswürdig, ohne etwas von seinem Ernste zu verlieren. Er sprach wenig, und ließ ebensosehr aus Liebe als aus Bescheidenheit den Novizen das Wort; aber er behielt sich vor, ihre Behauptungen zu würdigen, und berichtigte sie, wenn sie der Genauigkeit ermangelten. Dann erschien der Mann des sichern Urtheils, der kluge und einsichtsvolle Theologe.

Man hatte ihm einen Kursus der heiligen Schrift für die Novizen und Studenten zu halten aufgetragen. Alle erinnern sich noch des Eindrucks, welchen er dabei auf sie machte. Er begann mit dem Evangelium des heiligen Johannes. Er behandelte diesen Gegenstand auf erhabene Weise und bei der Erklärung des ersten Kapitels sprach er zu ihnen mit einer erstaunlichen Tiefe und Klarheit über die ewige Zeugung des Wortes und seine Gottheit. Er war davon so erfüllt, daß die Worte seinen Gedanken nicht genügten, so sehr schien es ihm Bedürfniß, seine Gedanken über Jesus Christus mitzutheilen.

Und doch war er so weit entfernt durch hohe Gedanken Auszeichnung zu suchen, daß er, soviel an ihm war, die schönen Einsichten verbarg, welche Gott ihm über unsere anbetungswürdigen Geheimnisse verliehen hatte. Allein welche Vorsicht er auch anwandte um die Gefühle zu beherrschen, die seine Seele bewegten, es gelang ihm nicht immer, und seine Stimme wurde bald in seinen Konferenzen, bald bei der Erklärung der heiligen Schriften plötzlich bewegt und gehoben; sein Gesicht wurde entflammt, sein Blick erhob sich gegen Himmel, Alles an ihm, sagt ein Augenzeuge, kündigte uns an, daß er unter dem Einflusse des heiligen Geistes stehe, Alles gab die Glut des himmlischen Feuers kund, welches ihn beim Andenken an die Barmherzigkeit Gottes gegen sein Geschöpf verzehrte.

Wenn er die Erklärung des Briefes des heiligen Paulus an die Römer gab, so hielt ihn keine Schwierigkeit auf; er erklärte die tiefsten und dunkelsten Stellen mit derselben Leichtigkeit, wie die einfachsten und klarsten Texte. Doch nicht bloß in der Klasse erklärte er die Schriften des Apostels so gut; wenn während der Erholungen die Unterhaltung auf diesen Gegenstand fiel, so setzte er Alle durch die Art in Erstaunen, womit er darüber sprach, so daß ein Geistlicher, der mit ihm zusammen gelebt hatte, darüber sagte: „Es ist

nicht möglich auszudrücken, bis zu welchem Punkte er die bewunderungswürdige Theologie des heiligen Paulus erfasst hatte. Er war in seinem Elemente, wenn man ihn auf diesen Gegenstand brachte. Tausendmal hat er uns entzückt sowol durch die Erhabenheit der Dinge als durch die Leichtigkeit mit der er darüber sprach. Der Ausdruck war ihm nicht bei der Hand, wenn es sich um die gewöhnlichsten Dinge handelte, allein die Worte strömten ihm zu, wenn er in die Tiefen des grossen Apostels eindrang."

Sehr einfach in seinen Predigten, suchte er weder die Einbildungskraft aufzuregen noch das Herz zu überraschen, noch weniger seine Gelehrsamkeit zu zeigen was ihm doch so leicht gewesen wäre, da er sich mit der heiligen Schrift und den heiligen Vätern genährt hatte. Er brauchte wenige Texte, aber sie waren immer gut gewählt und vollkommen klar entwickelt. Der Zweck seiner Unterweisungen war, eine grosse Losschälung vom Irdischen und eine tiefe Verachtung für die Welt und Alles, was sie liebt, einzuflössen. Die Vereinigung mit Jesus Christus war einer der Punkte, worauf er am meisten bestand, indem er sagte, daß dieses das wirksamste Mittel zur Erlangung der Vollkommenheit sei, welche Gott von einem Missionare verlange. Die Liebe unseres Herrn zu uns, die Liebe, die wir gegen Ihn haben sollen, das waren die Gegenstände, die er vorzugsweise behandelte. Nach dem Beispiele des vielgeliebten Jüngers empfahl er unablässig die Liebe und die Einigung der Herzen und sagte, daß wir sorgfältig Alles vermeiden müssten, was die Achtung gegen den Nächsten in unserm und Anderer Herzen vermindern könnte, weil diese Vereinigung sehr viel von der Meinung die wir von unseresgleichen haben, abhänge. Er bereitete sich auf seine Unterweisungen weit mehr am Fusse des Kreuzes als aus Büchern vor. Wenn man in sein Zimmer kam, fand man ihn gewöhnlich auf den Knieen vor seinem bescheidenen Betschemel; und wenn er sich erhob, um dem Besuchenden zu antworten, hatte er oft die Augen in Thränen gebadet.

Im heiligen Richterstuhl der Busse war er sanft, geduldig, sprach wenig, aber die wenigen Worte, welche er sagte, athmeten eine aufrichtige Liebe Gottes und ein heftiges Verlangen zu bewirken, daß er geliebt werde. Wenn man ihn verließ, fühlte man sich erleuchtet, erwärmt und gestimmt Alles zu thun, um Gott zu gefallen.

Obgleich er ein grosses Talent hatte, die zu ermuthigen, die dessen bedurften, so verschwendete er doch die Lobsprüche nicht; er

liebte sie ebensowenig für Andere als für sich selbst. Er hätte gefürchtet, in seinen Novizen die Neigung zur Eigenliebe zu unterhalten, die uns so natürlich ist und uns so viel Böses zufügt. Darum arbeitete er auch mit Entschiedenheit daran, sie zu überzeugen, daß sie eine tiefe Geringschätzung vor sich selbst haben und sich in Demüthigungen gefallen müssten. Einer seiner Novizen war zum Priester geweiht worden, da ließ er ihn am Tage nach seiner Weihe auf sein Zimmer rufen und schrieb ihm eine sehr demüthigende Handlung vor; dieser ließ sich nicht bitten und nachdem er vollbracht, was ihm befohlen worden war, suchte er Perboyre auf, der davon Veranlassung nahm, ihm lange und rührende Ermahnungen über die Uebung des Gehorsams und die Liebe zu Demüthigungen zu ertheilen.

Er bemühte sich nicht weniger, ihnen eine grosse Hochachtung vor ihrem Berufe einzuflössen; er zeigte ihnen seine Vortheile und trieb sie an, Gott zu preisen und ihm zu danken, daß er sie auf so besondere Weise bevorzugt habe, indem er sie so vielen Andern vorgezogen, denen er nicht dieselbe Gnade gegeben habe. Wenn ein Novize seiner Gesundheit halber genöthigt war, für eine kurze Zeit in seine Heimath zu gehen, so empfing er die Nachrichten von ihm mit lebhaftem Interesse; er beeilte sich, ihm seine, der Lage angemessensten Räthe zu geben und seine Antwort war immer vom Geiste des Glaubens und der Religion eingegeben. Eines Tages schrieb er Folgendes an einen Novizen:

„Mein theurer Herr!

„Ich danke Ihnen für Ihre Genauigkeit, womit Sie uns Nachrichten von sich geben; sie sind nicht so angenehm gewesen, wie wir sie gewünscht hätten, da Ihre Gesundheit sich in so schlimmem Stande befindet. Allein der Ton des Glaubens, der in Ihrem Briefe herrscht, Ihre Ergebenheit und Unterwürfigkeit unter die Anordnungen der göttlichen Vorsehung, haben uns sehr erbaut und getröstet.“

„Muth also, mein lieber Herr! fürchten Sie weder die Krankheit noch den Tod, sagen Sie bloß mit dem heiligen Paulus: Ich weiß, daß das sich zu meinem Heile wenden wird... daß ich nach meiner Erwartung und Hoffnung nicht getäuscht sein werde. Ich habe das Vertrauen, daß Jesus Christus an meinem Leibe verherrlicht wird, sowol durch das Leben

als durch den Tod, wie immer: denn Jesus Christus ist mein Leben und der Tod ist mir Gewinn.“ [1])

„Die Widerwärtigkeiten, welche der Geist der Welt Sie erdulden lässt, in deren Mitte Sie leben, werden nur dazu dienen, Sie mehr und mehr davon loszuschälen und Sie unablässig nach dem Herrn seufzen zu lassen mit dem Propheten: Wehe mir, weil die Zeit meiner Pilgerschaft sich verlängert hat; ich habe unter den Zelten Cedar's gewohnt und meine Verbannung wird gar lang.“ [2])

„Je reiner Ihre Seele sein wird, destomehr wird sie verlangen, diese Welt zu verlassen und sich mit Gott zu vereinigen; und je mehr sie dieses Verlangen fühlt, desto mehr wird sie an ihrer Läuterung arbeiten: denn wir seufzen in unserem Verlangen, mit der Glorie unseres himmlischen Hauses bekleidet zu werden... da wir wissen, daß wir, so lange wir in diesem Leibe leben, von Gott entfernt sind. Deshalb verlangen wir diesen Leib zu verlassen und in die Gegenwart Gottes zu kommen, und deswegen bemühen wir uns, ihm zu gefallen. [3])

„Um den Briefträger nicht warten zu lassen, schliesse ich, indem ich Sie von ganzem Herzen umarme, u. s. w.“

Perboyre hatte auch die Gabe, die Betrübten zu trösten, die Versuchungen zu beruhigen oder zu verscheuchen, und besonders, zu unterscheiden, was von Gott kam und was nur Ergebniß der Einbildungskraft oder ein Betrug des Teufels war. Die Seminaristen waren glücklich, wenn sie sich mit ihm einige Augenblicke über ihr Inneres unterhalten konnten. Sie theilten ihm mit grosser Hingebung ihre geistigen Leiden mit, berietHen ihn über ihre Entschlüsse, ihr Vorhaben für die Zukunft und nahmen seine Entscheidungen wie Orakel auf.

Er bemühte sich, ihnen eine zärtliche Andacht zur heiligen Jungfrau einzuflössen, er sprach oft mit ihnen öffentlich und mit den Einzelnen über ihre Grösse und ihre Güte. Er ließ sie auch die Nothwendigkeit fühlen, zum heiligen Joseph zur Erlangung eines innern Lebens ihre Zuflucht zu nehmen. Er vergaß ebenso wenig,

---

[1]) Phil. 1, 19.

[2]) Ps. 119, 5.

[3]) II. Kor. 5, 2. ff.

ihnen einzuschärfen, wie nützlich die Verehrung der heiligen Engel sei, ihre Vermittlung anzurufen und ihnen grosse Dankbarkeit zu bezeigen. Er empfahl ihnen besonders den heiligen Schutzengel jedesmal anzurufen, so oft sie ihr Zimmer verliessen oder beträten, und er unterließ diese fromme Uebung auch selbst nicht. Einer seiner Novizen wurde von grosser Traurigkeit verbunden mit Zweifeln über seinen Beruf befallen, weil er vernommen hatte, daß seine Mutter schwer krank sei; er wandte sich an seinen Direktor um Stärke und Trost bei ihm zu suchen. Da er nun sein Leiden auseinander gesetzt hatte, sagte ihm Perboyre: „Wie, mein theurer Freund, wenn ich selbst hinginge, Ihre Mutter zu trösten, würden Sie zufrieden sein?" — „Ohne Zweifel, antwortete ihm der Novize, und ich würde darüber grosse Freude fühlen." — „Nun denn, erwiederte der Direktor, Sie müssen sich an Jemand wenden, der das viel besser vollbringen wird, als ich. Ich empfehle Ihnen, Ihren heiligen Schutzengel ihr hinzuschicken und auch den ihrigen zu bitten, daß er Ihnen dazu helfe." Der Novize zog sich zufrieden zurück und seine Zweifel schwanden.

Zuweilen genügte ihm ein Wort, die grösste Verwirrung zu beruhigen und die heftigsten Versuchungen zu stillen. Einer seiner Novizen war seit einiger Zeit verwirrt; Alles mißfiel ihm; es schien ihm, er würde in dem Stande, den er ergriffen, nie glücklich werden und nicht den Muth haben, darin zu verharren. Er sucht also seinen Direktor auf, und theilt ihm die Gründe mit, die er zu haben glaubt, sich in seine Familie zurückzuziehen. Perboyre hört ihn mit vieler Ruhe an, und sagt lächelnd: „Wie? nur das erschreckt Sie? Setzen Sie Ihre geistlichen Uebungen fort, alles das ist nichts." Der Novize zog sich ganz erstaunt zurück, daß Perboyre ihm nichts anderes gesagt hatte, aber er war es noch weit mehr, als er bemerkte, daß alle seine Befürchtungen durch diese wenigen Worte zerstreut waren.

Ein anderer Novize hatte gegen ihn einen solchen Widerwillen gefasst, daß er ihn weder sehen noch hören, noch an ihn denken konnte, ohne das Gefühl der Abneigung zu empfinden. Da es aber diesem Seminaristen nahe ging, sich in diesem Zustande zu sehen, so fasste er den Entschluß seine Gefühle seinem Direktor zu offenbaren. Perboyre hörte ihn mit einem Lächeln auf den Lippen an, dann umarmte er ihn mit zärtlicher Güte und sagte ihm, er habe wohl Recht, er selbst begreife nicht, wie man ihn ertragen könne;

wenn man ihn kännte, würde man eine noch viel traurigere Meinung von ihm haben. Der Seminarist zog sich zurück, das Herz voll von so viel Güte und Demuth und von dem Augenblicke an empfand er nur die Gefühle der Achtung und Zuneigung zu seinem heiligen Direktor.

Folgender Zug wird auch schliessen lassen, wie sehr er das Geheimniß besaß, die Seelen zu beruhigen. Ein Priester der Mission hatte einen Neffen, der seine theologischen Studien in dem höhern Seminar seiner Diöcese machte. Dieser Jüngling zeichnete sich durch seine Anlagen und seine Frömmigkeit aus; die Laufbahn, die er ergriffen, gefiel ihm und er arbeitete mit Eifer an der Erwerbung der Kenntnisse und Tugenden, welche sein Beruf erforderte. Plötzlich fühlt er sich von grosser Traurigkeit befallen und versinkt in tiefe Melancholie. Er hat keinen Geschmack mehr an den Studien und an religiösen Uebungen, Alles wird ihm unerträglich; sein Gewissen wird von Skrupeln verzehrt und von Verzweiflung abgearbeitet. Jedoch sein Betragen war sehr regelmässig und seine Obern hatten an ihm keine Aenderung bemerkt, weil er sein Leiden in sich verschloß und es Niemand mittheilte. In dieser grausamen Lage schrieb er seinem Oheim, er sei ganz entmuthigt, könne nichts mehr lernen und empfände einen unüberwindlichen Ekel an allen Uebungen der Frömmigkeit. Da sein Oheim dachte, eine Reise könnte eine günstige Veränderung in seinem Zustande herbeiführen, lässt er ihn nach Paris kommen und vertraut ihn Perboyre an. Dieser behandelte ihn mit so vieler Güte und Einsicht, daß seine Skrupel und seine Melancholie sich zerstreuten; er fand das Glück, die Liebe zu seinem Berufe, den Geschmack an Studium und Frömmigkeit wieder und kehrte vollkommen geheilt in seine Diöcese zurück.

Fünfzehntes Kapitel.

Beispiele welche Perboyre seinen Novizen gibt.

Nicht bloß durch Unterweisungen und geschickte Leitung, sondern auch durch sein Beispiel bildete Perboyre seine Novizen zu den Tugenden, welche sie üben sollten. Ermahnte er sie zur Vollkommenheit, — sein Leben sagte ihnen viel mehr, als er von ihnen ver-

langte. Die jungen Leute, welche ins Noviziat aufgenommen wurden, waren sehr gerührt von seiner Bescheidenheit und Sammlung und fühlten sich von Verehrung gegen ihn durchdrungen. Man wird mit Interesse lesen, welchen Eindruck er auf einen Geistlichen beim Eintritt in die Gesellschaft machte. „Das erstemal, sagt dieser Missionar, sah ich ihn bei Herrn Etienne, der damals Generalprokurator der Genossenschaft war. Sie standen Beide, und ich Beiden gegenüber. Herr Perboyre hatte ein so bescheidenes und demüthiges Aussehen, daß ich ihn, verzeihen Sie mir, für einen Bruder der Gesellschaft hielt, der die niedrigsten Dienste des Hauses verrichte. Was mich in Erstaunen setzte, war, daß Herr Etienne ihn sehr hoch zu schätzen und viele Rücksichten gegen ihn zu haben schien. Und doch kam dieser so arme, so schweigsame Bruder, der für mich das Aussehen des leidenden Heilandes hatte, mir wieder ins Gedächtniß und machte auf mich den Eindruck eines Heiligen; und dieser erste Eindruck hat sich in dem Masse wie ich ihn genauer kennen lernte, nur mehr und mehr bestärkt. Nachdem er das Zimmer verlassen, stand ich ganz überrascht da, als Herr Etienne mir sagte, dieser so ärmlich gekleidete Mann sei der Direktor der Novizen. Ich hatte ihn nur als einen Laienbruder angesehen; es wurde mir zu lang, ihn als Novizenmeister zu sehen und zu hören, denn er hatte bei dieser Zusammenkunft nichts geredet, oder wenn er gesprochen hatte, so war keines seiner Worte mir erinnerlich geblieben; es hatte mir bloß geschienen, ich sähe an seiner Person alle Tugenden, von denen ich im Leben der Heiligen gelesen hatte. Seit vielen Jahren hatte ich das Verlangen, einen Heiligen zu treffen: es schien mir, wenn Gott mir diese Gnade erwiese, so würde das für mich ein glückliches Ereigniß sein und zu meiner Heiligung beitragen. Alles, was ich bis dahin gefunden hatte, entsprach nicht der Idee die ich mir von einem Heiligen gemacht hatte. Indem ich Perboyre sah, schien es mir, daß Gott meine Wünsche erhört habe. In der That, er war so heilig, daß ich ihn nie, weder in Worten noch in Werken einen Fehler begehen sah, obgleich ich ihn absichtlich während beinahe sechs Monaten, die ich mit ihm in der grössten Vertraulichkeit zubrachte, beobachtet habe. Alle Tugenden waren ihm so natürlich, daß sie mit ihm geboren und aufgewachsen zu sein schienen; er übte sie ohne Anstrengung, wenigstens dem Anscheine nach, und brauchte sich nur in seinen Lebensgewohnheiten gehen zu lassen, wie die Wasser eines Flusses die von Natur abwärtsfliessen, so daß man bei

ihm Natur und Gnade nicht zu unterscheiden wusste, die zusammengegossen schienen, so genau stimmten sie überein. Die Heiligkeit war ihm gleichsam ins Blut übergegangen und ich weiß nicht, ob man heiliger sein kann. Ich hatte auch mehreremale zu Mitbrüdern, ehe er Martyrer wurde, gesagt: Sie werden sehen, Perboyre wird heilig gesprochen werden."

Obwol er über die erhaben war, welche er zu leiten hatte, so stellte der demüthige Direktor sich doch unter sie und betrachtete sich als ihren Diener. In der ersten Konferenz die er mit ihnen hielt, sprach er auf einfache und vertrauliche Weise; er erklärte, er wäre auf diesen wichtigen Posten nur gestellt um sich gänzlich ihrem Dienste zu widmen: und er bewies dieses durch sein Benehmen, indem er sich immer bereit zeigte, die zu hören und ihnen zu helfen, welche seines Rathes bedurften. Die Studenten konnten sich auch eine rechte Idee von seiner Demuth machen, wenn sie ihn über theologische Schwierigkeiten um Rath fragten. Er würde gern gehabt haben, wenn sie sich an Andere, als an ihn gewandt hätten; allein seine Liebe gewann die Oberhand, in wenig Worten klärte er ihre Zweifel auf und er benützte gewöhnlich diese Gelegenheit, sie zum Studium der Theologie als der Grundlage der wahren und zuverlässigen Frömmigkeit anzuregen.

In einer Konferenz, die er eines Tages den Novizen hielt, sagte er ihnen, daß gewisse Personen durch ihre Stellung besonders verpflichtet seien zu erbauen, und daß man dennoch Solche fände, welche diese Verpflichtung nicht erfüllten; aber das berechtige die nicht zur Nachlässigkeit, denen man das Beispiel nicht gebe, welches sie zu erwarten das Recht hätten. Ein Novize, der damals ein Amt versah, dachte, Perboyre hätte diese Erinnerung vielleicht an ihn richten wollen. Er untersuchte also, auf welche Weise er sein Amt versehe, aber da er nichts zu ändern fand, ging er zum Direktor und sagte ihm, seine Worte hätten ihn getroffen und er begehre zu wissen, worin er seine Mitbrüder schlecht hätte erbauen können. Wie groß war sein Erstaunen, als Perboyre ihm antwortete: „Sie haben sich geirrt; in Allem, was ich gesagt habe, hatte ich nur mich selbst im Auge."

Als an einem andern Tage eben dieser Novize den Gang neben Perboyre's Zimmer reinigte, trat dieser heraus, ohne daß der Novize bemerkte, daß er den Auskehrigt auf ihn warf. Als er den Kopf erhob, wurde er ganz beschämt, und da er sich beeilte, sich bei ihm

zu entschuldigen, erhielt er diese Antwort: „Sie wissen also nicht, daß ich der Auskehrigt des Hauses bin?“ In einer Unterhaltung schnitt ihm ein Missionar das Wort ab, behandelte ihn als einen stolzen Menschen und sagte ihm die unangenehmsten Dinge. Perboyre, ohne im Geringsten über einen so barschen und so wenig verdienten Ausfall beunruhigt zu werden, antwortete durch ein sanftes Lächeln und ein Zeichen der Beistimmung. Man sah, sagt ein Mitbruder, der Zeuge dieser Scene war, daß ihm die Demüthigung wohlgefiel und er seine Freude daran hatte. Derjenige, welcher ihn so behandelt hatte, that das nicht, weil er etwas gegen seine Worte einzuwenden fand; er hatte für ihn die grösste Achtung und die zärtlichste Neigung; aber da er wusste, wie groß die Demuth Perboyre's war, wollte er ihm eine Gelegenheit bieten, seinen Geschmack an Demüthigungen zu befriedigen.

Die Liebe, sagt der heilige Vincenz von Paul, ist in einer Seele immer im Verhältnisse zur Demuth. Demgemäß kann man sich eine Idee von der Liebe Perboyre's zu seinen Novizen machen: seine Sanftmuth machte beim ersten Zusammentreffen einen grossen Eindruck auf sie, und sie freuen sich noch heute, es zu widerholen. Er empfahl ihnen diese Tugend oft als ein Mittel, ohne welches ein Missionar sich weder bei Gott angenehm machen noch in seinem Amte Frucht bringen kann. „Unter allen Konferenzen, die er uns gehalten hat, sagte Einer von denen, die unter seiner Leitung gelebt hatten, ist eine, die ich nie vergessen werde; sie war über die Sanftmuth. Nachdem er den Unterschied gezeigt hatte, der zwischen natürlicher und christlicher Sanftmuth ist, entwickelte er uns, wie kostbar diese sei, wie sehr der heilige Vincenz sie geliebt habe und wie selten sie selbst unter den Christen sei, die sich der Frömmigkeit befleissigten. Er führte uns die Worte Jesu Christi an: Selig die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.[1]) Ich fühlte damals, daß er die Wahrheit sagte, denn ich empfand, daß seine Sanftmuth ihm meine Neigung gewann.“

Eines Tages, als er mit seinen Seminaristen von dem Landgute zurückkehrte, gaben Kinder sich dran, sie mit Schmähworten zu beschimpfen und legten sich, um ihnen gleichsam den Weg zu versperren, dicht neben einander auf den Boden. Ein Seminarist war der Meinung, man müsse ihnen eine Lehre geben, aber Perboyre

---

[1]) Matth. 5, 4.

erwiederte ihm: „Kommen Sie hieher, machen wir einen kleinen Umweg; es ist besser, wir gehen ein wenig auf Seite und geben keine Veranlassung Gott zu beleidigen.“ Man ging also über das Feld, welches zur Seite des Weges war. Ein Mann, der die Nichtsnutzigkeit dieser Kinder bemerkt hatte, sagte darauf zu den Novizen: „Sie hätten ihnen über den Leib weggehen sollen.“ — „Wir haben besser gethan, erwiederte der ehrwürdige Perboyre, wir sind zur Seite gegangen.“

Er benützte die Ausgangstage um seinen Eifer an den Armen oder den Kindern auszuüben, die ihm zuliefen. Er blieb stehen, sprach mit ihnen, vertheilte Medaillen unter sie, Bilder, Bücher oder andere fromme Gegenstände, und lehrte sie Gott zu verehren, zu beten, zu beichten, ihre Aeltern zu achten. Auf dem Landgute angekommen, war seine erste Handlung, sich zu Füssen des Bildes der heiligen Jungfrau niederzuwerfen und für sich und seine Novizen sie anzurufen. Nach einem kurzen Gebete theilte er seine Zeit zwischen der Lesung eines frommen Buches, dem Beten seines Breviers oder Rosenkranzes und der Leitung der Seminaristen.

Ihm lag die Uebung der Armuth sehr am Herzen; er begnügte sich nicht, darüber zu wachen, daß sie beobachtet werde, er benützte auch alle Gelegenheiten zu ihrer Empfehlung. In seinem Zimmer, in seinem Aeussern erinnerte Alles an diese Tugend. Er fürchtete, neue Kleider zu tragen; man sah ihn selbst einen so abgenutzten Ueberrock tragen, daß seine Mitbrüder ihm mit einer gewissen Heiterkeit Bemerkungen machten, indem sie ihm sagten, er dürfe ein Kleidungsstück nicht mehr gebrauchen, das in so schlechtem Zustande sei. Er legte es ab, denn um Alles in der Welt hätte er sich nicht auszeichnen mögen.

Sein Eifer für die Besserung und die Vervollkommenung seiner Novizen trieb ihn an, sich alle Tage als Opfer darzubringen und mit Inbrunst zu beten, um auf seine Arbeiten den Segen des Himmels herabzuziehen; denn er erwartete Alles von Gott, der Quelle aller Gnaden. „Man wirkt in den Seelen nur durch das Gebet wahrhaft Gutes,“ sagte er. Wenn er Einen genauer studiren musste, den er mit Grund für schädlich oder ohne Beruf hielt, so wandte er sich an Gott; er verlangte von den Seminaristen eine neuntägige Andacht vor der Feier der Muttergottesfeste, und beim Schlusse dieser neuntägigen Andachten verließ oft ein Novize das Haus, nachdem er mit den Andern an den Uebungen Theil genommen hatte, deren Ursache und Gegenstand er gewesen war.

So war der Direktor, den die Vorsehung dem innern Seminar von Saint-Lazare gegeben hatte. Seine Zöglinge brauchten nur auf ihn zu sehen, um den Weg zu erkennen, auf welchem sie wandeln sollten. „In der That, sagte Einer von ihnen, es ging von seiner Person eine heiligende Kraft aus, welche tiefe Eindrücke in allen denen zurückgelassen hat, die ihm naheten. Er war heilig und hatte die Gabe, Heilige zu bilden. Man hätte nicht gewagt, den geringsten Fehler vor ihm zu begehen, nicht bloß wegen seiner Autorität, sondern auch wegen seiner Heiligkeit, welche alle Unvollkommenheiten verdammte. Selten tadelte er mit Worten den welcher fehlte; sein Charakter war nicht für gewaltsame Umgestaltung, sondern ruhig und geregelt. Er ließ einige Unbesonnenheiten durchgehen, aber er predigte immer in der Weise des heiligen Franciskus.[1]) Er rieth seinen Zöglingen sehr an, bei den Alten und besonders in dem Leben und den Schriften des heiligen Vincenz den ursprünglichen Geist der Genossenschaft zu studiren; er richtete seine Gebete oft an unsern Herrn, damit Er ihn reichlich über die ganze Gesellschaft ergiesse, in der Ueberzeugung, daß man zur Erhaltung und Ausbreitung dieselben Mittel anwenden müsse, deren man sich im Anfange zur Gründung bedient hatte. Deswegen achtete er die liebenswürdige Einfalt so hoch und übte er sie so gut, weil sie von Gott gesegnet wird und zugleich den Menschen so angenehm ist. Seine Zöglinge, Zeugen und Bewunderer seiner Tugenden, bemühten sich, Gott mit mehr Eifer zu dienen und treu die heiligen Gebräuche der Regel zu befolgen. Sechszehn Jahre sind es nun, daß ich ihn verlassen habe, jedoch sein Andenken redet noch zu mir,[2]) und lehrt mich, als wenn er selbst zugegen wäre, die Einfalt, die Demuth, die Sanftmuth, die Abtödtung, den Eifer und besonders die Sammlung und das innere Leben."

---

[1]) Durch sein erbauliches frommes Betragen. — Der heilige Franciskus von Assisi rief einst, wie in seinem Leben erzählt wird, Einen seiner Brüder zu sich mit den Worten: „Komm wir müssen predigen gehen" und durchwanderte still gesammelt und schweigend mit ihm die Stadt. Beim Kloster wieder angelangt, erinnerte ihn der Bruder, daß er ja habe predigen wollen. „Wir haben schon gepredigt," war die Antwort des Heiligen.

[2]) Hebr. 11, 4.

Sechszehntes Kapitel.

Perboyre erhält die Ermächtigung zur Reise nach China.

Perboyre bereitete also apostolische Männer vor, welche die frohe Botschaft auf der ganzen Erde verkündigen und eine grosse Zahl verirrter Seelen zu Gott zurückführen sollten. Aber ein Gedanke verfolgte ihn überall. Auch er, er verlangte seit langer Zeit die fremde Erde mit seinem Schweisse zu begiessen. Er wusste, daß Gott ihn rief, und hatte nichts unterlassen, seinem Rufe zu entsprechen. Aber derselbe Gott, der ihn rief und von einer Seite so gewaltig drängte, hielt ihn von der andern zurück. Seine Obern und Gewissensführer, die seine Wünsche kannten, hatten ihm immer gesagt, er solle nicht daran denken; seine Gesundheit würde den Beschwerden und Entbehrungen nicht widerstehen, er wäre selbst nicht im Stande, die Unbequemlichkeiten der Reise zu ertragen. Der so unvorhergesehene Tod seines Bruders Ludwig besonders war ein Argument, das man ihm entgegenstellte. Er hatte gut wiederholen, die Stimme Gottes dränge ihn innerlich, seine Worte galten als eine fromme Vorspiegelung seines Eifers. Tage, Monate, Jahre verflossen, und die Erfüllung seiner Wünsche ließ immer noch auf sich warten. Doch er unterwarf sich, ohne Jemand anzuklagen, er schrieb es nur sich selbst zu; er demüthigte sich vor Gott und vergoß Thränen bei dem Gedanken, daß er durch seine Sünden einen so schönen Beruf verloren habe. Das offenbarte er bei mehreren Gelegenheiten. Eines Tages unter Andern sprach er über den Beruf; er sagte es gäbe einen allgemeinen Beruf zur Mission und diesen müsse man sorgfältig bewahren; aber es gäbe auch einen besondern zu einer bestimmten Verwendung, den man durch die geringste Untreue verlieren könne. „Was mich betrifft, fügte er mit einem tiefen Gefühle von Traurigkeit hinzu, ich habe sicherlich diesen besondern Beruf durch meine Untreue verloren.“ — „Vierzehn Jahre schon verlange ich nach China zu gehen, sagte er ein anderesmal zu einem Seminaristen, ich hatte diesen Beruf bevor ich Missionar war, ich bin nur deswegen in Saint-Lazare eingetreten.“

Der Beweggrund, welcher ihn nach China trieb, war das Verlangen, an der Ehre Gottes und dem Heile der Seelen zu arbeiten; es war die Hoffnung, dort den Martertod zu finden. Seit mehr

als sechs Jahren bat er täglich unsern Herrn während der Wandlung um die Gnade, sein Blut für ihn vergiessen zu können. Missionar in China zu sein, war nur ein Mittel, seinen Zweck zu erreichen. Auch sprach er gerne von Herrn Clet,[1]) der für den Glauben in

[1]) Johann Franciskus Regis Clet wurde geboren in Grenoble im Jahre 1748 von bemittelten frommen Aeltern. Eine Schwester von ihm trat in den Karmeliter- ein Bruder in den Karthäuserorden; er selbst wurde im Jahre 1769 in die Genossenschaft der Mission aufgenommen. Sein Noviziat und seine theologischen Studien hielt er in Lyon und wurde dann als Lehrer der Theologie an das höhere Seminar nach Anneci geschickt. Wegen seiner grossen Kenntnisse nannte man ihn die lebendige Bibliothek. Im Jahre 1788 schickte ihn die lyoner Provinz als Abgeordneten zur Wahl eines neuen Generalsuperiors nach Paris. Obwol er der Jüngste in dieser Versammlung war, zog er doch die Aufmerksamkeit Aller auf sich wegen seiner Fähigkeiten, seiner Bescheidenheit und seiner Tugenden, so daß der neue Superior, Herr Cayla ihn als Direktor des Noviziats in Paris zurückbehielt und er verwaltete dieses Amt so, daß die Achtung und Verehrung seiner Mitbrüder für ihn noch immer stieg. Doch nicht für lange Zeit! Die hereinbrechende Revolution bewirkte die Aufhebung des Noviziates und er erhielt im Jahre 1791 mit zwei Diakonen Lamiot und Pesne die sehnlich begehrte Erlaubniß nach China zu gehen. Nachdem er sich in Macao einige Monate aufgehalten, drang er verkleidet glücklich in Kiang-Si, dem Schauplatz seiner apostolischen Arbeiten ein. Das Studium der chinesischen Sprache wurde ihm sehr schwer, so daß er nur durch seine unermüdete Ausdauer dahin gelangte, sein Amt darin verwalten zu können. Nach einem Jahre ging er nach Hou-Pe, wo er die zerstreuten Christengemeinden wieder sammelte und im Glauben befestigte. Die wenigen von ihm noch erhaltenen Briefe liefern den Beweis seiner tiefen Demuth so wie der gesegneten Erfolge seiner unermüdlichen Thätigkeit, obwol häufige und schwere Krankheiten dieselbe oft unterbrachen. In Hou-Kouang, wo der ehrwürdige Clet beinahe fünfundzwanzig Jahre allein arbeitete, da die ungeheuren Anstrengungen seine Mitarbeiter aufgerieben hatten, sollte er auch die glorreiche Palme des Marterthums erringen. Im Jahre 1819 brach die Verfolgung in dieser Provinz aus und nach viermonatlicher Verfolgung entdeckte ein Verräther, der schon einen chinesischen Lazaristen, Namens Chen für zwanzigtausend Sapeken verrathen hatte, den Aufenthalt Clet's in einem Christenhause in der Nähe von Nan-Yang-Fou, um den Preis von tausend Taels (siebentausendfünfhundert Franken) der auf seinen Kopf gesetzt war, zu gewinnen. Am 6. Juni, dem Feste der heiligsten Dreifaltigkeit 1819 wurde er, als er eben die heilige Messe gelesen, verhaftet und nach der Hauptstadt Ho-Nan ins Gefängniß geschleppt. Viele qualvolle Verhöre, Schläge ins Gesicht, Knieen auf Ketten und Verhöhnungen aller Art hatte er hier zu bestehen, doch nichts vermochte den zweiundsiebzigjährigen Greis zu erschüttern. Dem ihn marternden Mandarin drohte er das baldige Strafgericht Gottes, welches ihn auch noch vor dem Opfer des ehrwürdigen Blutzeugen durch einen elenden Tod ereilte. Mitte Juli wurde er nach Ou-Tschang-Fou, der Hauptstadt

eben diesen Gegenden gestorben ist. „Wie schön war das Ende des Herrn Clet, sagte er zu einem Novizen, bitten Sie Gott, daß ich endige wie er.“ Da er eines Tages die Novizen im Konferenzsaale vereinigt hatte, zeigte er ihnen einen Strick und ein blutiges Kleid, und sagte ihnen mit belebtem Tone: „Seht hier das Kleid eines Martyrers, das Kleid des Herrn Clet! Das ist der Strick, mit welchem er erdrosselt wurde! welch' ein Glück für uns, wenn wir einst dasselbe Loos hätten!“ Als er hinausgegangen war, nahm er einen Seminaristen bei Seite und sagte zu ihm: „Beten Sie nun recht, daß meine Gesundheit sich kräftige, und ich nach China gehen könne um dort Jesus Christus zu predigen und für Ihn zu sterben.“

Er zeigte also den Seminaristen zuweilen die Kleider, welche Herr Clet trug, als er für den Glauben litt, so wie den Strick, der zu seiner Erdrosselung gedient hatte; aber diese Gunst wurde selten und wie eine Belohnung gewährt. „Wer mag es ausdrücken, mit welcher Ehrfurcht und mit welcher Verehrung er vor uns diese kostbaren Reliquien entfaltete, sagte in diesem Betreff Einer von denen, die sie gesehen hatten! Er ließ uns die Blutspuren betrachten, die dasselbe schmückten und die seinen Glanz wie eben soviele kostbare Perlen erhöhten. Wenn wir bei ihrer Berührung die Kraft zu verspüren suchten, die in all dem verborgen ist, was einem Diener Gottes gehört hat, so schöpfte er daraus einen glühenden Trieb zum Martertode. Dann war auch sein Gesicht ganz entflammt; man entdeckte in seinem Wesen und in seinen Worten das brennende Verlangen, sein Blut für seinen göttlichen Meister zu vergiessen.“

Endlich kam ein Tag, wo die Seminaristen ihn wie in Bestürzung sahen; er schien eine wichtige Angelegenheit zu betreiben

---

der Provinz Hou-Pe in Ketten gebracht, wo die Vorsehung ihn mit dem gefangenen chinesischen Mitbruder Chen und zehn Christen in ein Gefängniß zusammenführte. Hier blieb er, bis der Kaiser sein Urtheil gesprochen hatte, in ziemlich milder Haft. Am 17. Februar 1820 langte das Todesurtheil an; der ehrwürdige Martyrer bat noch einmal seinen Mitbruder auf den Knieen um die heilige Lossprechung und folgte freudig seinen Henkern. Er wurde erdrosselt und errang durch diesen Tod die Marterpalme, nach welcher er so lange sich gesehnt hatte. Seine kostbaren Ueberreste wurden auf dem Abhange des rothen Gebirges zur Erde bestattet, wo zwanzig Jahre später der selige Perboyre an seine Seite gelegt wurde.

und um eine grosse Gnade zu bitten, denn er betete mehr als gewöhnlich und mit neuer Glut. Da er den Beweis hatte, daß man sich auf der Erde seinem Verlangen widersetzte, wollte er dem Himmel Gewalt anthun und flehte ihn an, die Anordnungen seiner Obern über ihn zu ändern.

Er hatte vernommen, daß man Missionare nach China zu schicken im Begriffe sei, aber er gehörte nicht unter ihre Zahl. Getrieben von einer geheimnißvollen Einsprechung warf er sich zu den Füssen des Generalsuperiors und beschwor ihn mit Thränen, seinem Berufe nicht länger Hindernisse entgegen zu stellen. Der ehrwürdige Obere, tief bewegt, versprach ihm, darüber im Rathe zu sprechen, allein die Mehrheit der Mitglieder erklärte, es würde eine Unklugheit sein, Perboyre abreisen zu lassen; er würde in Frankreich mehr Gutes wirken, als in China; und dann in Anbetracht des schlechten Zustandes seiner Gesundheit, hiesse das ihm den Tod geben. Herr Etienne indessen, der damalige Generalprokurator bekämpfte diese Einwürfe, und was den wegen der Gesundheit Perboyre's betraf, so verlangte er, daß man sich darin an die Meinung des Arztes halte. Da dieser zu Rathe gezogen wurde, erklärte er anfangs, wenn Perboyre abreise, so sei zu fürchten, daß er auf dem Wege sterben werde. Nach dieser Entscheidung schien Alles beendigt. Und doch war es nicht so. Perboyre fuhr fort, bei Dem anzuhalten, der die Herzen der Menschen in seiner Hand hat; er beschwor Maria, seine gute Mutter, ihn bei dieser so wichtigen Angelegenheit nicht zu verlassen. Da der Arzt über seine Entscheidung nachdachte, glaubte er, noch an demselben Tage, sich getäuscht zu haben; er empfand Gewissensbisse, die ihn hinderten, während der Nacht ein Auge zu schliessen. Er fand seine Ruhe nicht wieder, als bis er sich entschlossen hatte, seine Entscheidung zu widerrufen. In der That, am andern Morgen lief er nach Saint-Lazare mit der Anzeige, er widersetze sich nicht mehr der Abreise Perboyre's; er denke in seinem Gewissen, daß er nicht bloß nicht auf der Reise sterben würde, sondern daß die Bewegung auf der Reise seine Gesundheit bessern würde. Die Mitglieder des Rathes fielen dieser Meinung bei, es wurde beschlossen: Perboyre solle nach China gehen.

Als dieser die glückliche Nachricht vernahm, beeilte er sich, vor Gott sich niederzuwerfen und ihm für eine so kostbare und so langersehnte Gnade tausendfachen Dank zu sagen. Darauf machte er allen seinen Verwandten davon Mittheilung; aber man hat nur den

Brief wieder auffinden können, welchen er seinem Oheim schrieb. Wir geben ihn hier wieder:

„Mein theurer Oheim!

„Ich habe Ihnen eine grosse Neuigkeit mitzutheilen. Der liebe Gott hat mich eben mit einer gar kostbaren Gnade begünstigt, deren ich ganz unwürdig war. Als Er sich würdigte, mir den Beruf zum geistlichen Stande zu geben, war der Hauptgrund, welcher mich bestimmte, seinem Rufe zu entsprechen, die Hoffnung, den Ungläubigen die frohe Botschaft des Heiles predigen zu können. Seither hatte ich diese Aussicht nie gänzlich aus dem Auge verloren, und der blosse Gedanke an die Missionen, an China insbesondere, hat immer mein Herz froh bewegt. Wohlan, mein theurer Oheim, meine Wünsche sind heute endlich erhört. Am Tage Maria Lichtmeß wurde mir die Sendung für China gewährt, und das lässt mich glauben, daß ich in dieser Angelegenheit der heiligen Jungfrau viel verdanke. Helfen Sie mir gütigst, ihr zu danken und sie zu bitten, für mich unserm Herrn zu danken. Ich werde also mit zwei unserer jungen Mitbrüder und mehrern Priestern der auswärtigen Missionen abreisen."

„Wir sollen uns gegen den 10. März, vielleicht einige Tage später in Havre einschiffen. Ich werde suchen, Ihnen vor meiner Abreise noch ein Wörtchen zu schreiben; ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie glücklich ich mich über einen so bewunderungswürdigen Beruf fühle. Ich zweifle nicht, daß Sie selbst mir dazu Glück wünschen. Ich hoffe, daß Sie die Güte haben werden, ohne Unterlaß für mich zu beten, damit Gott mich würdige, mir die Gnaden mitzutheilen, deren ich bedarf, die Ueberfahrt glücklich zu vollenden, meine Sendung gut zu erfüllen, gut zu leben, gut zu leiden und gut zu sterben. Ich habe eben an meine Aeltern geschrieben; ich hoffe, daß sie als gute Christen ihr Opfer zu bringen wissen werden. Wollen Sie wohl, wenn die Gelegenheit sich dazu bietet, sie trösten und ihnen mit Ihrem guten Rathe beistehen . . ."

Sobald das Gerücht der nahen Abreise Perboyre's nach China sich im Hause verbreitete, war darüber allgemeines Erstaunen. Man war voll Bewunderung, voll Begeisterung. Er hätte alle Novizen, alle Studenten mit sich führen können, Alle würden sich glücklich geschätzt haben, ihm zu folgen. Alle bedauerten, daß sie nicht um

diese Mission angehalten hatten. Das war während einiger Zeit der einzige Gegenstand der Gespräche. Er selbst war immer ruhig und gesammelt; er schien keine neue Aufregung zu empfinden und glich immerdar sich selbst. Seine Vorbereitungen geschahen im Gebete. Er wollte sich auch durch eine Generalbeichte vorbereiten, die er mit der grössten Sorgfalt ablegte. Obwol er seine Aeltern mit der zartesten Neigung liebte, so dachte er doch nicht daran, sie zu besuchen. Er wusste, daß er sie in dieser Welt nicht mehr sehen würde, aber er zeigte bei dieser Gelegenheit die Losschälung eines Apostels. Einer seiner Vettern, der in Paris wohnte, kam zum Besuche zu ihm und versuchte, ihn von seinem Vorhaben abzubringen: „Wie! sagte er zu ihm, Sie fürchten die Beschwerden, die Entbehrungen und die Gefahren nicht, welche Sie mitten unter diesen Ungläubigen erwarten?" — „Mein theurer Vetter, erwiederte er ihm, was ist unser Leib? Ein wenig Staub. Darf man daran so sehr hängen? Ist der Himmel nicht viel grösserer Opfer werth?"

Unser heiliger Missionar hatte so viele Verehrung für sich eingeflösst, daß viele Personen ein Andenken von ihm zu haben verlangten; aber seine Armuth war so groß, daß er selbst nichts hatte, um Bilder zu kaufen, um die zu befriedigen, welche sich an ihn wandten. Einer seiner Mitbrüder bot ihm Geld an, aber er weigerte sich, Alles zu nehmen, was man ihm darreichte und begnügte sich mit dem strenge Nothwendigen; er dachte, weil er das Gelübde der Armuth abgelegt hätte, könne er, ohne dagegen zu fehlen, nichts geben, was einigen Werth hätte; und das zeigte er klärlich bei folgender Gelegenheit. Einer seiner Vettern besuchte ihn mittlerweile. Bevor er Abschied von ihm nahm, bot er ihm eine Medaille der unbefleckten Empfängniß der heiligen Jungfrau an und sagte zu ihm: „Mein lieber Vetter, ich bitte Sie, diese Medaille anzunehmen; es ist gar wenig, ohne Zweifel, aber Sie wissen, daß ich arm bin und daß ich das Gelübde der Armuth abgelegt habe; deshalb bitte ich Sie, nicht den Werth der Sache an sich selbst zu betrachten, sondern sie als ein Andenken an eine Person anzunehmen, die Ihnen sehr zugethan ist."

Folgender Zug ist ganz geeignet zu zeigen, welche Verehrung Perboyre denen einflössste welche ihn selbst zum erstenmale sahen. Vor der Abreise musste er sich in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten begeben; die Beamteten waren so erstaunt über das heiligmässige Aussehen, das über sein Aeusseres sich ergoß, daß sie

für ihn eine besondere Achtung fassten, und Mehrere von ihnen schickten ihm Bilder und baten ihn, seinen Namen auf die Rückseite derselben zu schreiben. Seine Demuth betrübte sich darüber, aber er wagte nicht, ihnen diese fromme Genugthuung zu weigern.

„Der Tag der Abreise war gekommen, so sagt ein Augenzeuge; er vereinigte die Seminaristen, um zum letztenmale zu ihnen zu sprechen. Aller Herzen waren von verschiedenen Gefühlen erregt; in der Versammlung herrschte ein feierliches Stillschweigen, man war begierig, seine letzten Liebesworte zu vernehmen. Als er in den Saal trat, malte sich auf seinem Gesichte zugleich die Freude wegen der Abreise und der Schmerz, den er empfand, daß er sich von seinen theuern Seminaristen trennen musste, welche er so sehr liebte und von welchen er herzlich geliebt wurde. Er stieg auf die Bühne um den letzten Abschied von ihnen zu nehmen; allein sein Herz war zu voll: kaum hatte er einige Worte gesprochen, als die Bewegung seine Stimme erstickte und ausserdem ein anderer Gedanke als an den Abschied ihn in diesem Augenblicke beschäftigte, das tiefe Gefühl seines Elendes und seiner Untreue, die Reue über das Aergerniß, das er gegeben zu haben glaubte. Er verlässt also die Bühne, nachdem er einige Worte gesagt hatte, wirft sich mitten im Saale nieder und bittet seine Seminaristen um Verzeihung wegen der Nachlässigkeiten und des schlimmen Beispieles, deren er sich schuldig gemacht habe. Die Zuschauer dieses rührenden Auftrittes fallen auch, durch eine unwiderstehliche Bewegung gezwungen, auf die Kniee und antworten ihm nur durch ihr Seufzen und Schluchzen. Er blieb ziemlich lange in dieser demüthigen Stellung, vernichtete sich vor Gott und beschwor ihn, seine Fehler ihm zu vergeben. Als er sich erhoben hatte, baten ihn die Novizen, ihnen seinen Segen zu geben, bevor er sie verliesse; anfangs weigerte er sich, denn er dachte, er wäre unwürdig, sie zu segnen; doch seine Liebe trug den Sieg über seine Demuth davon. Er segnete sie mit ganz väterlicher Zärtlichkeit, bat den Herrn, sie unverletzlich in seiner Liebe zu erhalten, empfahl sich ihren Gebeten und versprach ihnen, sie vor Gott nicht zu vergessen, und nach einigen einfachen und freundlichen Worten verließ er das Seminar. Ich werde nie diese so rührende Versammlung noch den Segen dessen vergessen, der uns verließ um dem Martertode entgegen zu gehen."

Der letzte Abschied fand in dem grossen Eingangshofe statt. Alle Mitglieder der Genossenschaft, welche gegenwärtig waren, wollten

seinen Segen empfangen. Der ehrwürdige Generalsuperior, Herr Salhorgne, schleppte sich ungeachtet seiner Kränklichkeit auf diesen Hof, um noch einmal eines seiner edelmüthigsten Kinder zu umarmen. Man war bis zu Thränen bewegt, man empfahl sich seinen Gebeten, wie die ersten Christen sich in die der Martyrer empfahlen, wenn sie zum Tode gingen. Endlich mussten sie sich trennen, und Perboyre, nachdem er seine Seele zu den Füssen des heiligen Sakramentes ausgegossen, nachdem er Maria, seine zärtliche Mutter, den heiligen Joseph, den heiligen Vincenz, dessen verehrte Ueberreste er ungerne verließ, angerufen, nachdem er sich unter den Schutz der heiligen Engel gestellt, begab er sich auf den Weg nach Havre, von wo ein Schiff ihn nach den Küsten China's übersetzen sollte.

---

seinen Segen empfangen. Der ehrwürdige Generalsuperior, Herr Salhorgne, machte sich ungeachtet seiner Kränklichkeit auf diesen Weg, um noch einmal eines seiner ehrwürdigsten Kinder zu umarmen. Man war bis zu Thränen bewegt, man empfahl sich seiner Gebete, wie die ersten Christen sich in die der Märtyrer empfahlen, wenn sie zum Tode gingen. Endlich mußten sie sich trennen, und Perboyre, nachdem er seine Seele zu den Füßen des heiligen Sakramentes ausgegossen, nachdem er Maria, seine zärtliche Mutter, den heiligen Joseph, den heiligen Vincenz, dessen verehrte Ueberreste er nochmals geküßt, angerufen, nachdem er sich unter den Schutz der heiligen Engel gestellt, begab er sich auf den Weg nach Havre, von wo ein Schiff ihn nach den Küsten China's übersetzen sollte.

Leben

des ehrwürdigen Martyrers

Johann Gabriel Perboyre.

Zweites Buch.

Von seiner Abreise nach China bis zu seinem Martertode.

Erstes Kapitel.

Reise von Paris nach Macao.

Perboyre langte in Havre den 16. März 1835 an. Aus dieser Stadt schrieb er seinem Oheim folgenden Brief:

„Mein theurer Oheim!

„Seit vorgestern Abend bin ich nun in Havre. Wir mussten einige Zeit hier bleiben, um unsere kleinen Vorbereitungen zur Reise zu treffen. Unser Schiff, der Edmond, ist schon geladen, und wir erwarten nur günstigen Wind um uns aufs Meer zu begeben. Deshalb beeile ich mich, Ihnen noch mein Lebewohl zu sagen, bevor ich dieses Land verlasse, welches aufhören wird, das Meinige zu sein. Wie ich Ihnen gemeldet hatte, reisen acht Missionare ab, alle voll Muth. Ich begehre von Neuem den Beistand Ihrer heiligen Gebete. Sie fühlen wie sehr wir der Hülfe unseres Herrn bedürfen. Das Schiff, welches uns führt, ist dasselbige, welches voriges Jahr Herrn Baldus [1]) in drei Monaten nach Batavia brachte. Die Offiziere sind ganz brave Leute; die Matrosen scheinen sehr geneigt, uns zu achten; es sind keine andern Reisenden darauf als die Missionare. Ich werde Ihnen bei der ersten Gelegenheit, die ich treffen werde, von Batavia, von Manilla oder Macao aus Nachrichten von mir geben. Dank der Sorge des Herrn Pfarrers von Catus, haben meine Aeltern, nachdem sie viel geweint, sich vollkommen gefasst. Ich habe auch meinen Bruder und meine Schwester sehr gut gestimmt verlassen. Gott wolle sie Alle segnen!...“

---

[1]) Herr Baldus, ebenfalls Priester der Congregation der Mission und für China bestimmt.

„Das Wetter, das sich eben gebessert hat, drängt uns. Freitag Morgen, den 20. März werden wir uns einschiffen. Empfehlen Sie mich von Neuem allen denen, welche sich um mich interessiren. Ich empfehle mich Ihren Gebeten in deren Vereinigung ich bin für das Leben u. s. w."

Die Reisenden fuhren Samstag den 21. März ab. Drei Monate nachher kamen sie in Batavia an. Von dort schrieb Perboyre folgenden Brief:

„Batavia den 29. Juni 1835.

„Mein Herr und hochgeehrter Vater!

„Glücklich in Batavia angelangt, haben wir nichts Eiligeres zu thun, als Ihrer Erwartung zu entsprechen, indem wir Ihnen die Neuigkeiten mittheilen, welche Ihre zärtliche Bekümmerniß um uns mit Ungeduld erwartet."

„Sie wissen, daß wir letzten 21. März von Havre abgereist sind. Wir verliessen Frankreich mit derselben Freude und derselben Ruhe, mit welcher wir Paris verlassen hatten. Ich bewunderte diese Stimmung, welche Gott in uns gelegt hatte, als eine zärtliche und ruhige Erinnerung, wie ein Gedanke der vom Himmel herabsteigt, plötzlich meinen Geist beschäftigte. Es war die Erinnerung, daß mein theurer Bruder Ludwig vor noch nicht fünf Jahren sich in eben diesem Hafen eingeschifft hatte zu derselben Reise, die wir jetzt unternahmen und daß er seine Belohnung und seine Krone erlangt hatte, ehe er an dem Ziele seiner Wünsche ankam. Ich fühlte mich innerlich eingeladen, unsere Ueberfahrt unter seinen Schutz zu stellen; meine Seele erhob sich alsbald mit Vertrauen zu ihm und meine Augen waren mit Thränen, aber mit süssen und freudigen Thränen überschwemmt."

„Zwei Tage nach der Abreise fuhren wir mit vollen Segeln aus dem Kanal la Manche; ein günstiger Wind beschleunigte unsere Fahrt, aber das gewaltsame und fortwährende Rollen und Schwanken machte die neuen Reisenden so krank, daß während einer Woche unser Schiff ein wahres Lazareth war. Da war es nicht ganz unnütz, sich zu erinnern, daß Leiden den halben Missionar macht. Mit der Gnade Gottes musste diese Prüfung, obwohl sie der Natur sehr unbequem war, so wie alle andern, dazu dienen, den Muth mehr und mehr zu üben und anzuregen, anstatt ihn nieder zu schlagen.

Derjenige jedoch, welcher die Gewalt des Meeres beherrscht und die Bewegung seiner Fluten mässigt, gewährte uns Erleichterung und Tröstung. Den 29. hatten wir schon Madeira bei stiller See in Sicht und mit dem schönen Wetter kam auch neues Leben zurück. Ich konnte die heilige Messe lesen, und das haben wir, Jeder in seiner Reihe beinahe alle Sonn- und Festtage gethan. O, wie glücklich fühlt man sich, wenn man auf dieser weiten Wüste des Oceans, sich von Zeit zu Zeit in der Gesellschaft unseres Herrn befindet!"

„Unser Gang wurde darauf für lange Zeit sehr langsam. Am Ostertage passirten wir die Linie. Die bei dieser Gelegenheit gebräuchliche Cärimonie wurde auf den folgenden Tag verschoben. Ein Piaster, den Jeder von uns den Matrosen gab, befreite uns von jeder andern Rolle als der, einfacher Zuschauer. Einen Monat nachher umsegelten wir das Kap der guten Hoffnung, im achtunddreissigsten Grade südlicher Breite. Wir mussten unsere Idee, die man uns von diesen Gegenden gemacht hatte, herunterstimmen. Man hatte sie uns so fürchterlich geschildert und wir fanden dort ein ganz ruhiges und eben so günstiges Meer wie zwischen den canarischen Inseln. Wenn Gott uns an einer sonst schwierigen Stelle schonte, so geschah das ohne Zweifel, damit wir besser im Stande wären den Angriff auszuhalten, den uns das indische Meer liefern sollte."

„Den 31. Mai und zwischen dem sechszigsten und siebenzigsten Längengrade in der Richtung von Amsterdam hatten wir einen heftigen Sturm zu bestehen. Unser Kapitain, der seit sechs und dreissig Jahren fährt, hatte nie einen so schrecklichen Sturm gesehen; er dauerte zwölf Stunden in seiner grössten Heftigkeit; ungeheure Wellen stiegen höher als der Mastkorb und stürzten sich auf das Verdeck, wo sie von einem Bord zum andern Menschen, Hühnerkörbe und Alles rollten, was nicht gehörig festgebunden war. Eine derselben gab der Seite des Schiffes einen so heftigen Stoß, daß der ganze Ballast sich auf eine Seite des untersten Schiffsraumes warf und im Fallen die zwei Männer wegriß, welche das Steuerruder hielten und sie einige Schritte weit auf das Hinterdeck warf, ohne daß sie jedoch glücklicher Weise Schaden litten; auch nahm sie ein Boot mit, welches man nicht mehr wiedersah. Die hohen Berge, aus schäumenden Wogen gebildet, welche sich jeden Augenblick beinahe senkrecht vor und hinter uns erhoben und uns in tiefe Abgründe einschlossen, waren zugleich schrecklich und bewunderungswürdig, und

wir konnten uns nicht enthalten, mit dem Propheten auszurufen: „Bewunderungswürdig sind die Erhebungen des Meeres, aber der Herr ist noch bewunderungswürdiger in der Höhe des Himmels.[1]) Jedoch wir erhielten unsere Seele in Ruhe, da wir uns gerne dem Wohlgefallen dessen überliessen, der zu den Pforten des Grabes führt und davon zurückzieht.[2]) Er wollte uns Alle gesund und wohlbehalten aus dieser fürchterlichen Krise hervorgehen lassen. Gegen Abend beteten alle Missionare gemeinsam die Litanei von der Mutter Gottes, das Ave maris stella und das kleine Gebet: O Maria ohne Sünde empfangen u. s. w. Ihr Vertrauen war nicht eitel, denn kaum hatten sie ihre Hände zu dem Meeresstern erhoben, als der Sturm sich allmälig beruhigte. Dieser Sturm war das einzige in etwa bemerkenswerthe Ereigniß, welches die Eintönigkeit unserer Schiffahrt von Frankreich bis Java unterbrach. Wir sind am 23. Juni in die Sundastrasse eingetreten und am 26. in Batavia angelangt."

„Bisher hat sich meine Gesundheit recht gut erhalten, so wie die meiner beiden Mitbrüder; sie Beide haben nicht aufgehört, mich zu erbauen und dazu beizutragen, mir die Reise angenehm zu machen. Ich kann dasselbe von den vortrefflichen Herrn von den auswärtigen Missionen sagen. Sie und wir, Sie zweifeln nicht daran, wir haben immer als Freunde und Brüder zusammen gelebt. Da unsere Schiffsmannschaft aus ordentlichen jungen Leuten besteht, wie man sagt, aus guten Jungen, so war der Versuch angebracht, ihnen nützlich zu sein, und die Missionare mussten gegen sie etwas von dem Mitleiden fühlen, wovon unser Herr beim Anblicke des Volkes erfüllt war, das er mit Schafen ohne Hirten verglich.[3]) Darum gingen Mehrere dieser Herrn von Zeit zu Zeit Abends zur Uebung ihres Eifers zu ihnen, unterhielten sich vertraulich mit ihnen über die Wahrheiten der Religion und ihre Hauptpflichten und ermahnten sie zu einem christlichen Leben. Sie haben beinahe Alle gebeichtet. Möge der Herr den Samen befruchten, der in ihre Herzen gestreut wurde und ihn Früchte des Heils bringen lassen."

„Das ist in wenigen Worten, mein Herr und hochgeehrter Vater die Geschichte unserer ersten Ueberfahrt. Sie wird Ihnen

---

[1]) Psalm 92, 4.
[2]) Weish. 16, 13.
[3]) Mark. 6, 34.

Veranlassung geben, mit uns jene himmlische Vorsehung zu preisen, von der es im Buche der Weisheit heisst: „Deine Vorsehung o Vater regiert; denn du hast auf dem Meere einen Weg eröffnet und einen sichern Pfad inmitten der Fluten, und dadurch gezeigt, daß du aus aller Gefahr den erretten kannst, der sich selbst ohne Erfahrung aufs Meer begibt.“ [1]) Wir hoffen, daß unsere Mitbrüder und unsere Schwestern der christlichen Liebe, welche sich schon so lebhaft um uns interessirt haben, sich auch ferner noch mit Ihnen in der Bitte zu unserm Herrn vereinigen werden, uns seinen heiligen Schutz weiter zu gewähren.“

„Am folgenden Tage nach unserer Ankunft hatten wir die Ehre den apostolischen Präfekten und den Herrn Pfarrer von Batavia zu besuchen. Sie empfingen alle Missionare mit ebenso viel Herzlichkeit als Wohlwollen. Sie beeilten sich, uns Gastfreundschaft und ihren Tisch anzubieten. Wir haben diese Liebe schon zwei oder drei Tage genossen. Wir werden gegen das Ende der Woche zu ihnen zurückkehren, um mit ihnen das Fest des heiligen Petrus feierlich zu begehen. Unterdessen verlassen wir das Schiff, welches uns hierhin gebracht hat, und gehen an Bord eines englischen Fahrzeuges, des Royal-George, der bald nach Kanton abgehen wird und es übernimmt, uns nach Macao zu bringen. Möge der Herr uns glücklich bis zum Ziele unserer Reise führen!“

„Genehmigen Sie, mein Herr und hochgeehrter Vater, die Versicherung der tiefen Hochachtung Ihrer drei Kinder, wovon der Letzte Sie bittet, ihm zu glauben, daß er, soviel es ihm nur möglich ist, verharret

Ihr ergebenster und gehorsamster Diener.“

Wir finden noch einige Einzelheiten über diese Reise in einem Briefe, den er seinem Bruder schrieb; er ist vom 1. Juli 1835.

„Du hast mit Ungeduld und vielleicht mit einiger Aengstlichkeit, mein theurer Bruder, auf ein Lebenszeichen von meiner Seite gewartet. Nun, hier ist es: nein, dein Bruder ist noch nicht todt; was noch mehr ist, er befindet sich wohl. Wie unwürdig ich auch meines schönen Berufes und selbst des Lebens bin, Gott hat mich erhalten wollen; und obgleich ich einen kleinen Theil von den Beschwerden und andern Unbequemlichkeiten, die von einer Reise wie

---

[1]) Weish. 14, 3. 4.

die unsrige, unzertrennlich sind, haben musste, so hat es Ihm doch gefallen, meine Schwächlichkeit so zu schonen, daß die Ueberfahrt meiner Gesundheit nicht geschadet hat. Ich habe im Allgemeinen gut geschlafen, was für meine erbärmliche Existenz eine wesentliche Bedingung ist. Wenn mein Magen sich nicht an alle Arten von Speisen gewöhnen kann, besonders an die, welche man auf See am meisten geniesst, so weiß er wenigstens sich mit Wenigem zufrieden zu geben, und später werde ich ganz leicht mich mit einer kleinen Portion Reis begnügen. Die Seeluft scheint mir heilsam gewesen zu sein; ich habe weniger als auf dem Lande die Erhitzung verspürt, welche mich seit mehrern Jahren verzehrte. Bevor ich mich zu Schiffe begab, konnte ich an das Meer nicht denken, ohne einen geheimen Schauder zu empfinden; allein seit ich mich eingeschifft habe, hat weder die Unermesslichkeit seiner Ausdehnung, noch die Tiefe seiner Abgründe noch die Aufregung seiner Fluten mir den leichtesten Schrecken verursacht. So werden wir auch einst, nachdem wir gefürchtet haben, vor Gott zu erscheinen, in seinem Schose eine bis dahin unbekannte Ruhe geniessen."

„Es wäre unnütz genug, Dir den Weg anzugeben, welchen wir genommen haben. Es wäre ebenfalls eine überflüssige Sache, Dir zu sagen, daß wir mehrere Inseln, andere Fahrzeuge bemerkt, Wallfische, verschiedene Fische und Vögel gesehen, Haifische, Albatros u. s. w. gefangen und gegessen haben; du kannst das Alles nach den Berichten unserer Vorgänger voraussetzen. Aber ich muß Dir das sagen, was Du vielleicht nicht errathen würdest, nämlich, daß ich vor ungefähr anderthalben Monat kurz und gut von oben an eine Treppe hinabrollte, deren Stufen mit Kupfer überdeckt waren, und wo ich mir zehnmal den Kopf hätte zerschellen können. Jedoch kam ich mit einigen Quetschungen in den Seiten und einem geschundenen Schenkel davon, und das hat weder lange noch schwere Folgen gehabt. Ich will Dir noch sagen, daß wir an einem Tage durch einen heftigen Sturm bloß von sechs Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends umhergeschleudert worden sind. So folgte auch dem Nothruf die Dankhymne: „Nach dem Sturme gibst du wieder Ruhe, o Herr!" [1])

„Gott hat nicht aufgehört, uns zu beschützen im Laufe unserer Schiffahrt; wir sind glücklich in Batavia ungefähr drei Monate

---

[1]) Tobias 3, 22.

nach unserer Abfahrt aus Frankreich angelandet. Du zweifelst nicht daran, mein theurer Bruder, daß ich in der Zwischenzeit oft an Dich gedacht habe. Ich stellte mir gern den lieben Bruder zu den verschiedenen Stunden des Tages vor, bald im Gebete zu Gott in der Kirche, bald wie er sich in seiner Gegenwart erhält, bald wie er sich seinen gewöhnlichen Beschäftigungen hingibt, und immer voll Freude und Eifer im Dienste dieses guten und liebenswürdigen Herrn; ein anderesmal hingeworfen vor dem Reliquienschreine des heiligen Vincenz, wie er diesem liebevollen Vater das unwürdigste seiner Kinder empfiehlt. Ich habe nicht vergessen, daß Du mir versprochen hast, täglich für mich zu beten."

Um die Einzelheiten zu vervollständigen, welche Perboyre über den ersten Theil seiner Ueberfahrt gegeben, fügen wir zu den vorstehenden Briefen noch den, welchen er an seinen Oheim schrieb.

„Surabaya den 24. Juli.

„Mein theuerster Oheim!

„Ich darf den Edmond nicht zurückfahren lassen, ohne diese Gelegenheit zu benützen, die er mir bietet, Ihnen Nachricht von mir zu geben. Schon vier Monate habe ich das Vergnügen nicht mehr gehabt, Ihnen zu schreiben. Seitdem habe ich mich, wie Sie sehen, einige tausend Meilen von Ihnen entfernt, aber mein Geist und mein Herz haben Sie nicht verlassen. Ich finde mich noch von Zeit zu Zeit bei Ihnen wieder; und oft überrasche ich Sie im Gebet für eine kleine Mißgeburt von Missionar, für den Sie sich viel mehr interessiren als er verdient."

„Unsere Fahrt war bis jetzt sehr glücklich; meine Genossen und ich haben Alle grossen Grund die göttliche Vorsehung für den besondern Schutz zu preisen, mit dem sie uns fortwährend begünstigt hat. . . . ."

„Das Meer hat sich uns in allen seinen Gestalten gezeigt, bald ruhig, bald aufgeregt; bald zwang es uns gegen widrige Winde zu kämpfen, bald beschenkte es uns mit einer guten und kräftigen Brise, die uns rasch wie eine leichte Wolke forttrug. Von der Windstille bis zum ungestümmsten Wetter, nichts hat uns gefehlt, selbst nicht ein Sturm; denn am 31. Mai hatten wir einen auszuhalten, der, wie unser Kapitain sagte, der heftigste war, den er je gesehen hatte. Der Horizont war bedeckt und ganz dunkel; eine

Art von dumpfem und beständigem Brausen kündigte etwas Schlimmes an. Ein heftiger Wind, den wir glücklicher Weise im Rücken hatten, trieb uns mit solcher Gewalt vorwärts, daß wir, obgleich wir beinahe keine Segel gebrauchten, beinahe fünf Meilen in der Stunde zurücklegten. Den Wogen folgend, die uns trugen, erschienen wir jeden Augenblick abwechselnd auf der Spitze eines hohen Wasserberges oder versenkt in tiefe Abgründe. Ohne mein Zuthun glaubte ich mich zwischen den Abgründen des Cantal oder der Lozère zu befinden, vorausgesetzt, daß man sich den Schnee in Schaum und die Felsen in bewegliche Fluten umgewandelt denkt. Wir konnten nur einige Augenblicke dieses finstere und großartige Schauspiel betrachten, wenn wir uns nicht der Gefahr aussetzen wollten, nicht bloß reichlich begossen zu werden, sondern auch von den ungeheuren Wogen fortgeschwemmt zu werden, die wie Bomben auf das Verdeck niederstürzten. Ein Paar Männer wurden von einer dieser Wogen umgeworfen und fortgerollt, welche ein Boot ins Meer hinunterschlang, das an der Seite des Schiffes befestigt und aufgehängt war. Uebrigens geschah Niemand etwas und wir hatten keinen andern etwas beträchtlichen Schaden. Am Abende baten die acht Missionare gemeinsam, die nie den Frieden verloren, welchen ein volles Vertrauen auf Gott verleiht, auf die Fürbitte der seligsten Jungfrau um das Aufhören dieses Seesturmes, der alsbald nachzulassen anfing, und die Dankgesänge konnten ohne Unterbrechung den Nothrufen folgen. So erfüllte sich für uns was im Psalm geschrieben steht: „Sie waren Zeugen der Werke des Herrn, sie haben die Wunder gesehen, welche er in den tiefen Abgründen des Meeres wirkte. Der Herr spricht und der Sturm bricht herein, die Fluten erheben sich; sie steigen hinauf bis an den Himmel und steigen herab bis in die Abgründe... Sie haben gerufen zum Herrn in der Trübsal und er hat sie befreit aus allen ihren Gefahren. Er hat den Sturm in einen sanften Wind verwandelt und die Fluten des Meeres schwiegen. Darüber haben sie sich gefreut wegen ihres Schweigens und er hat sie in den Hafen ihres Verlangens geführt. Die Barmherzigkeit des Herrn singe sein Lob und verkünde seine Wunder den Menschenkindern." [1])

---

[1]) Psalm 106, 24—26, 28—31.

„Am 23. Juni fuhren wir in die Sundastrasse ein. Ich kann Ihnen die Bewegung nicht beschreiben, welche wir damals empfanden beim Anblicke dieser Inseln, welche mit Bäumen und Früchten bedeckt waren, die wir gleichsam in der Hand hatten und die uns einen süssen und starken Zimmetgeruch zusandten; es schien uns, ein neues Leben durchströme unsere Glieder. Am folgenden Tage, dem Feste des heiligen Johann Baptist, meines Namenspatrons las ich die heilige Messe ebenso ruhig wie auf dem Lande, auf diesem Meere, dessen olivengrüne Gewässer immer ruhig sind. Wir fuhren vorsichtig weiter zwischen den zahlreichen Inselchen und den noch zahlreichern Klippen, die aber für die Seefahrer mit ebensovielen Kreuzen bezeichnet sind, welche man von allen Seiten über die Oberfläche des Wassers sich erheben sieht. Den 26. endlich legten wir auf der Rhede von Batavia bei. Die drei folgenden Tage haben wir bei dem apostolischen Präfekten oder bei dem Herrn Pfarrer wegen des Sonntags und des Festes des heiligen Petrus zugebracht. Darauf sind wir an Bord zurückgekehrt, um unsere kleinen Angelegenheiten zu ordnen, da wir das Schiff wechseln mussten, und so haben wir es in der Woche gemacht. Bei der Ueberfahrt aus dem einen Schiffe zu dem andern, welche nur eine Stunde dauern sollte, die aber wohl drei dauerte, musste ich Hand anlegen wie ein Seemann von Profession. Die Schaluppe auf welcher ich mich mit vier oder fünf Mann befand und die unsere schwersten Sachen trug, ging so ganz gut, als man sich des Segels bedienen konnte; als man es aber einziehen musste, weil der Wind ganz entgegen war, suchte man lange Zeit hindurch umsonst mit dem Ruder den Wellen den Weg streitig zu machen, denn sie trieben uns mehr zurück, als wir vorwärts kamen. Die Nacht sank herab und das Meer schwoll stärker an, während wir unnütze Anstrengungen machten. Es blieb nichts mehr übrig als einige lange und gefahrvolle Bogen mitten in der Finsterniß zu versuchen, wobei wir Gefahr liefen, umzuschlagen oder auf den Strand geworfen zu werden, als endlich neue Ruderer mit zwei Nachen ankamen, die sie mit Stricken einen hinter dem andern vor unsere Schaluppe spannten gerade so wie der Vorspann beim Fuhrwerk es macht. Diese Hülfe setzte uns in Stand, bald und glücklich an das Schiff zu gelangen, welches uns aufnehmen sollte. Ich beeilte mich, die Wäsche zu wechseln, denn ich hatte mich nicht wenig ermüdet und beschmutzt durch das Halten des Steuerruders und das Pumpen; ich war durchnässt von

Schweiß und Meerwasser. Den 5. Juli haben wir Batavia auf dem Royal-George verlassen, der uns nach China bringen soll, der aber ebenso wie der Edmond gezwungen ist, an der östlichen Spitze Java's seine Ladung einzunehmen. Seit dem 14. sind wir nun auf der Rhede von Surabaya, von wo wir erst gegen den 10. August abreisen werden. Wir werden denselben Weg wieder zurück nehmen müssen, um westlich die Insel Borneo zu umsegeln; in Macao werden wir höchstens mit Weihnachten ankommen. Unterdessen nehmen wir diesen Aufenthalt geduldig hin und suchen unsere Zeit nützlich zu verwenden, indem wir nur Sonntags an's Land gehen, um die heilige Messe zu lesen. Am Feste des heiligen Vincenz blieben wir bis Mittag in der Kirche und speisten dann bei dem Herrn Pfarrer. Auf der ganzen Insel Java sind nur vier Priester, welche Holländer sind. Auf den benachbarten Inseln sind gar keine. Alle diese Inseln sind von Malayen bewohnt, die der muhamedanischen Religion, wenigstens in gewissen Punkten folgen. In diesem Lande ist es jetzt Winter, aber dieser Winter gleicht völlig dem Sommer in Montauban. Wir sind im siebenten oder achten Grad südlicher Breite."

„Bei meiner Abreise aus Frankreich flösste meine Gesundheit zu besorgten Personen Unruhe ein; sie werden nicht ohne Ueberraschung hören, daß ich noch lebe. Da Sie diese Furcht vielleicht mehr als sonst Jemand getheilt haben, so muß ich, mein theuerster Oheim, Sie vollkommen beruhigen."

„Obgleich ich ein wenig von der Seekrankheit und der Hitze in der heissen Zone gelitten habe, so bin ich doch davon nicht zu sehr mitgenommen worden; und wenn meine Gesundheit während der ersten Hälfte der Ueberfahrt einen etwas unsichern Gang bewahrte, so hat sie darauf eine fühlbare Besserung erfahren, die sich von Tag zu Tag befestigt und die mich glauben lässt, Gott wolle, daß ich wohlbehalten an meinem Bestimmungsorte anlange. Uebrigens: Besser ist deine Erbarmung als das Leben.[1]) Ich konnte diese Reise nach China nicht machen, ohne oft an meinen lieben Ludwig zu denken; ich dachte mir ihn gerne, wie er vor mir her ging und mir den Weg zeigte, dem ich folgen sollte. Ach! wie der Stern, der die Weisen führte, so ist er auf der Mitte des Weges verschwunden... O! mit wie grosser Freude werde ich mich

---

[1]) Psalm 62, 4.

nicht freuen, wenn ich ihn in neuer Klarheit glänzend wiedersehen werde und er mir zeigen wird, wo Jesus, der göttliche König ist!..."

Zweites Kapitel.

Fortsetzung der Reise.

Wir entlehnen von Perboyre noch ferner die Fortsetzung seiner Reise, weil es uns scheint, es wäre dem Leser angenehmer, ihm über die Meere zu folgen und von ihm selbst einige der Eindrücke zu vernehmen, welche er während dieser langen und gefahrvollen Ueberfahrt empfunden hat. Der erste Brief, den er nach seiner Abreise von Surabaya schrieb, ist an einen Assistenten der Genossenschaft gerichtet.

„Macao den 9. September 1835.

„Mein Herr und geehrtester Mitbruder!

„Da bin ich! Das ist das Losungswort, unter welchem ich Ihnen mein erstes Lebenszeichen aus Macao geben sollte. Ja, da bin ich, und gepriesen sei der Herr, der selber mich dahin geführt und getragen hat: „Wenn ich die Flügel der Morgenröthe nehme und an den äussersten Enden des Meeres wohne, so führt mich dahin deine Hand und hält mich deine Rechte." [1])

„Aus dem Briefe den ich an den Herrn Generalsuperior geschrieben, haben Sie entnommen, daß wir bis dahin eine sehr glückliche Ueberfahrt gehabt hatten. Sie ist es seitdem nicht weniger gewesen. Wir haben auf der Rhede von Surabaya einen Aufenthalt von drei Wochen gehabt. Diese Station war für uns das, was die auf dem Lande zugebrachten Ferien für Männer sind, welche durch die Anstrengungen eines arbeitvollen Jahres erschöpft sind. Die Hitze des brennenden Klima's von Java wurde durch die kleine Erfrischung gemildert, welche uns ein benachbartes Gebirge zusandte."

„Obgleich wir mit Studiren oder Gebet von fünf oder sechs

---

[1]) Psalm 138, 9. 10.

Uhr Morgens bis zehn Uhr Abends beschäftigt waren, so gewannen wir von Tag zu Tag mehr Kräfte zur Fortsetzung unserer Reise, da wir in mehrern Beziehungen auf unserm neuen Schiffe viel besser daran waren als auf dem vorigen, und uns von den Wellen nicht mehr herumgeworfen fühlten. Wir gingen in die Stadt die heilige Messe zu lesen so oft wir konnten, d. h. ein oder zweimal in der Woche. Zuweilen, aber selten, machten wir Ausflüge auf den Küsten Java's und Madura's. Bei dieser Gelegenheit drängten meine Mitbrüder mich, die schon Seebäder genommen hatten, es auch zu thun. Ich erinnerte mich Ihrer Empfehlung und der des Arztes in diesem Betreff und ließ mich bestimmen am Vortage vor meiner Abfahrt eins zu nehmen. Nachdem ich ein und eine halbe Stunde im Wasser geblieben war, war ich zum Ankleiden auf den Nachen zurückgekehrt, um meine Strümpfe zu holen, allein da ich ohne Behutsamkeit ging, machte ich daß er sich ein wenig neigte und ein unfreiwilliger Luftsprung verschaffte mir ein neues Bad. Glücklicherweise war die Stelle nicht tief, und da das Wasser mit welchem ich eben noch gespielt hatte, mich abgehärtet fand, so kam ich bald wieder auf die Oberfläche ohne Schaden genommen oder grosse Furcht gehabt zu haben; und nachdem ich meinen Hut aufgefischt, welchen die Ebbe mit sich nahm, frühstückte ich Zwieback und Bananen am Ufer wo meine Genossen mich erwarteten. Bei dieser, wie bei vielen andern Gelegenheiten hat Gott mich für meine Unbesonnenheit nur dadurch gestraft, daß er mich der Gefahr entrieß, in welche ich mich gestürzt hatte."

„Wir verliessen Surabaya den 7. August. Wir mussten vier oder fünf Meilen von da schon Anker werfen, um die Rückkehr der Flut zu erwarten, denn das Schiff durchfurchte den Schlamm auf mehrere Fuß Tiefe. Kurz nachdem man sich am folgenden Morgen wieder in Bewegung gesetzt hatte, trieb uns der Lootse tief in eine Sandbank hinein. Glücklicherweise bemerkte der Kapitain es frühe genug und stellte die Segel so, daß das Schiff hinter sich zurückwich, damit er ihm eine andere Richtung gebe. In ähnlichen Gefahren verdankt man sein Heil der Geschicklichkeit der Obersten, der Kraft des Windes, oder vielmehr der Vorsehung, die über Alles herrscht und deren untergeordnete Ursachen nur die Urtheile der Gerechtigkeit oder Barmherzigkeit ausführen. Der Musson aus Südost herrscht noch einen Theil des Monates August auf dem chinesischen Meere; er begünstigte uns eine Zeitlang und am 29. gelangten wir endlich nach Macao."

„Wiewol wir bereit wären, eine hundertmal längere Fahrt zu machen, wenn der Gehorsam es forderte, so versichere ich Sie doch, daß wir ihr Ende mit grosser Befriedigung gesehen haben und daß unsere Herzen sich nicht wenig hoben, als wir den Fuß auf diese Erde gesetzt, nach welcher wir schon so lange Zeit uns sehnten, und als wir unsern würdigen Obern, Herrn Torrette, seinen vortrefflichen Mitarbeiter, Herrn Danicourt, [1]) der uns vom Schiffe abholen kam und unsere lieben jungen Chinesen, Alle in vollkommener Gesundheit umarmten. Diese Gemeinde hat uns nicht bloß Ruhe sondern auch eine Erbauung gewährt, die uns von Anfang an mit dem guten Geruche unseres Herrn erfüllte. Die schönste Ordnung und die vollkommenste Regelmässigkeit herrschen in unserm Hause in Macao: Priester, Seminaristen, junge Aspiranten, Alles trägt dazu bei. Wenn die heiligen Uebungen des alten Saint-Lazare in Frankreich hätten verloren gehen können, so hätte man sie an den Enden China's lebendig wiedergefunden."

„Sie würden schlecht mit mir zufrieden sein, mein Herr und sehr geehrter Mitbruder, wenn ich Ihnen nichts über meine Gesundheit sagte, welche Sie so schwach und empfindlich gesehen haben. Es hat sich mit meinem Unwohlsein bedeutend gebessert. Die Seeluft hat mir den Kopf viel erleichtert und mich von der Hitze befreit, welche mir alle Glieder verzehrte, so daß ich mich beinahe so wohl befinde als mein Temperament es zulassen kann. Meine beiden Reisegenossen befinden sich sehr wohl. Da sie immer so gewesen sind, wie Sie dieselben in Paris gekannt haben, so will ich über sie nichts Näheres anführen. Während der ganzen Reise waren sie unablässig nützlich beschäftigt. Meine Hauptbeschäftigung war die Lesung des Lebens des heiligen Vincenz. Ich konnte mich über den Verlust, welchen ich an Ihren sanften und weisen Unterhaltungen erlitten nur durch die mit unserm guten Vater trösten."

„Es wird mir schon zu lang, bis ich von unsern Mitbrüdern aus Europa, besonders von unsern ehrwürdigen Alten des pariser Hauses Nachrichten erhalte. Möge Gott sie uns noch lange erhalten und fortfahren über sie seine reichsten Tröstungen auszugiessen! Sie wissen, wie sehr Alles, was unsere theure Genossenschaft betrifft, mich aufs lebhafteste berührt. Unter den Tröstungen, welche Gott

---

[1]) Ueber Herrn Danicourt und seine Mitarbeiter siehe: Anhang am Schlusse des Werkes.

mir bescheeren kann, wird es nicht die geringste sein, wenn ich von Ihnen vernehme, daß Er sie fortwährend beschützt und sie mehr und mehr mit dem Geiste unseres heiligen Stifters beseelt. Ich würde mich sehr glücklich schätzen, einige Briefe von Ihnen zu erhalten; sie würden mir kostbarer sein als Gold und Topase, so sehr liebe ich Ihre Erinnerungen und selbst Ihre väterlichen Zurechtweisungen. . ."

Einige Wochen später schrieb Perboyre noch an Einen seiner Verwandten der damals Professor im Seminar von Saint-Flour war, Folgendes:

„Mein theurer Vetter und Mitbruder!

„Ungefähr acht Monate sind verflossen, seit wir uns in Paris umarmten, ohne Zweifel zum letztenmale im Leben. Jetzt sind wir durch Meere und ungeheure Länderstrecken getrennt. Glücklicherweise finden und vereinigen sich unsere Herzen mehr und mehr in dem unseres Herrn. Meine Ankunft in Macao kann für Sie keine Neuigkeit mehr sein: ich hatte meinen Bruder beauftragt, Sie davon in Kenntniß zu setzen. Er muß Ihnen auch gesagt haben, daß unsere Ueberfahrt unter die glücklichsten gehörte und Sie haben den Herrn dafür gepriesen. Sie haben so viele Berichte über Seereisen gelesen, daß es mehr als unnütz wäre, Ihnen einen genauen Bericht über die Unsrige zu liefern. Bei einer Landreise bleibt das Interesse beinahe immer neu; die Scene ändert sich in dem Masse wie Sie die Oertlichkeiten wechseln; die Natur bietet sich fortwährend mit allen ihren Verschiedenheiten zum Schauspiele; je weiter Sie kommen, desto mehr zeigt Ihnen die Welt ihre verschiedenen Bewohner und macht Sie zum Zeugen ihrer unzähligen Ereignisse: Alles trägt bei, Ihre Freuden zu vermehren oder wenigstens ihre Eindrücke zu verändern. Im Laufe einer langen Seefahrt aber gleichen fast alle Tage sich; was Sie gestern gesehen, das werden Sie auch morgen sehen; immer dieselbe Gesellschaft, immer dieselbe Trennung von den übrigen Menschen, stäts dieselbe Wiederholung einer gleichen Thätigkeit. Ist die anschlagende Woge nicht gerade so, wie die vorübergegangene, wie die, welche Sie weiterhin durchfurchen werden? Sie können ihre Blicke weder in die Abgründe senken, über welchen Sie schweben, noch sie über die weiten Flächen gleiten lassen, welche Sie umgeben; Ihr Horizont ist nichts als ein Kreis, dessen Mittelpunkt Sie einnehmen und dessen Durchmesser höchstens vier oder

fünf Meilen beträgt; obgleich er sich immer ändert, scheint er Ihnen doch immer derselbe. Wenn Sie mich jetzt fragen, wie wir unsere Tage während einer so wenig zerstreuenden Pilgerschaft zubrachten, so antworte ich Ihnen, daß mit Ausnahme der ersten Tage, welches Tage der Prüfungen waren, alle unsere Augenblicke den Uebungen der Frömmigkeit und den Studien gewidmet waren. Dann unterhielten die Missionare sich bald unter einander, dann sagten sie den Matrosen einige Worte der Erbauung; zuweilen stimmten sie ein Lied an; zuweilen mussten sie mit den Offizieren Controversen halten oder eine Parthie Schach spielen; und nachdem wir an ungestümen und stürmischen Tagen die Macht Gottes über das fürchterliche Element, welches uns trug, bewundert hatten, machte Er uns wieder Freude Ihn wegen des herrlichen Himmelsgewölbes in schönen Nächten zu bewundern. Wenn wir Sonntags die heilige Messe lesen konnten, dann war unsere Freude groß; wenn unser Herr in unsere Herzen herabstieg, dann machte Er uns die vergangenen Mühen und Leiden vergessen und wir fühlten, daß Alles, was wir auch für Ihn thäten, nichts sei im Vergleich zu dem, was Er für uns that. Er hat uns mit besonderer Vorsehung geleitet. Ich wenigstens habe es mit Händen greifen können. Während der ersten Zeit der Ueberfahrt hatte ich fortwährend meine Seele in der Hand; das Schicksal unseres theuren Ludwig, die Besorgnisse, die ich einflösste, meine Unerfahrenheit auf dem Meere, meine Kränklichkeit, deren ganzes Gewicht ich damals fühlte, liessen mir nur die Aussicht auf eine ungewisse Zukunft. Durch die Gnade Gottes wurde ich niemals ausser Fassung gebracht. Der Reisende, welcher sich Morgens in eine Wolke von Nebeln eingehüllt findet, setzt er darum nicht doch seinen Weg fort, obwol er ihn nicht vor sich ausgebreitet sieht? In der Folge aber besserte sich meine Gesundheit allmälig, so daß ich mich am Ende wohl befand. Wir sind hier am 29. August angekommen, d. h. mehr als fünf Monate nach unserer Abreise aus Frankreich. Wenn das Schiff uns bis Macao geführt hätte, und ohne Java zu berühren, so hätten wir in drei und einem halben Monate anlangen können. Bitten Sie unsern Herrn, daß er uns noch evangelische Arbeiter sende, aber Männer, welche der apostolische Geist allmächtig macht, die voll der Wissenschaft sind, in welche der heilige Paulus allen seinen Ruhm setzte, die Wissenschaft des gekreuzigten Jesus, und die mit ihm sagen können: „ich weiß Verdemüthigung und Hunger und Mangel

zu leiden;" [1]) denn unsere Christengemeinden sind im Allgemeinen in sehr grossem Elende. Erbitten Sie mir in Ihrer Güte diesen Geist und diese Wissenschaft, denn ich bin so sehr davon entblösst! Ohne von dem täglichen Memento zu reden, habe ich diesen Morgen die heilige Messe für Sie gelesen. Ich zweifle nicht, daß Sie es mir hundertfach vergelten werden. Ich werde erst in einigen Monaten in China eindringen; ich weiß die Zeit noch nicht. Empfehlen Sie mich den Gebeten aller Ihrer Herrn, welche ich herzlichst grüße. Wie Sie wissen, ganz Ihr u. s. w."

Nach dem Berichte welchen Einer seiner Reisegenossen abstattete, bewunderte und achtete die ganze Schiffsmannschaft Perboyre hoch. Er brachte die Zeit nicht in unnützen Unterhaltungen zu; bald sah man ihn in seinem Zimmerchen auf den Knieen, bald auf dem Verdecke sitzen mit einem Buche in der Hand; ein anderesmal betrachtete er das Schauspiel welches Himmel und Meer ihm darboten, oder richtete er Worte des Heiles an die Matrosen, welche sie mit der grössten Ehrerbietigkeit anhörten. Man war besonders erstaunt über die Festigkeit welche er zeigte, während er an der Seekrankheit litt, welche ihn in den ersten Wochen der Ueberfahrt stark befallen hatte. Es ist das ein Unwohlsein, welches die Kräfte des Geistes und Körpers niederschlägt und die Reisenden in einen Zustand vollkommener Niedergeschlagenheit versetzt. Perboyre war so sehr Herr seiner selbst, daß man ihn am Tage nie sich zu Bett begeben oder seine frommen Uebungen und Studien unterbrechen sah. Diejenigen welche die Seekrankheit erfahren haben, sind allein im Stande zu begreifen, welche Gewalt er sich unter diesen Umständen anthun musste. Darum drängte sich auch, als die Missionare das französische Schiff in Batavia verliessen, die ganze Schiffsmannschaft um ihn, um Abschied von ihm zu nehmen, und man hörte die Offiziere und Matrosen unter einander wiederholen: Dieser da, das ist ein wahrer Heiliger.

[1]) Phil. 4, 12.

Drittes Kapitel.

Aufenthalt in Macao.

Das Interesse, womit man die vorstehenden Einzelheiten gelesen haben wird, verbindet uns, Perboyre selbst über dasjenige reden zu lassen, was seinen Aufenthalt in China anbelangt; dazu ist seinem Berichte ein Charakter der Frömmigkeit und Erbaulichkeit aufgeprägt, an dessen Erhaltung uns gelegen ist. Folgendes nun schrieb er am 13. November 1835.

„Mein theuerster Oheim!

„Wenn Sie, wie ich hoffe, den Brief erhalten haben, welchen ich Ihnen von Surabaya aus, gegen Ende des Juli schrieb, so wird er Sie von aller Unruhe in Betreff meiner Ueberfahrt befreit haben, die bis dahin sehr glücklich gewesen war. Sie haben also nur mehr die Nachrichten über die Fortsetzung unserer Reise und unsere Ankunft in Macao zu empfangen. Sie könnten nicht befriedigender sein. Wir verliessen Surabaya am 7. August und machten uns ruhig auf den Weg nach China, wo wir endlich voll Freude und Gesundheit am 29. desselben Monats anlangten. Wir haben auch alle unsere Mitbrüder in diesen fernen Ländern im bessten Wohlsein gefunden. Unser Haus in Macao, worin wir einige Zeit zur Erlernung der chinesischen Sprache zubringen werden, stellt uns im Kleinen das pariser Haus dar, d. h. man sieht dort denselben Geist und dieselbe Regeltreue. Herr Torrette, welcher Procurator im Seminar von Cahors war, ist Oberer und Herr Danicourt, Direktor. Diesen beiden vortrefflichen Mitbrüdern stehen zwei von den Chinesen zur Seite, welche Sie in Paris gesehen haben, und die heute Priester sind. Sie haben zwölf bis fünfzehn Chinesen im Lateinischen zu unterrichten, welches die Meisten sehr gut verstehen und sprechen, dann in der Philosophie und Theologie. Sie befähigen dieselben durch verschiedene Uebungen, und alle mögliche Sorgfalt zu guten Missionaren und würdigen Kindern des heiligen Vincenz. Mit der Gnade Gottes gelingt das vollständig."

„Wir haben in Macao portugiesische Mitbrüder, welche das Diöcesanseminar leiten; sie sind auch noch in mehrern Provinzen des Innern. Herr Torrette ist Visitator für alle Lazaristen in China.

Ich kannte schon alle französischen Mitbrüder, die vor mir dahin gegangen waren. Ich werde sie nicht Alle wiedersehen; sie sind meistens in verschiedenen Provinzen zerstreut, welche grösser sind, als ganz Frankreich. Wer es auch immer sei, womit ich zusammen zu arbeiten bestimmt werde, so wünsche ich mir Glück dazu; ich werde nie aufhören, den Herrn für die Gnade zu preisen, die Er mir erwiesen hat, daß ich Seinen heiligen Namen unter den Ungläubigen verkünden kann und ich hoffe, daß ich Ihn mit Ihnen ewig dafür preisen werde."

„Mit derselben Gelegenheit schreibe ich meinen Brüdern ein Wort. Ich verlange, daß meine Verwandten vor Allem an ihr grosses Geschäft denken und auf meine Entfernung nur achten, um von Gott meine Heiligung und die Derjenigen zu erbitten, an deren Heile zu arbeiten ich berufen bin."

„Auch Sie, mein theurer Oheim, bitten auch Sie Ihn, daß Er mir diese Gnade und diesen Segen verleihe. Bis jetzt ist mein Leben so leer gewesen, obwol ich schon die Hälfte einer langen Laufbahn zurückgelegt habe! Diese Pilgerschaft geht so rasch vorüber! Ach! wie wenig weiß ich sie zu benützen!"

„Die Generalversammlung muß schon stattgefunden haben. Ich habe grosses Vertrauen, daß Gott sie gesegnet hat, denn er hat so viele Beweise gegeben, daß er die geringe Familie des heiligen Vincenz noch liebt. Obgleich ich dieser Familie immer zur Unehre gereicht habe, so hange ich doch von Grund meines Herzens an ihr und würde tausend Leben für sie geben. Sie wissen, daß ich ihr, ebenso wie Ihnen mehr verdanke, als ich sagen kann. Ich gedenke noch mit dem Beistande ihrer Gebete und der Eurigen ohne Schiffbruch das Meer dieser Welt zu durchkreuzen und in den Hafen zu gelangen, wo uns unser seliger Vater, der heilige Vincenz erwartet."

An demselben Tage schrieb er an Einen seiner Brüder folgenden Brief, an dessen Erhaltung uns gelegen ist, weil er ein weiterer Beweis für den Geist des Glaubens ist, welcher ihn beseelte.

„Mein theuerster Bruder!

„Der Brief, welchen ich von Java aus an den Vater schrieb, meldete Dir, daß ich schon weiter gekommen war, als unser guter Bruder Ludwig, da Gott mich des Himmels noch nicht würdig er-

achtete, wie ihn. Dieser nun meldet Dir, daß ich jetzt frisch und gesund an den Pforten China's angekommen bin. Wir sind in Macao seit dem 27. August. Gott hat uns während unserer ganzen Ueberfahrt beschützt, und wie lange sie auch gedauert hat, so habe ich mich am Ende derselben besser befunden, als am Anfange. Glaube also nicht, daß nach China gehen, in den Tod gehen heisse. Meine Mitbrüder, die in dieses Land gekommen sind, leben da, wie anderswo und welche Leiden sie auch zu ertragen haben, so sind sie doch sehr zufrieden daß sie Alles zum Opfer gebracht haben, um den Ungläubigen das Licht des Glaubens zu bringen."

„Du anerkennest, daß der Herr mir eine grosse Gnade erzeigt hat, indem er mir denselben Beruf gab; und ich hoffe, daß Du endlich dich darüber freuen wirst. Du weisst, daß unser wahres Glück nicht darin besteht, auf dieser Welt jeglichen Trost zu geniessen, sondern den Willen Gottes zu thun, ihm zu dienen und zu machen, daß ihm gedient werde, soviel wir nur können. Du hast mir gesagt, daß ich durch meine Abreise Dich der guten Ermahnungen beraube, welche ich Dir in Frankreich geben könne. Daraufhin musst Du dich erinnern, daß Gott mit der Sorge für Dein Heil besonders Deinen Pfarrer und Beichtvater betraut hat. An sie musst Du dich oft wenden und ihre Belehrungen und Rathschläge entgegennehmen. Wenn also Deine geistigen Angelegenheiten nicht gut stehen, so musst Du das Deiner Nachlässigkeit zuschreiben und nicht dem Mangel an Heilmitteln und meiner Abwesenheit. Uebrigens werde ich, fern wie nahe, nicht aufhören, Dich zur Tugend und zur Uebung aller Deiner Pflichten anzuregen und zu ermuthigen . . ."

„Ich vergesse Deiner nicht in meinen Gebeten und werde immer sein u. s. w."

Kurze Zeit nachher schrieb Perboyre folgenden Brief an Denjenigen, welcher seine Stelle als Direktor des Noviziates eingenommen hatte.

„Mein Herr und theuerster Mitbruder!

„Sie haben zu viele Ansprüche auf mein Andenken, als daß ich Ihnen nicht aus meiner fernen Verbannung ein Lebenszeichen geben sollte. Als an dem merkwürdigsten Tage unsers Lebens unser Herr sich würdigte, uns seinem göttlichen Priesterthume zuzugesellen, drückte Er auf unsere Herzen das Siegel ewiger Vereinigung, Einer

Vereinigung, welche seither sich so schön in unserm Hause in Paris gezeigt, wo die Vorsehung uns als Genossen vereinigt hatte. Diese heilige Freundschaft welche die Weihe und die Eigenschaft als Mitbruder so vollkommen gemacht hatte, sollte indessen ein anderer Umstand bei mir noch höher steigern. Ich will sagen, daß Sie mir theurer als je geworden sind seit ich in Ihnen den Vater meiner geistigen Kinder sehe, für welche unser Herr mir so viel Zärtlichkeit gegeben hatte. Andererseits interessiren sie selbst mich um so lebhafter, weil ihr Andenken sich mit dem Andenken an Sie vermischt und mich sie mit Ihnen in einem Gefühle umfassen läßt."

„Bei meiner Ankunft in Macao habe ich Herrn Torrette so wiedergefunden, wie ich erwartete, d. h. als treuen Freund und guten Mitbruder. Wohlverstanden, wir haben viel von Ihnen gesprochen; er hatte es ebenfalls nicht vergessen, daß Herr Bischof Dubourg uns Dreien zu gleicher Zeit in der Kapelle unserer Schwestern in Gegenwart des Leibes des heiligen Vincenz die Hände auflegte. Wie wir, macht er sich auch eine Ehre aus dem Titel eines Direktors des innern Seminars, denn er versieht hier diese Stelle. Es fehlte also für Sie nichts mehr als auch selbst nach China zu kommen; allein da wir nicht erwarten, Sie jemals hier zu sehen, so haben Sie hier eine Entschädigung die wir Ihnen vorschlagen (lese: auferlegen): An allen Apostelfesten bringen Sie für uns das heilige Meßopfer dar; das ist eine abgemachte Sache."

„Obgleich der liebe Gott uns viele geistlichen Gnaden während der Dauer unserer langen Ueberfahrt gegeben hat, so haben wir doch die Wahrheit des Satzes nicht verkennen können: „Daß die sich selten heiligen, welche viel reisen."[1]) Wir bedurften also, bevor wir unsern grossen Feldzug in das Innere China's unternahmen, einer kleinen Sammlung in der Einsamkeit, damit wir darin noch mehr für die Seele als für den Leib neue Kräfte schöpften. Wir sollten in Macao Alles finden, was dazu nothwendig war. Der gute Geist und der Eifer, welche in unserm chinesischen Seminare herrschen, haben unsere Herzen von Neuem alles Glück verkosten lassen, welches wir in Paris genossen hatten. Hier wie dort haben die Einfalt und die Frömmigkeit, die Bescheidenheit und die Sanftmuth, die Demuth und die Liebe ein irdisches Paradies geschaffen, das man bewohnt haben muß, um sich eine Vorstellung

---

[1]) Thom. v. Kempen, Nachfolge Christi. Buch I. Kap. 23. Nro. 4.

davon machen zu können. Unsere jungen Chinesen geben uns für unsere Missionen grosse Hoffnungen: in zwei oder drei Jahren können fünf oder sechs zu Priestern geweiht werden; vier sind auf dem Punkte, die Gelübde abzulegen und mehrere andere gute Kräfte können, sobald man will, sie auf dem Seminar ersetzen. Dank der Sorge des Herrn Danicourt, der für diesen Theil ihr Professor ist, haben sie erstaunliche Fortschritte in der lateinischen Sprache gemacht, welche sie viel besser sprechen, als die Mehrzahl der Zöglinge in den europäischen Seminarien. Es ist ein Vergnügen, sie in lateinischer Sprache ihre Konferenzen und ihre Gebetswiederholungen halten zu hören. Sie würden entzückt sein, sie die Vesper und das Miserere singen zu hören. Sie haben den Psalmengesang in den Seminar- und Klosterkapellen gehört; es ist etwas von all dem, aber besser, als alles das: es ist ein einfaches und ernstes Konzert von etwas singenden Stimmen, die einen volltönend, die andern Kinderstimmen, von wunderbarer Wirkung. Diese jungen Leute arbeiten viel; sie lernen Alle Latein und Chinesisch in verschiedenen Klassen, den Katechismus des Concils von Trient, die heilige Schrift, und die am meisten Fortgeschrittenen Philosophie und Theologie. Ich rede nicht von den gemeinsamen frommen Uebungen und von den besondern Uebungen des innern Seminars, welche, wie Sie wissen, nicht die am wenigsten ernstliche Beschäftigung bilden. Sie haben nur einen Monat Ferien, und auch diese bringen sie zum grossen Theil mit Buchbinderarbeiten zu, und diese verrichten sie mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit. Später wird man sie auch chinesische Bücher drucken lassen. Am Ende der Ferien haben wir Alle die geistlichen Uebungen gehalten."

„Der gute Zustand unserer Gesundheit hat uns erlaubt, uns mit Eifer dem Studium der chinesischen Sprache hinzugeben, und nach zwei Monaten fangen wir kaum an, etwas mit ihr bekannt zu werden, so schwer ist sie zu lernen. Bis jetzt ist Herr Ly mein Professor gewesen, allein meine Aenderung des Aufenthaltes macht, daß ich auch die Schule wechseln muß."

„Ja, ich habe die Wohnung geändert. Unsere portugiesischen Mitbrüder haben sehr darauf gedrungen, Einen von uns bei sich zu haben, und mich hat die Vorsehung zu ihnen geschickt, um mich in dieser neuen Gemeinde neue Erbauung finden zu lassen. In der That, die Regeltreue dieser Herrn geht so weit, als sie getrieben werden kann. Durch ihre Einfalt, ihre Güte und ihren Geist der

Armuth erinnern sie mich sehr an die ehrwürdigen Männer, deren Gott sich bedienen wollte, um den jungen französischen Mitbrüdern die alten Ueberlieferungen von Saint-Lazare zu übermachen. Sie haben das Kollegium oder Seminar vom heiligen Joseph inne, ein geräumiges Haus, welches früher den Jesuiten gehörte und eine schöne Kirche hat. Sie bereiten und bilden chinesische Missionare aus für die drei Diöcesen Kanton, Nan-King und Pe-King und erziehen zugleich die Jugend von Macao, denen sie unter Anderm auch Französisch und Englisch beibringen. Ihre Zöglinge sind nicht zahlreich, weil man in diesen Ländern wenig auf die Erziehung gibt. Die fünf Mitbrüder welche diese Anstalt leiten, sind sehr gelehrt. Ich werde Herrn Gonzales zum Lehrer haben, der ein chinesisch-potugiesisches und ein anderes portugiesisch-chinesisches Wörterbuch verfaßt hat und ein drittes lateinisch-chinesisches vorbereitet. Er ist auch der Verfasser einer lateinisch-chinesischen und einer portugiesisch-chinesischen Sprachlehre, und nach dieser studiren die Missionare welche aus Europa kommen, das Chinesische. Weiter ist er sehr gelehrt in der Astronomie und Mathematik; aber sprechen wir ein wenig von etwas Anderem."

„Die Religion geniesst für den Augenblick eines ziemlich grossen Friedens im Innern China's. Unsere Missionen gedeihen von Tag zu Tag, aber unsere guten Mitbrüder tödten sich durch ihre Anstrengungen; ausserdem nähren sie sich sehr schlecht, indem sie nur von ein wenig Reis und einigen Kräutern leben. Die Christengemeinden, welche sie versehen, sind die Aermsten von Allen. Sie sehen, welche Hingebung Sie denjenigen einflössen müssen, welche Sie für uns heranbilden: sie müssen voll Heiligkeit und Klugheit sein. Wer einen Heiligen nennt, nennt einen Mann, welcher alle Tugenden in einem hohen Grade der Vollkommenheit besitzt. Die Klugheit setzt eine grosse Geradheit und eine gewisse Reife des Urtheils voraus; sie begreift den Geist der Unterscheidung und des guten Betragens in sich und erfordert zur Vollbringung des Guten Seelenstärke und unbesiegliche Standhaftigkeit. Diese Klugheit soll nicht bloß eine natürliche Eigenschaft, sondern auch eine übernatürliche Gabe, es soll eine wahrhaft himmlische Eigenschaft sein. Wenn nach allem dem die Sendung den Aposteln ihre Auktorität gibt, so gibt nur die Mittheilung des Geistes Gottes ihnen die Gewalt die Welt zu bekehren."

„Und Sie, theuerster Mitbruder, seien Sie für uns ein neuer

Elias und eröffnen Sie den Himmel mit Ihren Gebeten, damit auf diese urbar gemachte Erde China's ein reichlicher Gnadenthau herabsteige, die Heiden sich bekehren und die Christen auf eine ihrer Berufung entsprechende Weise leben. Wenn Sie diesen Brief erhalten, bin ich vielleicht auf dem Wege in das Innere China's. Es wird meinem Herzen zu lang, bis ich die Arbeiten meiner Mitbrüder theilen werde und meine schwachen Anstrengungen mit den ihrigen vereinige. Es scheint mir, daß nichts an meinem Glücke fehlen wird, wenn es mir gestattet wird, mich dem Heile dieser armen Chinesen zu widmen. Haben Sie die Güte, dem Herrn Generalsuperior und allen Mitbrüdern, die sich meiner noch erinnern, meine Ehrfurcht zu bezeugen. Ich liebe sie Alle sehr in unserm Herrn und ich rechne auf einen Antheil an ihren heiligen Gebeten. Setzen Sie auch für mich den Eifer unserer guten Schwestern der christlichen Liebe in Bewegung: sie können in den Augen Gottes sich grosse Verdienste erwerben und viel zum Heile der Seelen mitwirken, wenn sie in ihren Gebeten unserer gedenken . . ."

Herr Torrette, der Obere des Hauses zu Macao, glaubte, er wäre Perboyre die Aufmerksamkeit schuldig, welche sein Alter, seine Kränklichkeit und seine Tugenden verdienten, aber es mißlang ihm vor dem Andringen seines Mitbruders, der es durchsetzte, daß er wie der Letzte der Missionare behandelt wurde. Die portugiesischen Lazaristen zu St. Joseph verlangten ihn in ihrem Hause zu haben, und es wurde ihrem dringenden Begehren willfahrt. Er hinterließ dort so tiefe Erinnerungen und Eindrücke, daß Herr Matha, heute Bischof von Macao seither von ihm nur mit Thränen sprach.

Sein Aufenthalt in Macao wurde zum grossen Theile zum Gebete oder zum Studium der chinesischen Sprache verwandt. Bei dieser zweiten Beschäftigung fand er viele Schwierigkeiten, sei es wegen seines vorgerückten Alters, oder wegen seiner fast beständigen Kopfschmerzen. „Wir haben angefangen, das Chinesische zu studiren, sagte er in einem seiner Briefe; ich glaube, es wird mir viele Zeit kosten, diese Sprache zu lernen, wenn ich nach den ersten Versuchen urtheilen soll. Man sagt, daß Herr Clet sie nur mit grosser Schwierigkeit sprach: meine frühern Schicksale geben mir einige Züge der Aehnlichkeit mit ihm. Könnte ich diesem ehrwürdigen Mitbruder auch bis zum Ende gleichen, dessen langes apostolisches Leben mit der glorreichen Palme des Marterthums gekrönt worden ist!" Aber seine Bemühung und seine Beharrlichkeit ersetzten die Leichtigkeit

welche ihm mangelte, so gut, daß er am Ende eines Vierteljahres sich schon ziemlich ausdrücken konnte. In der Folge widmete er diesem Studium fortwährend alle Augenblicke, welche seine frommen Uebungen oder die Obliegenheiten, welche er zu erfüllen hatte, nicht in Anspruch nahmen. Auch war er kurze Zeit nach seiner Ankunft in Ho-Nan im Stande, die chinesischen Missionen zu leiten, zu predigen und alle Punkte der christlichen Lehre den Gläubigen zu erklären und das mit einer Leichtigkeit, welche seine Mitbrüder in Erstaunen setzte. In den langen und zahlreichen Verhören, welche er während seiner Haft zu bestehen hatte, waren die Richter nicht weniger überrascht über die Kenntniß, welche er von ihrer Sprache besaß als über die heldenmüthige Kraft und Festigkeit, welche er in den Martern entwickelte.

Obgleich er eine lange Reise gemacht hatte, um an dem Heile der Chinesen zu arbeiten, so beschäftigte er sich doch, einmal in Macao angekommen, weder mit dem Orte, wohin man ihn schicken würde, noch mit der Zeit, wann er sich auf seinen Posten begeben könnte; er überließ sich gänzlich der Vorsehung und erwartete in Ruhe, daß man ihm eine Mission anweise. Folgendes schrieb er einem Assistenten des Hauses in Paris: „Fragen Sie mich nicht schon, mein Herr, welches meine Bestimmung in dieser neuen Welt sein wird? ich muß Ihnen meine vollständige Unwissenheit in diesem Punkte gestehen. Seit langer Zeit war mein Hauptentschluß die Uebung der heiligen Gleichmüthigkeit; bei meiner Ankunft dahier habe ich gesucht, fester als je daran zu halten. Als ich in den ersten Tagen wie zufällig das Buch von der Nachfolge Christi aufschlug, fielen meine Augen immer auf die Worte: Mein Sohn, lasse mich mit dir verfahren, wie ich will. Ich weiß, was für dich das Zuträglichste ist.[1]) Ich beeilte mich, mit einem der folgenden Verse zu antworten: Herr, mache mit mir Alles, was Dir gefällt, wenn nur mein Wille immer gerade und beständig auf dich gerichtet ist.[2]) Ich liebe dieses Geheimniß der Vorsehung sehr, der es gefällt, mich gewissermassen in den Tag hinein leben zu lassen. Wenn die Zeit dazu gekommen sein wird, werden wir Alle unsere Mission bekommen. Ich möchte mich nicht in Unruhe setzen über die, welche mir zufallen wird. Alle unsere

---

[1]) Thom. v. Kempen. Buch III. Kap. 17. Nr. 1.

[2]) Thom. v. Kempen. Buch III. Kap. 17. Nr. 2.

Mitbrüder in China, welche in unserer Anstalt in Frankreich so viele Beweise der Weisheit, der Frömmigkeit und des Eifers gegeben hatten, und deren Arbeiten Gott in diesen fremden Ländern wunderbar gesegnet hat, besitzen im voraus meine ganze Achtung und mein ganzes Vertrauen. Ihre Liebe und ihre Erfahrung sichern mir gleichfalls von ihrer Seite eine eben so wohlwollende als sichere und nothwendige Anleitung zu."

Da jedoch die Bedürfnisse des Ho-Nan einen Missionar von vollendeter Tugend erheischten und die Vorsehung diesen in Perboyre bereitet zu haben schien, so wurde er für diese Mission ausersehen. Am Tage seiner Abreise schrieb er seinem Bruder in Paris folgende Zeilen: „Heute schiffe ich mich ein, um mich in das Innere China's zu begeben. Ich weiß nicht, wann ich ankommen werde. Ich hoffe, daß der liebe Gott mich auf dieser ganzen Pilgerfahrt beschützen wird, wie Er es auf der frühern gethan hat. Ich reise gesund und sehr zufrieden ab. Wenn Du mich jetzt ein wenig sehen könntest, ich würde Dir in meinem chinesischen Aufputz, mit geschorenem Kopfe, mit meinem langen Zopfe und Schnurrbarte, meine neue Sprache stammelnd, mit den Stäbchen essend, die als Messer, Löffel und Gabel dienen, ein interessantes Schauspiel bieten. Man sagt, ich stelle nicht übel einen Chinesen vor. Damit muß man anfangen, Allen Alles zu werden. Könnten wir sie auch Alle für Jesus Christus gewinnen!" [1])

Er reiste Abends ab, um im Schutze der Finsterniß die Gränze zu überschreiten; ihm folgte ein Mitbruder, Einer von denen, die mit ihm aus Frankreich gekommen waren und der ihn eine Strecke weit von Macao begleiten wollte. Eine Barke sollte ihn zwei oder drei Meilen weit bringen, wo ihn eine chinesische Jonke erwartete, welche bestimmt war, ihn zu den Küsten Fo-Kien's zu führen. Der heilige Missionar schien im Augenblicke, wo er sich Gefahren aller Art entgegenwarf, in sich versunken und ein inneres Glück zu verkosten. Das sind, sagte Derjenige welcher ihn begleitete, so feierliche Augenblicke, daß man sie nur einmal im Leben findet. Sie nahmen Abschied von einander; ihre Thränen vermischten sich, als sie sich zum letztenmale umarmten, und er reiste ab zur Eroberung seiner Krone.

---

[1]) I. Kor. 9, 22.

Viertes Kapitel.

Reise von Macao bis nach Fo-Kien.

Perboyre gibt uns die Einzelheiten über diese Reise; sie sind in einem Briefe niedergelegt, den er an Herrn Torrette, den Obern des Hauses zu Macao richtete.

Fo-Kien den 7. März 1836.

„Mein Herr und theuerster Mitbruder!

„Ich bin seit vierzehn Tagen in Fo-Kien angelangt. Bevor ich weiter gehe, muß ich einen Blick zurückwerfen und ich kehre im Geiste nach Macao zurück und unterhalte mich einen Augenblick mit Ihnen. Unsere Reise hat zwei lange Monate oder volle neun Wochen gedauert. Wenn sie nicht schnell war, so war sie wenigstens, Gott sei Dank, sehr glücklich. Sie wissen, wie wir uns am 21. Dezember, gegen 11 Uhr Nachts in Mitten der tiefen Finsterniß und einer nicht weniger tiefen Stille auf der Jonke von Fo-Kien einschifften, welche durch die Reise so vieler anderer Missionare geheiligt ist, die sie vor uns auf den Acker des Herrn geführt hat. Obgleich das Verladen unseres Gepäckes mit der grössten Beschleunigung geschah, so fehlte mir nur meine Pfeife und mein Fächer, welche Sie Einem von der kleinen Barke übergeben hatten, und die Ihnen wieder zugekommen sein müssen. Wir brachten den Rest der Nacht auf der Rhede von Macao selbst vor Anker zu. Am andern Tage fuhren wir bis jenseits Ling-ting, wo wir einen Aufenthalt von zwei Tagen machten, als Vorspiel für so viele andere die wir in der Folge machen mussten. Die beiden längsten dauerten acht oder zehn Tage. Einmal war er veranlasst durch widrige und zu heftige Winde. Der andere, der zu Nangao stattfand, hielt an andern Ursachen. Die Herrn der Barke, welche dort Verwandte haben, wollten sie mit Musse besuchen und dann musste man die Barke äusserlich waschen. Zur Erleichterung dieses Geschäftes zog man sie bis auf den Rand des Ufers, um den Augenblick des Zurückströmens der Ebbe zu benützen, welche sie auf dem Sande aufsitzen ließ. Auf dieser Insel ist eine grosse Zahl Christen. Sie liegt auf der Grenze der Provinzen Kuang-Tong und Fo-Kien; sie gehört zum Theile zu der einen, zum Theile zu der andern und steht unter

der Botmässigkeit zweier Mandarinen. Da unsere Offiziere besonders den fo-chinesischen Mandarin kannten, dessen Mutter Christin ist, obgleich er Heide ist, so unterliessen sie nicht, ihm der Gewohnheit gemäß, einen Besuch in seinem Hause zu machen, und er verfehlte ebensowenig, ihnen denselben an Bord zu erwiedern. Er kam also im Geleite seiner Trabanten; aber man trug Sorge, uns unter der Matraze und der Decke begraben in unsere enge Alkove einzuschliessen; und das geschah auch bei vielen andern weniger feierlichen Begebenheiten. Von da aus konnten wir den Mandarin beinahe eine Stunde lang reden und lachen hören. Man hatte uns mehr seines Gefolges als seinetwegen verborgen. Er hat schon Missionare gesehen und hegt keine schlimme Gesinnung gegen sie. Beim Abschiede wie bei der Ankunft empfing er die gebräuchlichen Ehren, d. h. durch das Anschlagen von Cymbeln. Wir verdankten ihm eine Fahne, auf welcher geschrieben stand, daß unsere Barke von ihm untersucht worden sei. Wenn wir nun später in einen Hafen einfuhren oder wenn eine Mandarinenbarke auf uns zukam um Nachforschungen zu halten, so pflanzten wir dieses Banner des Heiles auf und man ließ uns in Ruhe. Ich habe Ihnen gesagt, daß wir mehreremale unter Verschluß gelegt worden sind: das geschah besonders, wenn Fremde auf unser Schiff kamen, entweder weil sie uns etwas von ihren Waaren zu verkaufen suchten oder aus einem andern Grunde. Der Kourier von Fo-Kien setzte dann seine Gelehrtenmütze auf, und während sein Gehülfe draussen die Geschäfte abmachte, setzte er sich zu grösserer Sicherheit vor die Thüre meines Versteckes. Die Vorsichtsmaßregeln waren grösser als die Gefahr, allein es war immer gut, sie zu nehmen. Wir können diesen Kourier nur loben; ich versichere Ihnen, er hat mich sehr erbaut. Er ist ein vortrefflicher Christ, ausserordentlich sanft und verfährt mit seltener Klugheit im Reden; nie sagt er ein ungehöriges Wort oder was Jemand wehe thun könnte. Darum achtet und liebt ihn auch die ganze Mannschaft wie einen guten Vater."

„Wir sind immer angesichts des Landes gefahren und folgten, wie Sie wohl denken, allen Biegungen des Gestades und versenkten uns in alle die kleinen Busen, welche es so häufig darbietet, so daß wir durch diesen Zickzack und wegen des widrigen Mussons den Weg mehr als dreimal machten. Wir fuhren des Nachts beinahe niemals, und oft am Tage nur wenig, da wir nur langsam fortschritten und zuweilen nach mehrern Stunden der Fahrt zurückwichen

und in den Hafen, den wir Morgens oder selbst in den, welchen wir am vorigen Tage verlassen hatten, wieder einliefen. Ein Hafen ist hier ganz einfach ein geschützter Platz am Fusse eines Berges, zur Seite einer Insel, einem Dorfe gegenüber, wo Karavanen chinesischer Schiffe sich Abends lagern. Aus Furcht vor den Seeräubern reisen sie nämlich gerne in zahlreicher Gesellschaft. Wenn sie aufbrechen wollen, geben sie sich wechselseitig das Signal und zählen die Stimmen, indem sie ein kleines Segel aufhissen, welches sie in dem Masse einziehen, wie sie ihre Absicht ändern. Sie gehen zusammen ab und ziehen in einer Reihe, indem sie das beständige Wenden und Drehen des Schiffes eines dem andern nachmachen. Da sie dieselben Koangs oder Stapelplätze haben, so kommen sie ungefähr zugleich an dem gemeinsamen Landungsplatze an, wo sie mit wenig genug Vorsicht anlegen. Einmal stieß die Spitze unserer Barke gegen die Seite einer andern, die allein einen leichten Schaden nahm. Später sollte es uns vergolten werden, denn an einem andern Tage hängte sich eine Barke an unser Ankertau fest und man hatte viele Mühe, sie davon los zu machen. Dieser Nachbarschaft ungeachtet beteten wir beim Anbruche der Nacht auf dem Verdecke unsern Rosenkranz nach dem Beispiele der Führer der Barke, die sich von ihren Anstrengungen zu erholen schienen, indem sie die Beschäftigungen des Tages mit dem Beten des Rosenkranzes beschlossen. Die Matrosen ahmten ihnen ebenfalls nach und ich habe zuweilen den Wächter den seinigen singen hören. Während die heidnischen Barken, welche uns umgaben, die Flamme abergläubischer Papiere ins Meer fallen liessen, ließ die unsrige den reinen Weihrauch des wahren Glaubens zum Herrn des Himmels aufsteigen."

„Obgleich wir weder als Seeleute noch als Beobachter reisten und sonst allemal streng auf unser Zellchen beschränkt waren, wenn es nicht klug war, es zu verlassen, so ist es uns doch leicht gewesen, eine Idee von der mittägigen Küste China's uns zu machen. Das Gestade ist nur eine Folge von vorspringenden und einschneidenden Winkeln und öffnet in seiner ganzen Länge vortreffliche natürliche Häfen. Die Provinz Kouang-Tong ist im Allgemeinen von hohen und unfruchtbaren Gebirgen begrenzt, welche nichts vom Meere trennt, als zuweilen einige Strecken und Haufen Sandes, über welchen früher das Wasser stand. Die heidnischen Barken bringen im Vorbeifahren mehreren dieser Gebirge Opfer dar, und auf einer großen Zahl derselben erhebt sich eine abergläubische Säule, welche

man aus grosser Ferne sieht. China ist viel besser durch diese Wälle vertheidigt als durch die kleinen Festungen welche sich auf gewissen ins Meer hineinragenden Punkten befinden. Häusern begegnet man nicht; von Zeit zu Zeit bemerkt man bloß einige Hütten der Fischer, die, ich versichere Ihnen, sehr bescheiden sind. Die Küsten von Fo-Kien sind mehr abgeflacht; die Kultur des Bodens und zahlreiche Wohnungen geben ihnen ein lebendiges Aussehen, das dem Auge des Reisenden gefällt und es erfrischt."

„Das Meer bot uns einen nicht weniger lebendigen Anblick dar. Ohne von den Schiffen zu reden, welche des Handels wegen in verschiedenen Richtungen kommen und gehen, bedecken es in gewissen Gegenden unzählige Fischerbarken. Wenn man ihre Masten an der Grenze des Horizontes bemerkt, sollte man sagen, eine lange Pallissade müsste den Weg versperren. Aber beim Näherkommen findet man sie zerstreut und ziemlich weit von einander entfernt. Demgemäß ist man nicht mehr erstaunt zu vernehmen, daß fünf Millionen Chinesen auf den Gewässern des Meeres wohnen, welches wir durchlaufen haben. Auf dem Wasser wohnen, ist das rechte Wort, da es das einzige Element der chinesischen Fischer ist. Sie verlassen es selbst am Ende des Tages nicht, wie die Fischer von Java, die mit ihrem mächtigen Feuer das Gestade erleuchten. Sie ruhen auf derselben Barke aus, wo sie gearbeitet haben; dort ist die ganze Familie; dort werden sie geboren, dort leben sie, dort sterben sie. Jedoch dient ihnen das Meer nicht als Begräbnißplatz, sondern die Seite des Gebirges. Im Allgemeinen sind diese Barken von mittlerer Grösse. Es gibt Fischer, welche sich einer andern Art Fahrzeuge bedienen, an die ich noch nie gedacht hatte. Sie sehen eine kleine Strecke entfernt, aber weit vom Lande, zwei Männer, die auf dem Wasser zu tanzen scheinen. Beim Vorbeifahren an ihnen entdecken Sie, daß sie unter den Füssen eine Art Floß haben, das aus vier oder fünf Bambusbrettern zusammengesetzt ist und der Bewegung der Welle folgt die sie trägt und die es oft bedeckt ohne es zu versenken. Ich muß gestehen, daß es Menschen gibt, welche dieses arme Leben von sehr wenig abhängig machen, auf welches sie doch Alles beziehen."

„Die Striche welche wir durchlaufen haben, sind mit gewaltigen Felsen und mit einer Menge meist verlassener und unfruchtbarer Inseln besäet. Man hat uns Eine gezeigt, von welcher die Chinesen Edelsteine beziehen und welche sie aus diesem Grunde mit einem be-

sondern Kulte beehren. Am Ufer einer Insel Namens Hai-Chan wurden wir am 17. Februar, dem ersten Tage des Märzmondes vom Anfange des chinesischen Jahres überrascht. Man blieb zur Feier dieses Festes, welches den Chinesen so theuer ist, liegen. Am Abende vorher wurde es auf allen Barken durch das Knallen der Petarden und die Cymbeln angekündigt. Diese Musik ließ sich noch mehr am Tage des Festes selbst hören, der, sowie ein Theil der Nacht damit zugebracht wurde, sich zu bewirthen und zu vergnügen. Obgleich fünf Heiden auf unserer Barke waren, ging Alles ohne abergläubische Beimischung vorüber. Der Kourier von Chan-Tong hatte uns eingeladen, den Offizieren von unsern Vorräthen einige Geschenke zu machen. Sie schienen das sehr gut aufzunehmen: bei jedem Worte, welches wir ihnen sagten, und bei jedem Gegenstande, welchen wir ihnen anboten, wiederholten sie in absteigender Tonleiter: Ha! ha! ha! ha! ha! Tosie, tosie, tosie, tosie, tosie. Ihrerseits hatten sie sich vorgenommen uns an diesem Tage zu bewirthen; aber der Aschermitwoch bot uns eine gesetzliche Entschuldigung, es abzulehnen. Wir haben regelmässig die Fasten und Abstinenztage beobachten können. Wir haben unsere Küche immer so eingerichtet, wie wir es verstanden. Vor den Fasten begnügten wir uns, eine Mahlzeit gegen neun Uhr Morgens und eine andere gegen sieben Uhr Abends zu halten, um dem Studium des Chinesischen mehr Zeit geben zu können, und das war unsere gewöhnliche und beinahe ausschliessliche Beschäftigung."

„Noch ein Wort von unserer Reise und beschliessen wir rasch ihre Geschichte; denn Sie könnten ebenso ungeduldig werden das Ende von dieser zu sehen, wie wir es waren, jene beendigt zu sehen."

„Das Ziel unserer Fahrt befand sich am äussersten Ostende von Fo-Kien, nicht weit von Fou-Ning, Stadt erster Klasse. Die Karte zeigt Ihnen links von dieser Stadt einen Meeresarm, der sich ins Land hinein verlängert bis zur Mündung eines Flusses, dessen Gewässer er aufnimmt. Nachdem wir uns von allen andern Schiffen getrennt hatten, liefen wir am 22. Februar von einem guten Winde getrieben, in diesen Meeresarm ein. Die beiden Seiten boten uns die malerischsten Ansichten, die wir noch genossen hatten und bewiesen uns, daß die Chinesen nicht ohne Grund zur Bezeichnung dessen, was wir Landschaft nennen, in ihrer Sprache einen Ausdruck anwenden, der aus den zwei Worten: Gebirge und

Wasser, Chan chouei, besteht. Der Meerbusen läuft in ein Bassin aus, welches vier oder fünf Meilen lang und zwei oder drei breit ist, und in welches man durch einen sehr engen Paß eindringt. Er ist von Hügeln umgeben, an deren Fuß man eine grosse Menge Dörfer sieht, welche einen reizenden Anblick gewähren."

„Endlich kam der so sehr ersehnte Augenblick. Gegen sechs Uhr Abends warfen wir zum letztenmale Anker. Nachdem wir einige Zeit auf die Flut gewartet hatten, um den Fluß hinaufzufahren, bestiegen wir eine kleine Barke und machten uns in der Dunkelheit der Nacht auf den Weg nach der Wohnung des apostolischen Vikars von Fo-Kien, begleitet von seinem Kourier und unter unserer Decke verborgen, denn wir mussten noch an einer Zollstätte vorüber. Die Wachsamkeit der Zollbeamten fehlte nicht, aber da sie mit den Antworten auf den Anruf zufrieden waren, verschonten sie uns mit der Untersuchung. Ungefähr nach einer Stunde Weges zu Wasser, stiegen wir aus und machten einen ungefähr ebenso langen zu Lande. Gott, der uns bis dahin einen besondern Schutz gewährt hatte, wollte gerade in dem Augenblicke, wo wir den Fuß auf chinesischen Boden setzten, zu unsern Gunsten ein neues Wunder seiner Vorsehung wirken. Indem wir die Barke verliessen, sprangen wir voll Freude auf den Hafendamm der mit Wasser umgeben war, was die Dunkelheit der Nacht uns genau zu sehen hinderte. Mein theurer Reisegefährte, Herr Delamarre, Priester aus dem Seminar der auswärtigen Missionen, that einen Schritt zu weit und zappelte in einem Loche, wo ein Jahr zuvor ein Mann sich ertränkt hatte. Denken Sie sich meinen Schrecken. Ich rief ihm zu, damit er wisse, auf welche Seite er sich wenden müsse. Er kommt beinahe augenblicklich wieder oben, klammert sich an die Mauer und klettert hinauf, während ich ihn zugleich mit den Kleidern fasse und es gelingt ihm glücklicherweise sich aus dieser schlimmen Lage herauszuziehen. Auf seiner Seite war die ganze Gefahr, aber auf der meinigen die ganze Furcht. Es folgte weiter nichts daraus als einige kleine Verletzungen die wir Beide an einer Hand durch das Anklammern an die scharfen Steine davontrugen. Gepriesen sei der Herr, dessen barmherzigen Beistand wir so sichtbar erfahren haben! Könnte es uns nun noch an Muth und Vertrauen fehlen? Gott ist der Beschützer meines Lebens, vor wem soll ich fürchten?[1])

---

[1]) Psalm 26, 1.

„Sie wissen, mit welcher Güte Herr von Tabestan, der apostolische Vikar von Fo-Kien die Missionare aufnimmt. Er empfing uns und behandelte uns unaufhörlich mit einer Hochherzigkeit, welche den Gast gewissermassen die Gastfreundschaft selbst vergessen lässt, indem er sich überredet, er befinde sich in der Familie. Seines hohen Alters ungeachtet fanden wir ihn im Genusse einer vollkommenen Gesundheit und er predigt mit Kraft einem zahlreichen Volke, welches sich um ihn drängt, um das Wort Gottes zu hören. Ihr Brief und Ihre kleinen Geschenke haben ihm grosses Vergnügen gemacht. Er schätzt Sie ganz besonders hoch; er liebt auch Herrn Larribe, dessen Klugheit und Eifer er mehreremale vor mir gelobt hat. Er rühmte mir auch den chinesischen Mitbruder, den wir im vorigen Jahre in Kiang-Si verloren haben. Da er China seit mehr als einem halben Jahrhunderte bewohnt, so hat er viele Missionare gekannt, und unter Andern mehrere unserer alten Mitbrüder. Er hat in Macao die Herren Clet, Pesné, Lamiot, ankommen und die Herren Richenet und Dümazel von Canton kommen und sich nach Peking begeben sehen. Es war mir sehr lieb, aus seinem Munde die Einzelheiten zu hören, die er mir über diese ehrwürdigen Mitbrüder gegeben hat, welche die Laufbahn eröffnet die wir durchlaufen und die Aerndte vorbereitet haben welche wir einsammeln gehen. Er fragte mich um Neuigkeiten vom Herrn Generalsuperior und über den Zustand unserer Genossenschaft. Alle, die wir ihm haben geben können über den Zustand der Religion in Frankreich, den Zustand des Clerus, der Seminare, der religiösen Gemeinschaften, des Werkes zur Verbreitung des Glaubens, haben ihn lebhaft interessirt. Er vernahm mit sichtbarer Freude, daß eine neue Genossenschaft schon auf den oceanischen Inseln das Evangelium predige. Dabei sagte er mir, daß unser Vaterland die Gabe der guten Werke empfangen habe und daß die Vorsehung es bestimmt habe, viel Gutes auf der Welt zu thun. Seine Residenz ist in Tschin-Théou, einem Dorfe von fünfzehnhundert Einwohnern, wovon zwei Drittel Christen sind. Die blühende Kirche von Fo-Kien besteht aus vierzigtausend Christen; mehr als dreissigtausend befinden sich in dem Bezirk einer Stadt dritten Ranges, Namens Fou-Gan. Daraus begreift man, daß es selbst beträchtliche Ortschaften gibt, wo Alle Christen sind, und viele, wo die Heiden in der Minderheit sind. Darum gehen die Christen auch in diesem Bezirke mit erhobenem Haupte, ohne etwas zu fürchten. Sie haben

dort sieben oder acht grosse Kirchen die für Jedermann offen und den Mandarinen wohl bekannt sind, sowie zwei Seminare. Wenn man Abends in einem grossen Flecken in allen Familien den Rosenkranz absingt, so schallen die Berge und Thäler der Umgegend davon wieder; das ist wahrhaft bewunderungswürdig, man macht sich in Europa keinen Begriff davon. Drei oder vier tausend Fischer vereinigen sich jährlich mit ihren Barken und theilen sich zum Empfange der heiligen Sakramente in drei Schaaren. Ein Christ dieser Provinz ist eben zum Mandarin für Tsche-Kiang ernannt worden. Es scheint, daß dieses Amt mit den Pflichten eines Christen nicht unvereinbar ist, vorausgesetzt, daß man Glauben und Charakter genug hat, sie zu erfüllen. In diesen Ländern finden sich oftmals Heiden, die vom Teufel besessen sind. Sie begehren die Taufe zu empfangen und sind alsbald befreit. Ich habe Gelegenheit gehabt mehrere ehrwürdige Väter Dominikaner zu sehen, welche diese interessante Mission versehen; sie sind mir in der Nähe so vorgekommen, wie ich sie mir in der Ferne vorgestellt hatte, d. h. voll Wissenschaft und Tugend. Es sind sieben oder acht Europäer und sie haben eine gleiche Zahl eingeborener Priester. Da sie nicht weit von einander entfernt sind, können sie sich von Zeit zu Zeit sehen, sich berathen und sich ihre Einsichten mittheilen, und das ist kein kleiner Vortheil."

„Wohlan, mein theuerster Mitbruder, ich muß Ihnen von Neuem mein Lebewohl sagen. Morgen sollen wir nach Kiang-Si abreisen. Ich bin heute bis zu dem Seminare gekommen, welches sich auf dem Wege befindet. Wir werden die Reise, wenigstens zum grossen Theile, zu Fuß machen. Wir sind also mehr als je der Hand der Vorsehung überlassen. O! wie glücklich ist man, wenn man dazu gekommen ist, daß man Alles nur von Gott allein erwarten kann! Ich empfehle mich Ihren Gebeten und denen aller Mitbrüder Ihres Hauses, welche ich mit Zärtlichkeit umarme. Für den Augenblick schreibe ich nicht nach Frankreich. Ich rechne darauf, daß Ihre Gefälligkeit dafür eintrete, wenn Sie nach Paris schreiben. Sie wissen, wie sehr unsere guten Obern darauf halten, oft Nachrichten von uns zu empfangen."

„Ich bin u. s. w.

„Perboyre, apost. Miss."

Fünftes Kapitel.

Reise von Fo-Kien nach Ho-Nan.

Die verschiedenen Zufälle dieser Reise finden sich in folgendem Briefe an seinen Oheim, den Obern des niedern Seminars in Montauban.

Ho-Nan den 10. März 1836.

„Mein theuerster Oheim!

„Ich habe Ihnen weder meine Abreise von Macao noch meinen Eintritt in China gemeldet. Doch zweifle ich nicht, daß Sie das Eine wie das Andere schon von meinem Bruder in Paris vernommen haben, der nicht verfehlen darf, Ihnen die Nachrichten mitzutheilen, die er von mir erhält, da er weiß, welchen Werth Sie darauf legen. Seither werden Sie mit Aengstlichkeit alle Schritte gezählt haben, welche ich in einem feindlichen Lande gemacht habe, und vielleicht erwarten Sie noch dieses neue Lebenszeichen, um Ihre Unruhe gänzlich zu zerstreuen. Ich bin es also der Anhänglichkeit, die ich an meinem besten Oheim habe, und der, die Er zu mir selbst trägt, schuldig, sobald als möglich auf eine solche Besorgniß zu antworten, indem ich erzähle, wie die eben so lange als gefährliche Reise ausgeführt und glücklich beendigt worden ist.“

„Am 21. Dezember 1835 reiste ich mit einem andern französischen Missionar, Herrn Delamarre von Macao ab, der nach Se-Tschuen ging und mit welchem ich bis Hou-Pe immer gereist bin. Nach einer ruhigen Ueberfahrt stiegen wir in Fo-Kien am 22. Februar ans Land. Herr Delamarre wäre beinahe im Hafen gestrandet, denn in dem Augenblicke, wo wir den Fuß aufs Land setzten, fiel er mitten in der Finsterniß der Nacht ins Wasser. Mit der Gnade Gottes kam er ohne Schaden gelitten zu haben, davon. Wir blieben vierzehn Tage bei dem apostolischen Vikar von Fo-Kien der uns mit Güte aller Art überhäufte. Einige ähnliche Züge, die ich zwischen ihm und Ihnen bemerkte, vergrösserten für mich das Interesse nicht wenig, welches der Reiz seiner Unterhaltungen und das Schauspiel seiner apostolischen Tugenden mir einflössten. Darauf begannen wir uns nach unserm Ziele hin auf den Weg zu machen und brachten einige Tage in seinem Seminare zu,

wo wir einen P. Dominikaner ziemlich wiederhergestellt sahen, der vor drei Jahren gefangen und grausam mißhandelt worden war. Er wurde mit Geld wieder losgekauft. Ein chinesischer Priester, der ebenfalls gefangen worden war, kam bessern Kaufs davon. Obgleich man vor ähnlichen Zufällen nicht gänzlich geschützt ist, so betrachtet man doch in diesem Theile der Provinz, wo viele Christen sind, die Religion als geduldet. Den Mandarinen kann es nicht unbekannt sein, daß dort mehrere europäische Missionare sind. Man hat einen Mandarin, der an einem christlichen Hause vorüberging, wo man die Gebete absang, sagen hören: „Diese Leute da beten für uns." Folgender Zug wird Ihnen zeigen, bis zu welchem Punkte die Christen in dieser Gegend frei sind. In den heidnischen Dörfern der Nachbarschaft hatte man Schmähungen gegen die Religion und besonders gegen die heilige Jungfrau ausgestossen. Alsbald legt sich eine grosse Menge Christen, bloß Männer, die Pflicht auf, Ehrenabbitte zu leisten und sie unternehmen aus sich eine lange Procession, an deren Spitze ein gelehrter Baccalaureus ist, der die Abzeichen der heiligen Jungfrau trug; sie machen die Runde um die Berge und diese heidnischen Dörfer unter dem Gesange der Litanei und der Loblieder auf die Mutter Gottes. Aus dem Seminar schritten wir vor zu einem grossen Flecken, der ganz aus Christen besteht, wo wir auch eine Station machten. Während wir an diesem Orte waren, besuchten wir ein kleines Gebirge, das ganz in der Nähe ist und das heilige Gebirge heisst. Es ist voll christlicher Gräber. Es sind auch die einer gewissen Anzahl Priester und dreier Bischöfe da, wovon Einer, ein Franzose, einer der Gründer des Seminars der auswärtigen Missionen und einer der ersten apostolischen Vikare von China war. Vor so ehrwürdigen Ueberresten fühlt man sich ganz von religiösen Gefühlen durchdrungen und wie von dem Geiste ergriffen, der sie beseelte. In dieser Provinz haben die Gräber eine bemerkenswerthe und wahrhaft monumentale Gestalt. Es ist ein mehr oder weniger grosses Hufeisen, fünfzehn bis fünf und zwanzig Fuß lang und halb so breit. Das ganz offene Innere theilt sich in mehrere amphitheatralisch aufsteigende Ebenen. Die kleinen Mauern welche sie trennen, sind einen bis zwei Fuß hoch und zuweilen mit Bildnerei verziert. Die Seitenwände haben innerlich dieselbe Höhe, äusserlich sind sie mit der Umgebung gleich. Dem Abhange des Gebirges folgend, vereinigen sie sich und bilden eine Rundung, in deren Mitte der Leichenstein mit einer langen Inschrift und zuweilen

einem eingegrabenen Kreuze steht. Hinter diesem Steine ruht die Leiche des Verstorbenen. Diese Monumente sind alle aus gut geebneter und stark gehärteter Erde gefertigt, so daß man glauben sollte, sie beständen aus einem einzigen Steine. Sie sind einfach und majestätisch wie es für Gräber passt."

„Endlich, am 15. März, setzten wir uns guter Dinge nach Kiang=Si in Marsch, von vier Christen begleitet, welche uns als Kouriere und Träger des Gepäckes dienen sollten. Da wir ein Land durchzogen, dessen Sprache wir weder reden noch seine Gewohnheiten recht nachahmen konnten und das zu betreten jedem Europäer unter Todesstrafe verboten ist, so gingen wir anfangs mit der Ungewissheit und der Vorsicht von Leuten, die über einen schwankenden Boden wegschreiten. In dem Masse aber wie unsere kleine Erfahrung zunahm und wir ungestraft das Weite suchten, vermehrte sich auch unsere Sicherheit. Uebrigens setzten wir immer um so mehr unser Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, je weniger wir auf die unsrige und die unserer Führer zählten. Diese, welche gut bezahlt wurden, uns zu führen, aber nicht zu lügen, zogen sich aus der Verlegenheit wie sie konnten. Als Antwort auf die Fragen, welche man unaufhörlich erneuerte, wer wir wären, woher wir kämen, wohin wir gingen, gaben sie uns für Theehändler von Ning=Po oder Nan=King aus; im Nothfalle verfehlten sie nicht beizufügen, wir verständen die Sprache dieser Provinz nicht, und darin sagten sie die Wahrheit. In den Herbergen wo wir anhielten, um zu Mittag zu essen oder zu schlafen, trugen sie Sorge uns nicht zu sehr zum Vorschein kommen zu lassen. Sie liessen uns die Strassen der Städte im Laufschritt durcheilen, damit man uns weniger leicht bemerken könne. Indessen hatten wir doch immer Leute vor uns, nicht bloß in den Städten und Herbergen, sondern auch auf dem Wege, der ganz voll Ab= und Zugehender war und an den Ruheplätzen, die man dort von Entfernung zu Entfernung findet. Zuweilen maß man uns auch nicht schlecht mit den Augen, indem man uns als gar sonderbare Wesen ganz aufmerksam betrachtete. Die Chinesen sind in der That von den Europäern im Allgemeinen sehr verschieden durch ihre schwärzern und strafferen Haare, ihren schwächern Bart, ihre plattere Nase, ihre gewöhnlich weniger offenen Augen, durch ihre Farbe, die weder weiß noch roth, sondern gelblich ist, und dann haben wir ein ganz anderes Aussehen wie sie. Indessen setzten wir nicht weniger gesund und wohl unsern Weg fort, wenn

es auch vorkam, daß man muthmasste, wir wären Fremde in China, was sehr wahrscheinlich ist."

„Bevor wir Kiang-Si betraten, hatten wir ein Zollamt zu passiren, welches die Waaren untersuchte, die man aus einer Provinz in die andere brachte. Unsere ganze verbotene Waare bestand in unsern Personen. Darum schlichen wir, während unsere Kouriere unser Gepäck den Zollbeamten darboten, möglichst rasch vorwärts, damit wir nicht von Männern untersucht würden, welche ihr Amt argwöhnischer und ihre Erfahrung geschickter als Andere macht. Ebenso eilten wir einmal, indem wir vor einem Trabantenposten vorbeikamen, rasch vorüber, bewahrten eine gute Fassung und hüteten uns wohl, mit ihnen zu plaudern wie die andern Reisenden. Obgleich wir bei dieser Reise vierzehn Tage nach einander in starker Hitze zu Fusse und beinahe immer zwischen den Bergen gingen und ungefähr sieben bis acht Meilen täglich zurücklegten, fand ich mich am Ende nicht mehr ermüdet als am Anfange. Später werden Sie diese Heldenthaten sich ein wenig verläugnen sehen. Am Morgen des 29. März wussten wir, daß wir ganz nahe bei einer Christengemeinde von Kiang-Si waren, wo unsere fo-kinesischen Kouriere uns der Leitung Anderer anvertrauen sollten. Da sie sich aber beim Einziehen der Erkundigungen nicht mehr verständlich machen konnten, machten wir vergebens viele Umwege, vor- und rückwärts. Endlich antwortete man ihnen beim Eintritt in ein Dorf, daß eine christliche Familie dort wäre und da sie nicht wagten, sich dahin führen zu lassen, gingen sie aufs Suchen aus. Es wurde ihnen leicht, dieselbe zu erkennen, da die Thüren der chinesischen Häuser mit religiösen Sprüchen bedeckt sind, und weil diese Thüren gewöhnlich offen sind, so bemerkt man auf den ersten Blick im Innern die verschiedenen Gegenstände der Verehrung, abergläubische oder christliche. Wir hielten dort an und wir glaubten eine reinere Luft einzuathmen und unser Herz von der Last dieser ganz heidnischen Atmosphäre befreit zu fühlen, aus welcher wir seit langer Zeit nicht herausgekommen waren. Nach einigen Augenblicken der Ruhe begaben wir uns zu der Christengemeinde, welche wir suchten und die nur eine Viertelstunde Weges von dort entfernt war."

„Eben an diesem Tage hatten wir einen neuen Zug der Vorsehung über uns zu bewundern. Zur Vermeidung der Gefahren, welche man auf dem Wege fürchtete, den die Missionare vor uns eingeschlagen hatten, waren wir einem andern gefolgt; er ließ uns

zu unserer grossen und angenehmen Ueberraschung gerade an den Ort gelangen, wo Herr Larribe Mission hielt. Ich hatte sehr gewünscht, zur Zeit anzukommen, um mit ihm das Osterfest zu feiern. Aber ich rechnete nicht mehr darauf, ihn antreffen zu können, als zwei oder drei Wochen später; und siehe da! dieses glückliche Zusammentreffen gewährte mir das Vergnügen, bei ihm beinahe die ganze vierzehntägige Osterzeit zubringen zu können. Dieser vortreffliche Mitbruder, welcher Oberer der Mission von Kiang-Si ist, wo er die Freude der Christen und das Glück der Priester ist, die mit ihm arbeiten, ist unser Landsmann, denn er ist aus der Diöcese Cahors. Sie könnten Gelegenheit gehabt haben, ihn zu sehen, als er Direktor im Seminar von Carcassonne war. Ich kannte ihn vollkommen, da ich sein Schutzengel war, als er aus dem Seminar von St. Sulpice in Paris in unsere Genossenschaft eintrat. Wir hielten alle Cärimonien der Charwoche zusammen. Er setzte seine Mission fort, wo ich ihn alle Verrichtungen seines heiligen Amtes ausüben sah und beendigte sie, indem er während der heiligen Messe den Eid abnahm, welchen zwei neue Katecheten auf die heiligen Evangelien ablegten, in ihrer ganzen Reinheit die Wahrheiten des Christenthums zu lehren und die andern Verrichtungen ihres Amtes gut zu erfüllen. Diese Christengemeinde, welche er versah, ist erst frisch entstanden. Der Familienvater, welcher sie gegründet hat, ist vor Kurzem gestorben. In seinen letzten Augenblicken berief er seine Kinder um sein Bett und sagte zu ihnen: „Als wir uns hier niedergelassen haben, waren keine andern Christen da als wir und wir konnten den Priester nicht sehen. Jetzt, wo die Christenschaar zahlreich genug ist, um das Glück zu haben, den Besuch des Missionars zu erhalten, sterbe ich zufrieden." Sein ältester Sohn, dem er seinen Eifer mit ungefähr fünfzig wackern Christen hinterlassen hatte, übt ihn mit nicht weniger Erfolg. Während ich da war, kam ein junger Mensch von zwanzig Jahren und verlangte getauft zu werden. Da man von Seiten seines heidnischen Vaters Widerstand zu befürchten hatte, so lud man ihn ein, mit ihm zu sprechen, daß er versuche, seine Einwilligung zu erlangen. Dieser antwortete, daß er ihm nicht bloß gestatte, die Religion anzunehmen, sondern daß er auch, wenn er ihre Vorschriften treu beobachte, selbst seinem Beispiele folgen wolle. Man bemerkt in Kiang-Si dem Christenthume günstige Stimmungen und hat grosse Hoffnung, es sich dort ausbreiten zu sehen; jedes Jahr tauft man

eine gute Anzahl Erwachsener. Obgleich in dieser Provinz wie in den andern die Christen im Allgemeinen der ärmern Klasse angehören, so zählt man doch unter ihnen einige reiche Kaufleute und einige Privaten mit beträchtlichem Vermögen. Einer von ihnen war kürzlich abgereist, um in Peking eine Mandarinenstelle zu suchen. Wenn die Christen vornehmeren Standes selten die eifrigsten sind, so sind sie wenigstens gewöhnlich voll Artigkeit gegen den Missionar und bereit ihm gefällig zu sein. Nachdem Herr Larribe seine Mission beendigt hatte, hatte er die Gefälligkeit, mich nach Kien-Tschang-Fou, einer Stadt erster Klasse zu begleiten, wovon wir ungefähr fünfzehn Meilen entfernt waren und wohin Herr Delamarre mir vor drei Tagen vorausgegangen war. Wir hatten anfangs gedacht, wir würden uns für die übrige Strecke trennen müssen, aber später wurde beschlossen, daß wir sie zusammen fortsetzen sollten, da Alle übereinstimmten, daß wir deswegen nicht mehr Gefahr liefen. Ja, wir hatten dabei selbst doppelt zu gewinnen, indem wir die Kosten derselben Kouriere und derselben Barke unter uns Beide theilten und auf Jedem von uns den Schutz der beiden Schutzengel vereinigten. Indem wir unsere neuen Vorbereitungen zur Abreise trafen, hatten wir die Zeit, den Besuch und den Kotheou der Christen dieser Stadt zu empfangen. Der Kotheou ist ein Fußfall, mit welchem die Chinesen die in Würden stehenden Personen begrüssen, und welchen die Christen vor dem Priester machen, wenn er ankommt oder abreist, wenn sie ihn besuchen, wenn sie von ihm etwas begehren oder empfangen haben, wenn sie kommunicirt haben u. s. w. Wir sahen dort ein Mädchen, welches vom Teufel besessen gewesen war und mehrere Andere welche von ihr verführt worden waren und von denen sie sich hatte anbeten lassen, indem sie sich für Jesus ausgab und teuflische Wunder wirkte. Eines Tages wirkte sie, indem sie diese schreckliche Gotteslästerung vorbrachte, eines dieser Wunder. Darauf sagte ein Katechet: „Wir wollen sehen, ob du Jesus bist,“ und zugleich besprengte er sie mit Weihwasser. Sie stürzte ohnmächtig nieder und fand sich für immer von der Besessenheit befreit.“

„Um von Kien-Tschang-Fou nach dem Hou-Pe zu gehen, ist der Flußweg der sicherste und bequemste, und diesen nahmen wir auch beim Wiederbeginne unserer Pilgerreise, den 8. April mit zwei Kourieren aus Kiang-Si. Obgleich wir eine heidnische Barke gemiethet hatten, luden wir doch mehrere Kisten mit religiösen Gegen-

ständen hinein, die von Fo-Kien erst nach uns und auf einem andern Wege angekommen waren. Diesesmal gab man uns die Rolle fo-kinesischer Kaufleute, welche die Sprache der andern Provinzen wenig verständen. Die vier Heiden, welche uns führten, mussten es also ganz natürlich finden, daß wir fortwährend unsere eigene Sprache redeten, d. h. die französische, welche sie für die von Fo-Kien nahmen. Wir waren als Christen angekündigt, folglich stand es uns frei, das Abstinenzgebot zu beobachten, das Kreuzzeichen zu machen, kniend zu beten, den Rosenkranz anstatt des Breviers zu beten, chinesische religiöse Bücher zu lesen. Der Lauf des Flusses und ein guter Wind führten uns in zwei oder drei Tagen bis Angesichts von Nan-Tschang-Fou, der Hauptstadt von Kiang-Si. Wir setzten ebensoschnell über den grossen See. Allein jenseits befindet sich eine Zollstätte, wo alle Schiffe und Barken welche vorüberfahren, sich von Leuten der Regierung messen lassen und sich mit einem P'hiao, einer Art von Passirzettel versehen müssen. Diese Operation verursachte einen Aufenthalt von einem Tage und das schlimme Wetter welches einfiel, nöthigte uns zu einem von acht Tagen. Mitten unter tausend Schiffen, die dort lagerten wie wir und einer Unzahl von Leuten welche die Strassen dieser schwimmenden Stadt durchliefen, wagten wir die Nase weder an die Thüre noch an's Fenster zu bringen. Eines Tages ließ unser Kapitain, der ein recht guter Mensch war, ohne Zweifel im Glauben, seine Reisenden zu ehren und zu unterhalten, uns von einer Art chinesischem Troubadour eine Abendunterhaltung bereiten. Dieser trug sehr gut und mit Musik ein langes Gebet und das Lob des Kaisers vor. Einmal von da abgefahren, kamen wir bald zum Zusammenfluß des grossen Stromes, wo wir eine halbe Schwenkung nach links machten, um bis Ou-Tschang-Fou hinaufzusteigen. Dieser Fluß ist sehr tief, und beinahe überall eine halbe Meile breit. Wenn er nach grossem Regen überschwillt, so ist es wie ein Meer. Ich habe in seinen Gewässern einen Fisch spielen sehen, der so groß war, wie ein kleiner Wallfisch, sein Fleisch taugt nicht zum Essen. An einer gewissen Stelle begegneten uns hundert grosse und schöne kaiserliche Schiffe, welche dahin gekommen waren, für Seine Majestät Holz zu laden. Auf einem derselben spielte man Komödie und das Ufer war mit einer unzähligen Menge Zuschauer bedeckt. Aber gerade als wir ankamen, kam auch ein starker Regen, der die Aufführung barsch unterbrach und diese ganze Menge in einem Augenblicke

zerstreut hatte. Ebenfalls unter stürzendem Regen, mitten durch Finsterniß und Koth hielten wir nach achtzehntägiger Fahrt unsern Einzug in Han-Kheou."

„Han-Kheou ist eine der gewerbreichsten und grössten Städte China's. Sie hat gegenüber Ou-Tschang-Fou, die Hauptstadt von Hou-Pe, und zur Seite Han-Yang-Fou, eine Stadt erster Klasse. Es sind drei ganz unterschiedene Städte, obgleich sie nur durch zwei Flüsse getrennt sind, gerade so wie Montauban sich getrennt findet durch den Tarn und den Tescou. Diese drei Städte zusammen enthalten mehr als zwei Millionen Einwohner und schliessen nicht zwei hundert Christen ein. Wir besuchten die von Ou-Tschang-Fou, welche von Priestern der Propaganda versehen werden, nicht, weil Keiner von diesen Herrn sich gerade dort befand, und wir uns vornahmen schleunigst den Fuß wieder in den Steigbügel zu setzen. Wirklich schiffte Herr Delamarre sich am Tage nach unserer Ankunft mit den zwei Kourieren von Kiang-Si wieder ein nach Se-Tschuen. Ich blieb einen Tag länger bei den Christen von Han-Kheou, welche zu unserer Mission gehören. Das erste Officium welches ich dort betete, war das des heiligen Papstes und Martyrers Cletus. Es bedurfte eines so überraschenden Zusammentreffens nicht, um mich daran zu erinnern, daß ich an den Orten selbst war, wo unser theurer Martyrer Herr Clet sein Leben für Jesus Christus hingegeben hatte. O! wie glühend wünschte ich, meine Pilgerfahrt zu seinem Grabe zu machen, welches nur zwei kleine Meilen von dem Hause entfernt ist, wo ich wohnte; aber es wurde für besser gehalten, dieselbe auf eine entferntere Zeit zu verschieben. Ich versah zwei Kranken in Han-Kheou. Unser Mitbruder Herr Baldus hatte vor Kurzem hier, wie in den andern Christengemeinden, durch welche ich kommen musste, Mission gehalten und mich in denselben angekündigt. Ich fand in dieser Stadt einen Christen, welchen er geschickt hatte, die Heidenkinder in Todesgefahr aufzusuchen und der in Zeit von zehn Tagen deren acht getauft hatte. Ich fand auch einen der Kouriere des Herrn Rameaux, welchen ich in Macao gesehen hatte. Mit ihnen wandte ich mich auf einer christlichen Barke und auf einem Flusse, der weniger groß als der vorhergehende, aber grösser als irgend ein französischer ist, nach den mitternächtlichen Gegenden des Hou-Pe, da ich noch hundert Meilen mitten durch ungeheure Ebenen hinaufzusteigen hatte. An der Mündung dieses Flusses ist der Hafen von Han-Kheou,

der gewöhnlich mit unzähligen Handelsschiffen angefüllt ist; der von Ou-Tschang-Fou umschliesst derselben mehrere Tausende, bloß für das Salz. Nachdem ich die unendliche Menge Schiffe und Barken gesehen habe, welche China in seinen Häfen, auf allen seinen Flüssen und auf den Meeren hat, die es umgeben, kann man kühn versichern, daß es derselben viel mehr, als ganz Europa besitzt."

„Am vierten Tage unserer neuen Fahrt beeilte man sich, mir am Ufer einige schlechte vereinte Hütten zu zeigen. Es waren die Wohnungen mehrerer christlicher Familien, deren Häuser im vorigen Jahre durch das Austreten des Flusses fortgerissen worden waren. Ich besuchte sie und brachte einen Theil des Sonntags bei ihnen zu. Am folgenden Tage kam ich zu einer andern zahlreichern Christengemeinde, die eine der bessten der Provinz ist. Dort sah ich mich unerwartet von einem kleinen Kerlchen französisch begrüsst und angeredet, der kaum anfing, seine eigene Sprache zu stammeln. Ganz vor Kurzem war ein Kind von sechs Jahren ertrunken, das in den Fluß gefallen war. Seine Aeltern beeilten sich, mich zu fragen, was sie über sein Schicksal denken sollten; es war mir leicht, sie zu trösten. Ich versah dort auch einen Kranken und blieb nur einen Tag daselbst, obwol man mich zurückhalten wollte, bis man Nachrichten von Herrn Rameaux hätte. Es wurde mir zu lang, bis ich mich mit ihm vereinigte, um ihm nicht selbst entgegen zu eilen. Da die Barke den Fluß nicht hinaufsteigen konnte, der sich zu sehr angeschwollen fand, so musste ich zu Fusse ihm entlang gehen. Die erste Haltstelle war auf zwölf Meilen, und wir fanden dort Gastfreundschaft auf zwei Barken, welche ihres Handels wegen an einem ziemlich beträchtlichen Orte waren, dessen Name mir entfallen ist. Ich fand dort, was man ach! wohl schwerlich auf europäischen Barken finden möchte, ein Weihwasserbecken und einen Sprengwedel. Die Christen baten mich, ihnen den Segen zu geben, die erste und letzte Cärimonie des Missionars wenn er in einer Christengemeinde ankommt und sie verlässt. Ungeachtet der Nachbarschaft heidnischer Barken, wovon Mehrere wussten, was ich war, sangen sie furchtlos das bei den Chinesen bei solcher Gelegenheit gebräuchliche Gebet. In diesem Gebete besingen sie die Wohlthaten und die Barmherzigkeit Gottes, der ihnen den Priester gesandt hat, um ihnen die Religion zu predigen, sie ihren höchsten Herrn kennen zu lehren, sie zu segnen, ihre Sünden zu vergeben, sie in ihren Schwachheiten zu

stärken, sie aus ihrer Lauigkeit herauszureissen und sie in der Uebung des Guten zu befestigen. Sie bitten ihn, mit Seinem Segen den geistlichen Vater zu überhäufen, ihm Gesundheit, Friede und Weisheit zu verleihen, ihm seinen Willen bekannt zu machen, ihn zum Ausspender aller Seiner Gnaden zu machen, damit sie, beständig unter Seiner Leitung auf dem Wege der Gebote Gottes wandelnd, durch seine Vermittlung und die Kraft seiner Verdienste, glücklich mit ihm zum Besitze der ewigen Seligkeit gelangen könnten."

„Ein und einen halben Tag später war ich in Cha-Yang, mitten in einer jungen und eifrigen Christengemeinde. Sie verdankt ihren Ursprung der Fügung der Vorsehung, die ohne die Absicht der Menschen in die Ferne auf ein unbebautes Erdreich neuen Samen hinträgt um es zu befruchten. Ein Christ aus Se-Tschuen war in diese Stadt gekommen, seinen Handel zu betreiben und erwartete nichts weniger, als ihr Apostel zu werden. Allmälig gewinnt er das Vertrauen, die Neigung und die Achtung der Heiden und bald sieht er sich von zahlreichen geistlichen Kindern umgeben. Er erzählte mir mit Rührung und einer ganz patriarchalischen Einfalt, wie Gott sich seiner zu Seinem Werke bediente, wie er das Wohlwollen Aller genieße, wie der Mandarin, der sein Landsmann ist, ihn mit seiner Freundschaft und seinen Besuchen beehre, wie meine Mitbrüder, welche die dortigen Erwachsenen taufen kämen, mit ihm zufrieden wären, wie er die Hoffnung habe, noch neue Eroberungen für den Glauben zu machen. Einer dieser Neubekehrten wurde erst in der letzten Stunde des Tages berufen und war schon hinübergegangen den Denar des Hausvaters zu empfangen. Während mehrerer Tage sang man Gebete bei dem Verstorbenen, was einen grossen Zulauf der Heiden anzog, welche eine solche Neuigkeit zu sehen und zu bewundern kamen. In der Furcht, daß die noch unerfahrenen Christen sich abergläubische Gebräuche erlaubten, indem sie dem Verstorbenen ihre letzten Pflichten erwiesen, hatte Herr Baldus zwei junge Leute aus einer Gemeinde, wo er Mission hielt, zehn Meilen von da zur Leitung der Gebete und Cärimonien geschickt. Bei ihrer Rückkehr dienten sie mir als Führer. Man hatte mir ein Pferd besorgt; ich weigerte mich, dasselbe zu gebrauchen, da ich mich mit Mitbrüdern vereinigen wollte, welche gewohnt waren, immer zu Fusse zu gehen. Am 7. Mai hatte ich das Vergnügen

Herrn Baldus zu umarmen, und am 9. Herrn Rameaux der im Bezirke von Kin-Men-Tscheou Mission hielt."

„Sie begannen eben erst die Verwaltung der sieben oder acht Christengemeinden, welche diesen Bezirk bildeten. Während sie dieselbe fortsetzten, blieb ich bei ihnen, bald bei dem Einen, bald bei dem Andern als Zeuge ihres Eifers und ihrer Arbeiten; und das konnte mir als Noviziat dienen in einer Kunst, worin sie sich schon auszeichneten. Unterrichten, ermahnen, Beichte hören und die andern Sakramente spenden, arbeiten an der Ausrottung von Mißbräuchen, auf Mittel sinnen, das Gute beständig zu machen, das war ihre Beschäftigung alle Tage und den ganzen Tag. Ich hörte sie um so lieber predigen, da sie nur unter dem Einflusse der Gnade sprachen, mit der Auktorität von Männern welche eine göttliche Sendung haben und mit einer Einfalt, die nur das Heil ihrer Brüder sucht. Nach Beendigung der Besorgung dieses Bezirkes begaben wir uns in den von Gan-Lo-Fou, wo Herr Rameaux schon früher die Mission angefangen hatte, aber genöthigt gewesen war, wegen folgender Veranlassung die Flucht zu ergreifen: Die Ueberschwemmung des Flusses hatte den Damm zerrissen, welcher gebaut war um ihn abzuhalten die Felder zu überströmen. Die Trabanten wollten diese Gelegenheit nicht verlieren, den benachbarten Eigenthümern Geld auszupressen, legten ihnen das als ein Verbrechen aus und belegten sie mit einer Geldstrafe. Unter ihnen war ein Christ, ein vortrefflicher Vorwand, den doppelten Beitrag von ihm zu fordern, unter Strafe im Falle der Weigerung, als Solcher angezeigt und verfolgt zu werden. Herr Rameaux fürchtete, diese Angelegenheit möchte eine ernste Wendung nehmen und hielt es für klug, sich zu entfernen. Der Katechet des Ortes indessen ging zu dem Obersten der Trabanten und erklärte ihm, da man die Religion vorschiebe, so werde der Christ selbst das nicht geben, was die Heiden gegeben hatten. Dieser entschuldigte sich zu Lasten seiner Untergebenen und beeilte sich, nachzugeben, damit er das Geringere erhalte, indem er das Mehr Preis gab. Während Herr Baldus die verschiedenen Christengemeinden dieses Bezirkes versah, ging Herr Rameaux um mir den Weg zu bahnen, allein nach den Gebirgen von Kou-Tsching, dem gemeinsamen Sammelplatze für die Ferien. Ich blieb noch vierzehn Tage in Gan-Lo-Fou, wo ich einen Türken und mehrere Erwachsene versehen sah. Ein guter alter Arzt hatte sich zu meinem Verwalter gemacht; er kaufte mir die Lebens-

mittel auf dem Markte und gab sich die Mühe, sie selbst zu tragen. In China machen sich im Allgemeinen selbst die vornehmsten Männer eine Ehre daraus, den Missionar zu bedienen und sie würden es nicht wagen, mit ihm zu speisen. Er isst wirklich gewöhnlich allein, ausser auf Reisen, wo er der Heiden wegen die Katecheten zu seinem Tische zulässt. Weiber in irgend einem Falle dabei zuzulassen, wäre etwas Unerhörtes und nach chinesischen Sitten ebenso lächerlich wie anstössig. Wir erlauben ihnen selbst nicht, uns bei der Mahlzeit zu bedienen. Uebrigens sind die Weiber in Hou-Pe weniger zur Einsamkeit verdammt, als in den andern Provinzen; sie betreiben ihre Haushaltung nicht bloß offener, sondern es ist auch nichts gewöhnlicher, als sie truppweise, ohne daß Männer dabei sind oder selbst mit den Männern der Familie, den ganzen Tag bei den Feldarbeiten beschäftigt zu sehen, das Getreide zu ärndten und zu dreschen, die Gemüse zu jäten und mit Händen und Füssen fortwährend im Wasser, den Reis zu pflanzen. Sie haben auch ihr gutes Theil an den Arbeiten und Lasten auf den Barken, wo Sie dieselben zugleich das Steuerruder halten, ihre Kinder säugen und die Küche besorgen oder das Segel wenden sehen."

„Zur Fortsetzung meiner Reise hatte ich eine christliche Barke erwartet. Ich reiste in der That auf einer ab, welche eben einem Mandarin gedient hatte, den der Vicekönig von Ou-Tschang-Fou nach Gan-Lo-Fou schickte. Während dieser Fahrt, welche acht Tage dauerte, beschäftigte ich mich wie auf den andern mit der Erlernung des Chinesischen. Die Hausfrau benutzte die Gegenwart der Katecheten welche mich begleiteten, ihrem Sohne den Katechismus erklären zu lassen. Man findet gewöhnlich dieses Buch mit einem Gebetbuche auf den Barken und in den Häusern der Christen, welche dieselben meistens lesen können, selbst dann, wenn sie kein anderes entziffern können. Wir fuhren Nachts zwischen zwei grossen Städten Fan-Tsching und Siang-Yang-Fou durch, um die Begegnung mit Gerichtsbeamten zu vermeiden, die für ihre Hin- und Herreisen sich unentgeltlich von den Barken führen lassen, die sie für sich bequem und anständig finden. Ein solches Zusammentreffen wäre für uns doppelt unangenehm gewesen. Am Feste des heiligen Johannes lichtete man Morgens früh am Rande des Ufers den Anker und warf ihn mitten im Flusse, um fern von Ungeweihten, die langen Gebete der Festtage nach Bequemlichkeit singen zu können. Den 26. Juni verließ ich den Fluß zum letztenmale und unternahm

allein mit dem Herrn der Barke eine neue Reise zu Fuß. Da er nicht beladen war, ging es anfangs frisch weg unseres Weges fort; wenn wir an einen Bach kamen, hatte er die Gefälligkeit mir aus seinen Schultern eine Brücke zu machen. Wir machten einen kleinen Halt bei einer christlichen Familie, die sich auf unserm Wege fand. Da wir bei guter Zeit in Kou-Tsching ankamen, hielten wir uns dort mit der Begrüssung einer andern nicht auf, damit wir uns schneller von einem gefährlichen Orte entfernten. Denn obgleich unsere Residenz in den Bergen unter der Gerichtsbarkeit der Mandarinen dieser Stadt dritter Klasse ist, so haben weder wir noch unsere Christen grosses Vertrauen auf ihren Schutz; ihnen verdanken wir unsere Martyrer und Bekenner, Abtrünnige und Trümmer von Häusern und Kirchen. Da in der Barke meine Beine aus Mangel an Uebung geschwächt waren, fand ich mich Abends sehr ermüdet. Den folgenden Tag hatten wir noch zehn Meilen über sehr rauhe Gebirge zu machen. Mit vieler Anstrengung und Mühe war ich bis zum Fusse des Letzten gekommen; aber hier konnte ich schon nicht mehr. Indem ich seine Höhe betrachtete, fiel es mir ein, daß ich ein kleines Kreuz bei mir trug, auf welches der Kreuzwegablaß verliehen war. Hier war nun der Fall, zu suchen ihn zu gewinnen. Seit einigen Stunden schleppte ich mich nur mit Hülfe des Regenschirmes fort, dessen ich mich gegen den Regen, der in Strömen herabfloß, nicht bedienen konnte. Ich setzte mich auf alle Steine welche ich antraf; dann gab ich mich wieder an's Klettern, zuweilen mit den Händen. Wenn Sie mir den Ausdruck erlauben, ich wäre im Nothfalle mit den Zähnen geklettert um dem Wege zu folgen, welchen die Vorsehung mir vorgezeichnet hatte. Mein armer Führer war gezwungen mir den Dienst zu leisten, den man einer schlechten Mähre thut, die man aufhebt und vorwärts stösst; aber er wurde von einem jungen Manne abgelöst welcher vom Gebirge herabstieg. Mehrere Christen hüteten die Herden auf den Höhen. Als sie sahen wie ich mich fortschleppte, erriethen sie wohl was das wäre, denn ich wurde erwartet, und bald waren sie bei uns. Da ich den ganzen Tag nichts hatte essen können, dachten sie, ich müsste etwas zu mir nehmen; Einer von ihnen, der nicht weit von seinem Hause war, lief hin und brachte Eier und Thee. Das Wenige was ich mir hinuntergezwungen hatte, musste ich sogleich wieder von mir geben. Ich fühlte mich ein wenig kräftiger, weil sie mir sagten, daß im Schose der Gebirge wo wir waren, nur Christen seien und daß es

beinahe ebenso in der Umgegend sei. Endlich erreichte ich den Gipfel des schrecklichen Berges und auf der andern Seite fand ich in einem Gebüsche von Bambus versteckt unsere Residenz, wo Herr Rameaux und ein chinesischer Mitbruder mich mit offenen Armen aufnahmen. Bei ihnen hatte ich bald alle meine Ermüdung vergessen und es dauerte nicht lange bis ich mich wieder wohl befand."

„Einmal in diesem Aufenthaltsorte angekommen, sehen Sie sich in einer tiefen Einöde begraben; Sie bemerken um sich herum nichts als hohe Berge, welche Sie auf einen gar kleinen Umkreis einschliessen, wo die Natur ganz allein zu leben scheint; Sie hören nur das Geräusch der Insekten oder den Gesang der Vögel; während der Nacht, die noch stiller ist als der Tag, das Geräusch eines Baches, der sich zu Ihrer Seite hinabstürzt und der Sie ernstliche Erwägungen über den fortwährenden Lauf und die unberechenbare Geschwindigkeit des Stromes anstellen lässt, den man das menschliche Leben nennt. Da Sie keine Häuser bemerkt haben, so werden Sie angenehm überrascht, gegen neun Uhr Abends von verschiedenen Seiten den Gesang des Gebetes zu hören, und noch mehr erstaunt, Sonntags Morgens sich selbst von vier oder fünf hundert Personen umgeben und begrüsst zu sehen, die gekommen sind, die heilige Messe und das Wort Gottes zu hören, den Rosenkranz zu beten und den Kreuzweg zu halten. Woher kommen sie denn? Aus den kleinen Hütten die unter den Bäumen und in den Schluchten des Gebirges verborgen sind; Mehrere selbst, die aus der Ferne kommen, haben vor Tag die hohen Grenzwälle überstiegen, welche sie von der Stätte des Opfers trennten. Ein solcher Zusammenfluß in einem ungläubigen Lande ist ohne Zweifel eine glänzende Huldigung zu Gunsten des wahren Glaubens, aber man wird doppelt gerührt, wenn man mit seinen eigenen Augen sieht, von wem sie dargebracht wird. Es sind Diejenigen, welchen unser Herr zum Beweise seiner göttlichen Sendung das Evangelium predigte, es sind die Armen, aber Armen wie ich sie niemals gesehen habe. Viele sind nicht bekleidet; um ihren Leib herum hängen einige Lumpen, weniger sie zu bedecken, als das äusserste Elend zu zeigen, in welches ein Mensch versetzt werden kann. Andere gehen selbst nicht in die heilige Messe, weil sie ein solches Kleid nicht einmal haben. Geben Sie ihnen Kleider, rasch verkaufen sie dieselben, um den Hungertod von sich abzuhalten. In den vorhergehenden Jahren sind Viele vor Elend umgekommen. Herr Rameaux, der wahrhaft der Vater der Christen des Hou-Pe

ist, hat mit seinen geringen Hilfsmitteln nur einer gewissen Anzahl das Leben erhalten können. Diejenigen, welche nicht sterben, leben ungefähr von nichts. Das Besste, was sie haben, ist Mais und Buchweizen, die sie bis auf die Gipfel der Berge säen. Die Mission besitzt einige schlechte Grundstücke; man hat Mehreren davon einen kleinen Theil zum Bebauen übergeben, aber sie ziehen wenig darauf, und wir noch weniger. Die Kirche und das Haus welche in der Gegend für Palläste gelten, sind aus Erde gebaut, mit Stroh gedeckt und haben keinen andern Boden als hart gestampfte Erde, keine andere Decke als die Bambuszweige welche das Dach tragen. Man ist dort wenigstens vor dem Regen geschützt, ein Vortheil, den man nicht immer in den chinesischen Häusern hat, wo ich zuweilen sehr glücklich gewesen bin, daß ich mich mit einem Regenschirm versehen fand. Herr Baldus kam seinerseits zu uns, um die Luft der Gemeinschaft in unserer Karthause zu athmen, wo unser zwanzig Personen, Missionare, Studenten u. s. w. vereinigt waren. Wir haben dort fünf junge Leute, welche anfangen Latein zu lernen und zugleich mit andern auswärtigen Kindern das Chinesische zu studiren. In den chinesischen Schulen ist eine besondere Weise zu studiren. Die Schüler wiederholen, um einen Tisch herumsitzend, und aus allen ihren Kräften schreiend, von Morgen bis Abend, die Lektion, die ihnen von ihrem Lehrer bezeichnet worden ist, und sie hören nicht auf, sie abzusingen und wieder abzusingen, bis sie dieselbe so wissen, daß sie sie nicht wieder vergessen können. Sie sind an diese Weise so gewöhnt, daß Jeder, obgleich sie eine verschiedene Aufgabe haben, seinen Gesang fortsetzt, ohne von seinem Nachbarn gestört zu werden."

„Mein Aufenthalt unter den Mitbrüdern, deren Gesellschaft mir ebenso angenehm als nützlich war, war nicht von sehr langer Dauer. Ich trennte mich von ihnen gegen Mitte Juli und begab mich nach Ho-Nan, wo ich meine Studien bei zwei chinesischen Mitbrüdern, welche sich in dieser Provinz befanden fortsetzen sollte. Wegen der Hitze nöthigte Herr Rameaux mich, das Maulthier des Hauses zu nehmen. Nachdem wir am ersten Tage viele Berge, viele Felsen und Schluchten überstiegen hatten, kamen wir noch bis auf die Ebene. Obgleich mein ganzes Mittagsmahl ein Stück Brod war, welches ich mit Appetit an einer Quelle gegessen, that ich doch dem Abendessen bei der Ankunft in der Herberge wo wir schlafen sollten, wenig Ehre an. Darüber wurde der alte Großvater des

Hauses ernstlich böse und sagte mir, ich sei ein Geizhals; ein grosser Herr, der zu Pferde reise, dürfe seine Sapeken nicht beklagen um zwei Schüsseln Mien zu essen, eine Art von Streifen aus Weizenmehlteig mit Suppe zubereitet. Am andern Tage hielten wir gegen Mittag in Lao-Ho-Kheou an, einer Handelsstadt, einer der beträchtlichsten von Hou-Pe nach Han-Kheou. Ungeachtet der grossen Ausdehnung dieser beiden Städte, wovon die Erste mehr als zwei Meilen, und die Zweite sechs bis sieben Meilen in der Länge hat, geben ihnen die Chinesen nur den Namen Markt. Sie enthalten viele Reichthümer, grosse Magazine, schöne Kaufläden; die Strassen sind wie die unserer ersten Städte Frankreichs an Freudentagen geziert; denn man sieht in der ganzen Länge dieser Strassen, drüber und zu beiden Seiten eine prachtvolle Reihe von Schreinerwerk, schön bemalt und mit goldenen Buchstaben bedeckt, das als Schild dienet. Paris hat geräuschvollere Strassen, aber keine lebendigern und man wird in ihren Läden nicht mit mehr Höflichkeit und zuvorkommender empfangen noch mit mehr Feinheit bedient. In Lao-Ho-Kheou sind mehrere Christen, allein wir konnten sie nur auf den Barken besuchen, um nicht in die Hände zweier alter Abtrünniger zu fallen, welche unsere Todfeinde sind. Herr Rameaux wäre beinahe einmal von ihnen gefangen worden. Abends waren wir fern von da. Wir übernachteten in einer Herberge, wo wir die Nacht unter den Waffen zubringen mussten, denn wir hatten erfahren, daß man Lust habe, uns zu bestehlen. Wir nahmen demgemäß unsere Maßregeln und man stahl uns nur den Schlaf. Am vierten Tage waren meine Kouriere in grosser Angst, weil sie einige Personen bemerkt hatten, die sich an mich andrängten und sie hielten es für gut mich auf einem Wagen zu verbergen. Am selbigen Tage gegen Mitternacht kam ich in unserem Hause in Nan-Yang-Fou an, wo ich noch jetzt bin. Obgleich in diesem Hause Herr Clet gefangen worden ist, so bin ich doch dort in Ruhe und in vollkommener Sicherheit."

„So sind nun, mein theuerster Oheim, seit meiner Abreise aus Frankreich bis zu meiner Ankunft dahier, sechszehn Monate verflossen, während welcher ich beinahe fortwährend auf Reise bin und ungefähr achttausend Meilen zurückgelegt habe. Ich bin genug gelaufen, und begehre keine andere grosse Reise mehr zu machen als die, welche man weder zu Wasser noch zu Lande macht. Indessen werde ich doch die langen Spazirgänge im Innern dieses ungeheuern

China nicht vermeiden können. Es muß sein; wenn ich so weit hergekommen bin, so muß ich ohne Zweifel noch in dieser Rennbahn laufen; gebe Gott, daß ich so laufe, daß ich die unverwelkliche Krone erringe.[1])

„Es ist wohl Zeit, diesem langen Briefe ein Ende zu machen. Darum füge ich auch nichts mehr hinzu, als daß ich meine Person und mein Amt Ihren Gebeten und heiligen Opfern empfehle und Sie bitte, mich auch liebevollen Personen zu empfehlen und die Gesinnungen meines Herzens meinen Verwandten in Montauban und Herrn Gratacap und allen denen zu eröffnen, welche mich mit ihrem Andenken und ihrer Freundschaft beehren wollen."

„Ich bin für das Leben, mein theuerster Oheim, ihr ergebenster und hochachtungsvoller Neffe

J. G. Perboyre, apost. Miss.

Sechstes Kapitel.

Wirksamkeit des ehrwürdigen Perboyre in Ho-Nan.

Perboyre wurde von seinen Mitbrüdern, welche ihn in Frankreich gekannt hatten und seine Talente würdigen konnten, mit der grössten Freude empfangen. Herr Rameaux der vor einigen Jahren[1]) als apostolischer Vikar von Kiang-Si und Tsche-Kiang gestorben ist, war damals Oberer dieser Mission. Ueberzeugt, daß Perboyre besser geeignet sei, sie zu leiten, als er, bat er um die Erlaubniß, ihm seine Stelle abzutreten; allein seine Demuth konnte die seines neuen Mitarbeiters nicht überwinden; ungeachtet seiner wiederholten dringenden Bitten musste er das Amt des Obern über den versehen, den er als seinen Meister und Führer hätte betrachten mögen.

Perboyre konnte sich nicht unmittelbar an's Werk machen; er musste die Sprache studiren. Aber Dank seiner Beharrlichkeit konnte er bald an dem Heile seiner theuern Chinesen arbeiten. Da es nicht möglich gewesen ist, anderswoher umständliche Nachrichten über diesen

---

[1]) I. Petr. 5, 4.

[1]) Herr Rameaux starb als apostolischer Vikar von Tsche-Kiang und Kiang-Si zu Macao in China, am 14. Juli 1845.

Theil seines Lebens zu sammeln, so wird man uns gestatten, hier einige seiner Briefe die über Ho-Nan oder seine Arbeiten Einzelheiten angeben, mitzutheilen. Der Erste ist an einen Großvikar von Saint-Flour gerichtet.

„Ho-Nan den 16. August 1836.

„Mein Herr!

„Im Anfange des vorigen Jahrhunderts hatten wir in China sechs oder sieben unserer Mitbrüder, unter welchen Herr Appiani, Sekretär seiner Eminenz des Kardinals von Tournon, und Herr Müllener, der apostolische Vicar von Se-Tschuen war; sie waren als einfache Missionare der Propaganda dahin gekommen. Unsere Genossenschaft hat sich eigentlich erst dort festgesetzt, als ihr am Vorabende der französischen Revolution die Missionen der Jesuiten übertragen wurden. Die Missionare welche sie damals hinschickte, wurden zwischen Peking und den Provinzen getheilt; Hou-Pe erhielt deren vier: der Erste war Herr Aubin. Die apostolischen Vikare von Chen-Si und Se-Tschuen arbeiteten daran, daß er zum apostolischen Vikare von Hou-Kouang ernannt würde; aber als er sich nach Chen-Si begab, wurde er gefangen und verhört. Doppelt zufrieden, Gelegenheit gefunden zu haben, sowol der Würde auszuweichen, zu der man ihn erheben wollte, als die Marterkrone zu erlangen, gestand und erklärte er in aller Einfalt wer er wäre. Er wurde in die Gefängnisse der Hauptstadt dieser Provinz geführt, wo er ungefähr ein Jahr blieb. Der Kaiser Kien-Long, der die Europäer sehr liebte, und der ihm wahrscheinlich Gnade gewährt hätte, befahl, daß man ihn zu ihm schicke; aber die Mandarinen wollten sich seiner lieber auf eine andere Weise entledigen und liessen ihn vergiften. Herr Clet wurde nach einer langen apostolischen Laufbahn im Jahre 1820 gemartert. Die Christen und die chinesischen Priester welche unter ihm gearbeitet haben, sprechen noch mit grosser Verehrung von ihm; was ich von seinem Briefwechsel gesehen habe, zeigt, daß er das Orakel seiner Mitbrüder war. Die Revolution, welche unsere Genossenschaft mit so vielen andern Anstalten hatte verschwinden lassen, verursachte unglücklicherweise eine Lücke in der Sendung von Missionaren, eine gar traurige Lücke, die es aber noch weit mehr gewesen sein würde, wenn sie nicht zum Theile durch eine gewisse Anzahl guter eingeborener Priester ausgefüllt worden wäre, welche in Peking gebildet worden waren. Zwei von diesen Priestern

wurden in die Verbannung geschickt; Einer von ihnen ist noch dort. Herr Lamiot wurde beim Tode des Herrn Clet überwiesen, daß er mit ihm in Verbindung gestanden hatte und wurde vom Hofe und aus dem Reiche verbannt. Er übertrug sein chinesisches Seminar nach Macao, wo er neue Missionare heranbilden konnte, indem er zugleich die im Innern leitete. Als endlich der Herr die Familie des heiligen Vincenz in Frankreich wieder hergestellt und in Stand gesetzt hatte, alle ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen, eilte sie den Chinesen von Neuem zu Hülfe. Herr Torrette kam zwei Jahre vor dem Tode des Herrn Lamiot an, um seine Nachfolge aufzunehmen und seine Ueberlieferungen zu sammeln. Mein Bruder folgte ihm zunächst, aber er hat ihn nicht erreichen können. Darauf sind die Herren Larribe und Rameaux, Mouly und Danicourt, Baldus und dann Ihr Diener mit zwei andern Missionaren gekommen. Im Augenblicke wo ich die Ehre habe, Ihnen zu schreiben, müssen einige andere sich uns schon genähert haben. Zwei unserer portugiesischen Mitbrüder sind in Kiang-Nan, an der Spitze eines zahlreichen eingeborenen Klerus. Vor fünf oder sechs Jahren verloren wir in dieser Provinz Herrn Miranda, der dort als Opfer der ungesunden Luft starb. Herr Castro, der bald nachher dort beinahe dasselbe Schicksal erfahren, ist jetzt in der Provinz Chantong. Die Christengemeinden von Kiang-Si welche früher den Missionaren verschiedener Orden anvertraut waren und die wegen der schlimmen Zeiten sich zum Theil verlassen fanden, haben neues Leben gewonnen, seit sie unter dem Hirtenstabe des Herrn Larribe vereinigt sind. Hou-Pe war durch die Verfolgung verödet und durch Unglücksfälle aller Art geprüft. Herr Rameaux erschien in ihrer Mitte als ein tröstender Engel; durch seinen apostolischen Eifer ist es ihm gelungen, die alten Breschen wieder auszufüllen und die noch blutenden Wunden zu heilen. Ihr Landsmann, Herr Baldus, der ihm zugesellt wurde, zeigte sich ebenfalls als ein kräftiger Kämpfer vom Beginne seiner Laufbahn an. Zehn Monate waren seit seiner Ankunft noch nicht verflossen, da hatte er schon wenigstens dreihundert Meilen durchzogen indem er Missionen abhielt, zehn tausend Beichten gehört und ein und dreissig Erwachsene getauft."

„Sie wissen, mein Herr, daß die Missionare in der Mission von Peking eine ganz verschiedene Stellung haben von der, welche sie früher einnahmen. Obgleich sie damals in Peking nur als

gelehrte Europäer zugelassen wurden, die berufen wurden, ihm eine Akademie der Wissenschaften und Künste zu bilden, so konnten sie von diesem Titel begünstigt, im Schose der Hauptstadt alle Verrichtungen des Missionars ausüben, ein Seminar leiten, fortwährend in ihrer Kirche die Religion lehren, in ihren Häusern jährlich mehr als zweihundert Personen zu den geistlichen Uebungen aufnehmen, Katecheten bilden, täglich den chinesischen Priestern die Gewissensfälle während der zwei Ferienmonate erklären, die sie von der Mission zurückkehrend, bei ihnen zubrachten, die Christen in den verschiedenen Theilen der Stadt besorgen, von wo sie trotz des kaiserlichen Verbotes heimlich zu entwischen wussten, um auf dem Lande Mission zu halten, u. s. w. „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen.“ [1]) Das Haus von wo diese guten Werke ausgingen, wird jetzt von einem Mandarin bewohnt, der auf der Stelle der Kirche einen Schauspielsaal hat errichten lassen. Der Bischof von Nanking, der die Erlaubniß erhielt, den Rest seiner Tage in Peking zuzubringen, hat nicht aufgehört, die Seele der chinesischen Priester der Umgegend zu sein und im Geheimen einen Briefwechsel mit den Missionaren der vier Provinzen, die er verwaltet, zu unterhalten; er bewahrt noch die portugiesische Kirche, wo er ungeachtet seiner Kränklichkeit und seines hohen Alters regelmässig an den Vorabenden der Fest- und Sonntage Beichte hört. Was Herrn Mouly, den Obern der französischen Mission betrifft, so bleibt er in China unter derselben Bedingung wie seine Mitbrüder, d. h. er führt das öffentliche Leben nur vermittels des verborgenen. Unsere Genossenschaft ist beauftragt die Missionen von sieben Provinzen zu versehen, welche den östlichen Theil China's umfassen; sie hat in Allen europäische Missionare, Franzosen oder Portugiesen. Da die Vorsehung jetzt Hülfsquellen zuführt, welche sie nie gehabt hat, so wird sie vor und nach den verschiedenen Bedürfnissen ihrer Missionen abhelfen und sich bemühen, mehr und mehr ihr Besstes und ihr Gedeihen zu fördern.“

„Die zehn andern Provinzen werden besorgt, eine von den spanischen Dominikanern, vier von den Missionaren der Propaganda, welche gewöhnlich italienische Franziskaner sind; drei von den Herrn aus dem Seminar der auswärtigen Missionen; zwei, Kan-Tong und Kouang-Si, wo die Europäer sich nicht verbergen könnten, von

---

[1]) Job 1, 21.

chinesischen Priestern unter der Abhängigkeit vom Bischofe von Macao. In dieser letztern Stadt wohnen die Prokuratoren dieser verschiedenen Missionen; jede derselben hat ein chinesisches Seminar; die der Propaganda in Neapel; die der Herrn der auswärtigen Missionen in Pi-Nang; die der Dominikaner in Manilla; unsere französische und portugiesische Mission in Macao. Für den Augenblick haben bloß die Provinzen Nanking, Se-Tschuen, Fo-Kien und Chen-Si welche die meisten Christen enthalten, Bischöfe oder apostolische Vikare, die zugleich Verwalter der andern Provinzen sind, mit Ausnahme der zwei, die unter der Jurisdiktion des Kapitularvikars von Macao stehen, dessen Sitz seit mehreren Jahren erledigt ist. In ganz China sind beinahe achtzig eingeborne und ungefähr vierzig europäische Priester, wovon mehr als drei Viertel seit zehn Jahren eingetreten sind. Seit dieser Zeit sind nur zwei oder drei gestorben. Sie sehen, mein Herr, daß der Hausvater in einer ziemlich kurzen Zeit eine gute Anzahl Arbeiter in seinen Weinberg gesandt hat. Was die Zahl der Christen China's betrifft, so scheint es nicht, daß sie sich über zweimal hundert und zwanzig tausend erhebt, wenn sie selbst diese Ziffer erreicht. Ueber die ganze Oberfläche des Reiches zerstreut, sind sie unter der Menge der Heiden wie einige kleine Fischlein im Meere. Da man die Gesammtzahl der Chinesen auf dreihundert Millionen schätzt, so findet man auf dreizehn oder vierzehn hundert bloß einen Christen. Wann wird dieser wenige Sauerteig diese ungeheure Masse durchdrungen haben? Das ist das Geheimniß dessen, der die Zeit in seiner Gewalt hat; uns ist es bloß gegeben, mit unsern geringen Kräften an diesem grossen Werke mitzuarbeiten: „Es ist nicht eure Sache, die Zeiten oder Augenblicke zu wissen, welche der Vater in seiner Gewalt festgesetzt hat, sondern ihr sollt mir Zeugniß geben bis zu den Enden der Erde." [1]) Jedoch lässt er zum Theile die Erfüllung dieses Werkes von der Zahl, der Heiligkeit und dem Eifer der Missionare abhangen. Möchte er uns also vervielfältigen, uns heiligen und mit seinem Geiste erfüllen! Die Bekehrung China's hängt auch von den Gebeten ab, welche die Christen Europa's für dieselbe verrichten. „Betet für einander, damit ihr gerettet werdet, denn viel vermag das beharrliche Gebet des Gerechten." [2])

---

[1]) Apostelgesch. 1, 7. 8.

[2]) Jak. 5, 16.

Wenn Sie also von allen Seiten mehr und mehr verdoppelte, mehr und mehr glühende Gebete sich zum Himmel erheben sehen, so können Sie aus der Ferne besser als wir in der Nähe beurtheilen, ob das Reich Gottes für diese grosse Nation nahe ist. Welch ein Trost für die Kirche, wenn sie in ihren Schos ein so bedeutendes ganzes Volk, ein so interessantes Volk wie das chinesische eintreten sähe! Wenn aber alle ihre Kinder sich vereinigen und dem Vater der Barmherzigkeit Gewalt anthun, so werden sie früh oder spät dieses grosse Wunder erhalten, trotz der Hindernisse, die es unmöglich zu machen scheinen. Die Mitglieder des Vereines zur Verbreitung des Glaubens haben sehr glücklich diese edle Aufgabe übernommen; möchten alle ihre Brüder in Jesus Christus sich mit demselben Eifer für die Sache unseres himmlischen Königs entflammen, sich in dieselbe geistliche Kriegerschaar einschreiben und sich mit den Waffen des Gebetes versehen und mit der Zerstörung des Reiches des Satans fortfahren! Sie haben mir empfohlen, Herr Generalvikar, dafür zu beten, daß Sie diesem schönen Vereine nützlich sein könnten; er gibt Ihnen ohne Zweifel selbst das Zeugniß, daß dieser Wunsch schon lange erhört ist, und er kann hoffen, daß er es noch für lange Zeit sein wird, wenn Gott die annimmt, die ich für Ihre Erhaltung und das Gedeihen eines Werkes, das sichtbar das Seinige ist, an ihn richte."

„Ein tiefer Friede herrscht im ganzen chinesischen Reiche: aber eine unzählige Armee von Heuschrecken hat es beinahe ganz überzogen. Man kann sich die wunderbare Menge nicht vorstellen, welche die Oberfläche des Bodens gleichsam verbirgt. Obgleich sie sich beeilen, den Wanderern Platz zu machen, so kann man kaum einen Fuß voransetzen, ohne sie zu zertreten und man muß sich oft schütteln, um sie von den Schultern abzubringen; sie bedecken die Bäume und bekleiden die Mauern wo sie laufen, indem sie nichts mehr zu fressen finden; die Erde ist ganz grünlich von ihren Exkrementen; es ist unglaublich, wenn man es nicht gesehen hat; es bleibt keine Spur mehr von allen Kräutern die ihrem Geschmacke zusagen; sie haben selbst die Bambusblätter verzehrt, welche dem Winter sogar widerstehen. Die meisten sind klein; aber es gibt auch grosse mit langen Flügeln; wenn sie fliegen, so sollte man sagen, Schneeflocken erfüllten die Luft; es ist wahrlich eine schreckliche Plage. Man sieht Familien, welche weinend von den Feldern zurückkommen, weil Alles weggenommen ist. Man beeilt sich, den Mais und wie man sagt,

selbst den ganz grünen Reis zu pflücken und man gibt ihn lieber dem Vieh, als daß man ihn diesen verwüstenden Insekten zum Raube überlässt. Eine Bohnenart welche eine sehr beträchtliche Aerndte in China gibt, muß für dieses Jahr nothwendig verloren sein. Der Kaiser beklagt in seinem Schreiben an die Mandarinen in sehr kräftiger Weise das Unglück, welches auf dem Volke lastet; er befiehlt ihnen unter Strafe der Amtsentsetzung in Zeit von vierzig Tagen diese unvernichtbaren Feinde zu vernichten. Man geht auf die Felder, wie man zu einem Brande läuft; man schreit, man macht mit Maschinen Lärm, man schlägt todt, was man kann, und mehrere Personen neben einander treiben eine Wolke Heuschrecken vor sich her bis ausserhalb ihres Eigenthums indem sie sich um das des Nachbarn wenig kümmern; das ist die tägliche Beschäftigung, das tägliche Gerede. Als der Kaiser den Mandarinen schrieb, waren bloß zwei Provinzen nicht befallen. Die Chinesen werden wie die Aegyptier gezüchtigt, aber warum können sie nicht sagen wie es sich gebührt: Das ist der Finger Gottes?[1])

Kurze Zeit nachher gab Perboyre einem Missionar Nachricht von sich, der früher Oberer des höhern Seminars von Saint-Flour gewesen und damals Assistent der Genossenschaft war. Sein Brief bietet, abgesehen von dem Geiste des Glaubens und der lebendigen Frömmigkeit der sich darin ausspricht, dadurch ein ganz besonderes Interesse, daß er den Ursprung seines Berufes für China mittheilt.

Ho-Nan, den 18. August 1836.

„Mein Herr und hochgeehrter Mitbruder!

„Ich würde mich einer grossen Genugthuung berauben und Ihnen selbst vielleicht Kummer verursachen, wenn ich Ihnen nach meiner Ankunft in China nicht ein kleines Lebenszeichen gäbe. Ich würde beinahe selbst glauben, Ihnen ungehorsam zu sein, so sehr haben Sie mir empfohlen, Ihnen zu schreiben. Dafür fange ich aber auch damit an, daß ich Ihnen sage, wie ich nicht weniger auf Ihre Briefe gebe, als Sie auf die meinigen; ich hoffe, daß Sie mich mit einigen beglücken werden. Wie entfernt ich auch von Ihnen bin, so bin ich Ihnen doch oft in Gedanken nahe, indem ich mir das gerne ins Gedächtniß zurückrufe was Sie für mich

---

[1]) Exod. 8, 19.

gethan haben und mir vorstelle was Sie noch für mich thun. Ihre Liebe ist mir so bekannt, daß ich darauf rechne, sie wird mich nicht verlassen."

„..... Sie sehen mich in eine neue Laufbahn geworfen; ich habe Gründe zu glauben, daß es die ist, welche der liebe Gott mir zurückzulegen bestimmte; diese zeigte er mir von ferne, als er mich zum geistlichen Stande berief; um diese bat ich ihn inständig in einer neuntägigen Andacht, die ich vor fast zwanzig Jahren zu Ehren des heiligen Franziskus Xaverius hielt, und der Gedanke daran ist seither oft gekommen, um mir Gewissensbisse zu machen oder meine Hoffnung wieder zu beleben, denn es schien mir, daß ich erhört worden sei; diese Laufbahn hatte ich immer mehr oder weniger vor Augen; diese hat sich wie von selbst vor mir eröffnet, da der Augenblick der Vorsehung gekommen war. Es ist wahr, daß sowol Sie wie meine andern Seelenführer mir von meinem Vorhaben jedesmal abriethen, wenn ich davon sprach. Der Hauptgrund aber, den Sie vorschoben, war der Mangel an Gesundheit, und die Erfahrung hat gezeigt, daß er weniger begründet war, als man voraussetzte, und ich gestehe Ihnen, daß er mir gar schwach erschien, als ich Schiffe sah, welche, aus gebrechlichen Stoffen gebaut, mehreremale kleinlicher Interessen dieses Lebens wegen die Reise um die Welt gemacht hatten. Ich wurde bei dem Gedanken von Schrecken ergriffen, daß sie am Tage des Gerichtes mir eine Veranlassung zur Verwerfung sein würden."

„Ich bin glücklich an meinem Bestimmungsorte angelangt. Danken Sie, mein Herr und theuerster Mitbruder, Gott für den Schutz den er mir in Ansehung Ihrer Gebete und derer welche Sie mir erlangt haben, gewährt hat. Er hat mich ihre besondere Wirkung auf meinen langen Reisen fühlen lassen, auf welchen ich ebenso die unerschöpflichen Schätze seiner Vorsehung wie die unzähligen Gaben bewundern konnte, welche er über alle Geschöpfe ausgiesst. „Herr, unser Gott, wie bewunderungswürdig ist dein Name auf der ganzen Erde!"[1]) ... Von Sonnenaufgang bis zum Untergang ist der Name Gottes alles Lobes würdig."[2]) Wie man überall erquickt wird durch den Anblick, erhellt durch die Stralen, erwärmt durch die Hitze einer und derselben Sonne, so

---

[1]) Psalm 8, 8.
[2]) Psalm 112, 3.

findet man sich auch überall in der Gegenwart desselben himmlischen Vaters wieder, unter der Wirksamkeit seiner Allmacht, unter der Leitung seiner höchsten Weisheit, unter dem Einflusse seiner Güte oder unter dem Gewichte seiner Gerechtigkeit; überall sieht man sein unendliches Leben alle Wesen beleben, die übereinstimmend uns zurufen: „Kommet, lasset uns den Gott anbeten, durch welchen alle Geschöpfe leben."[1]) Je mehr man die Erde durchläuft, desto mehr wird man von der Wahrheit der Worte überzeugt: „Die Erde ist voll der Barmherzigkeit des Herrn,"[2]) aber man ist es auch mehr von der Wahrheit der andern: „Die Erde ist bedeckt mit Verwüstung."[3]) Ja, wohin man sich auch wenden mag, so findet man sie angesteckt von Lastern und besudelt mit Ungerechtigkeit. Es gibt Heilige welche vor Schmerz gestorben sind, da sie sahen, daß Gott von den Menschen so beleidigt wurde. Das kann erstaunlich scheinen, aber wirklich ist es noch weit erstaunlicher, daß das nicht der Tod aller Priester ist, die eingesetzt sind, die Erde von dem verfluchten Gifte der Sünde zu reinigen."

„Herr Baldus der Ihnen schreibt, wird nicht verfehlen, Ihnen Nachrichten mitzutheilen, die im Stande sind, Sie für unsere Missionen zu interessiren. Er kann Ihnen erzählen über den Erfolg seiner Arbeiten, die Ausflüge welche er gemacht hat, die Christengemeinden die er besucht hat, die Beichten die er gehört hat, die Zahl der Erwachsenen die er getauft hat, die Bekehrungen die er bewirkt hat, die Mißbräuche die er abgestellt hat, mit einem Worte, die geistlichen Früchte aller Art die er hervorgebracht hat. Aber ich, der ich kaum die Hand an den Pflug lege, was kann ich Ihnen sagen? nichts, als daß ich in Zukunft denen zugesellt bin, von denen geschrieben steht: „Sie gingen und weinten, indem sie ihren Samen streuten."[4]) Ich weiß nicht, ob es ein Vorgefühl einer schlechten Aerndte ist, aber ich bin sehr erschreckt durch die Worte: „Der Mensch ärndtet nur was er gesäet hat."[5]) Doch wollte ich wol einige Aehren nachlesen um sie an die Seite der grossen Garben meiner Mitbrüder in die Scheune des Hausvaters zu legen,

---

[1]) Invitatorium ad Matutinum Officii Defunct.
[2]) Psalm 32, 5.
[3]) Jerem. 12, 11.
[4]) Psalm. 125, 6.
[5]) Galat. 6, 8.

um einen kleinen Theil an ihrer Belohnung zu erhalten. Ich bitte Sie, mein Herr, mir dieses durch Ihre Gebete zu erlangen in die ich mich nicht genug befehlen kann."

Um das Versprechen zu lösen, welches er einem ausgezeichneten Priester des Klerus von St. Eustachius in Paris, Herrn Lacarrière, der jetzt Bischof ist, gemacht hatte, richtete der fromme Missionar an ihn folgenden Brief:

„Ho-Nan, den 22. August 1837.

„Mein Herr!

„Bei meiner Abreise von Paris haben Sie mir den Beistand Ihres frommen Gebetes unter der Bedingung versprochen, daß ich Ihnen aus China ein Briefchen schreibe. Dieser Vertrag war zu günstig für mich, als daß ich nicht darauf gehalten, ihn abzuschliessen und ihn ausgeführt zu sehen. Ihre Liebe hat Sie angetrieben, täglich Ihre Verbindlichkeit zu erfüllen; die Gerechtigkeit verlangt, daß ich gegenwärtig die meinige erfülle."

„Wenn Sie Gelegenheit gehabt haben, meinen Bruder oder Einen meiner Mitbrüder zu sehen, so haben Sie schon lange meine glückliche Ankunft in Macao erfahren können. Nach einem Aufenthalte von vier Monaten bin ich von da abgereist, um in das Innere China's auf Mission zu gehen... Mit der Gnade Gottes ist mir kein widriger Zufall auf allen meinen Reisen zugestossen. Ich hoffe, mein Herr, daß Sie in Ihren Gebeten und heiligen Opfern, von welchen ich immer einen Theil zu erhalten erwarte, dem Herrn für mich danken werden für den Schutz, den er mir bis hieher erwiesen und ihn bitten, ihn mir gütigst auch in Zukunft fortzugewähren, damit ich das Glück habe, ein wenig zu seiner Ehre beizutragen, indem ich mein Heil wirke und an dem des Nächsten mitwirke. Ich befinde mich jetzt in der Gesellschaft zweier chinesischer Priester, die mich ihre Sprache lehren, deren Geist ganz verschieden von dem der europäischen Sprachen ist und deren Studium mir jetzt weit mehr, als anfangs gefällt; sie ist wahrlich sehr schön, wenn Jemand sie gut spricht. Obgleich voll Hauchlauten, ist sie doch sehr weich. Alle ihre Worte sind einsilbig. Ihre zahlreichen Doppellauter machen sie harmonisch und fünf Töne, welche die Aussprache mit ihrem verschiedenen Klange ändern, machen sie musikalisch.[1]) Für die Chinesen ist

---

[1]) Eine der Hauptschwierigkeiten der chinesischen Sprache für den Ausländer

das Lesen oder Hersagen Gesang. Wenn Herr d'Ortigues unsere Christen hätte beten hören, so zweifle ich nicht, daß er seinen Balkon der Oper mit einem neuen religiösen Stücke über die Vokalmusik der chinesischen Christen bereichert hätte. Die Schriftzeichen sind beinahe unzählich und es ist sehr schwer, daß ein Mensch sie alle kenne. Doch mit Muth und einer gewissen Methode kann man ihrer in gar kurzer Zeit viele lernen. Die Missionare, welche keine Zeit haben, Gelehrte zu werden, kennen gewöhnlich genug davon, um die religiösen Bücher zu verstehen. Sie bemühen sich mehr darum, sprechen zu lernen, was in der That nothwendiger ist. Es sind in China beinahe vierzig europäische und ungefähr achtzig chinesische Priester. Diese Zahl der Arbeiter ist noch nicht hinreichend, bloß die Christen zu besorgen, die jedoch mitten unter dieser unzählbaren chinesischen Bevölkerung, die dem Teufel dient, nur wie die seltnen Aehren erscheinen, welche der Sichel des Schnitters entgehen. In den verschiedenen Provinzen bekehren sich von Zeit zu Zeit Heiden, aber das ist nur ein unmerklicher Punkt in einer so grossen Masse. Wir müssen hoffen, daß Gott, dessen Gerichte undurchdringlich sind, diese grosse Nation einst in den Schos seiner Kirche eintreten lassen wird. Das Leben der Missionare in China ist ganz apostolisch; er verläuft unter Beschwerden und Gefahren; drei Viertel des Jahres durchlaufen sie weite Bezirke zur Leitung der Christengemeinden, predigen und spenden alle Sakramente u. s. w.; sie leben kümmerlich in einem Lande, wo der Reiche wie anderswo prächtige Mahlzeiten hält, wo aber der Arme nicht immer ein wenig Reis zu seiner Nahrung hat. . ."

„Ich bitte Sie, mein Herr, fahren Sie fort, meiner vor dem Herrn zu gedenken und glauben Sie mir, daß ich bin in ihm, u. s. w."

Der folgende Brief, den er aus China an seinen Vater schrieb, trägt das Gepräge einer Einfalt, die ihn mit Vergnügen lesen lässt; man bemerkt darin besonders den Lieblingsgedanken, der ihn beherrschte, sein Leben für die Sache der Religion zu opfern.

---

besteht darin, daß jeder dieser fünf Töne einem und demselben Worte oft eine andere Bedeutung gibt, so daß man sich ausser dem betreffenden Worte auch jedesmal noch den Ton zu merken hat, um nicht unverständlich oder zweideutig zu werden.

„In China den 22. August 1836.

„Mein theuerster Vater!

„Seit lange schon wissen Sie daß ich in guter Gesundheit in Macao angekommen bin. Ich habe zwei Monate auf einer neuen Seereise und fünf Monate auf der Landreise zugebracht. Der liebe Gott hat mich immer sehr beschützt und ich bin an meinem Bestimmungsorte angelangt, ohne daß mir irgend ein Zufall begegnet ist. In diesem Lande sind die Missionare wie die Chinesen gekleidet, und nur die Christen wissen, woher wir sind, denn es ist den Fremden nicht erlaubt, in dieses Reich, das vielleicht zehnmal so groß wie Frankreich ist, einzudringen. Ich bin durch viele grosse Städte gekommen, ich habe Strassen durchzogen, die viel länger, viel belebter, mit mehr Läden versehen waren als die grosse Strasse von Cahors und ich bin nie als Fremder erkannt worden, oder man hat mir wenigstens nichts gesagt. Mit einigen Vorsichtsmaßregeln können die Missionare in China sich aufhalten, gehen und kommen, ihr Amt verwalten, ohne zu viel Gefahr zu laufen, gefangen zu werden. Wir können in diesem Lande wie in einem andern leben; in einem Theile China's gibt es Getreide und in dem andern dient der Reis als Brod; es ist kein Wein von Trauben da, sondern andere Getränke, die Gemüse fehlen nicht. Die Chinesen im Allgemeinen sind sehr sanft und gute Kinder. Wir haben Beschwerden und einige Leiden zu ertragen, aber deren gibt es überall; und dann muß man ja auch den Himmel im Schweisse seines Angesichtes verdienen. Wenn wir den Martertod zu leiden hätten, das wäre eine grosse Gnade, welche der liebe Gott uns erzeigte; das ist etwas was man verlangen und nicht fürchten muß. So, meine theuern Aeltern, habet keine andere Sorge um mich als die, zu beten, daß ich mich rette und daß ich beitrage, Andere zu retten. In China sind nicht bloß französische, sondern auch italienische, spanische und portugiesische Missionare, und auch eine gute Anzahl chinesischer Priester. Es sind unvergleichlich mehr Heiden als Christen dort. Sie müssen um ihre Bekehrung beten. Jedes Jahr bekehren sich ihrer eine gute Zahl. Wir müssen hoffen, daß sie vor und nach unsere heilige Religion ergreifen . . ."

Man sieht aus diesem Briefe, daß Perboyre ein grosses Verlangen hatte, sein Blut für den Glauben zu vergiessen; aber er wäre beinahe in seiner Erwartung getäuscht worden. Kurze Zeit

nach seiner Ankunft an dem Orte seiner Residenz wurde er von einer schweren Krankheit befallen, die ihn an die Pforte des Grabes brachte. Man fand es gerathen, ihm die Sterbesakramente zu reichen; nichtsdestoweniger war er nach drei Monaten beinahe hergestellt; er gab sich wieder an das Studium der chinesischen Sprache und obwol er noch schwach war, unternahm er seine erste Mission mit einem chinesischen Priester, der ihn unterstützte. Die Christen, denen er das Evangelium predigen sollte, lebten seit langer Zeit in schlechter Verfassung und die Meisten weigerten sich bei einem andern chinesischen Missionar, der in ihrer Nähe war, ihre jährliche Pflicht zu erfüllen. Aber sie widerstanden dem Eifer Perboyre's und des andern Missionars, der mit ihm arbeitete, nicht. Nach dieser ersten Mission warf Perboyre sich ganz auf die evangelische Laufbahn. Wir wollen ihn selbst uns einige Einzelheiten über seine Arbeiten und Beschwerden geben lassen in dem Briefe, den er an den Direktor des innern Seminars der Genossenschaft schrieb.

„Ho-Nan den 25. September 1837.

„Mein Herr und theuerster Mitbruder!

„Verflossenen Juli habe ich Ihren theuren Brief vom 29. Februar 1836 erhalten. Er war mir sehr willkommen, um so mehr da ich dieses Jahr nicht den Vortheil gehabt habe, andere Briefe von meinen Mitbrüdern aus Frankreich zu erhalten. Ich danke Ihnen für die Neuigkeiten, die Sie die Güte hatten, mir mitzutheilen. Indem Sie mir von den Segnungen sprachen welche es dem Herrn gefällt mehr und mehr über das innere Seminar in Paris und über unsere Genossenschaft zu ergiessen, haben Sie ganz genau auf den empfindlichsten Punkt meines Herzens gezielt. Sie verlangen, theurer Mitbruder, Ihrerseits Briefe von mir zu lesen. Wenn ich Ihrer Erwartung nicht vollkommen entsprechen kann, so will ich Ihnen wenigstens eine Probe meines guten Willens geben. Ich habe Ihnen nichts Ausserordentliches zu erzählen. Alles was ich thun kann, ist, daß ich Ihnen ganz schlicht sage, welches meine Lage gewesen ist, seit ich in China bin. Ich verspreche Ihnen also nur kleine Einzelheiten über Kleinigkeiten, was in der That nicht soviel werth ist als Ihre liebenswürdigen Plaudereien in der Erholung."

„Seit vierzehn Monaten bin ich in Ho-Nan. Diese Zeit habe ich zum Theil in der Residenz, zum Theil in Mission zugebracht. Ich sage Ihnen nichts von einer dreimonatlichen Krankheit,

die ich bald nach meiner Ankunft durchmachte. Sie haben sich nur eine lange Kränklichkeit vorzustellen, worin die Arznei keine Rolle spielt. Sobald ich meine Kräfte wiedergewonnen hatte, unternahm ich mit einem jungen chinesischen Mitbruder die Besorgung unserer Christen des Ho-Nan. Wir mussten mehr als dreihundert Meilen machen und die Provinz in ihrer ganzen Länge und Breite durchziehen, um ungefähr fünfzehn hundert Christen, die in wol zwanzig Gemeinden getheilt sind zu besuchen. Dieser Besuch dauerte ein halbes Jahr. Damit Sie sich besser eine Idee davon machen können, will ich ihn mit Ihnen wieder durchmachen. Nehmen wir den Ort unserer Residenz und unsern Ausgangspunkt in der Diöcese Cahors an; halten wir dort zuerst einige Missionen, halten dann andere in den Diöcesen Alby, Puy, Autun, Orleans, Versailles und Amiens. Das ist ungefähr das Bild der Lage und der entsprechenden Entfernungen der Bezirke, welche wir durchlaufen haben. Wie Sie wol denken, geschieht das nicht ohne einige Beschwerden. Wir sind zuweilen zu Fuß, meistens auf Wagen ohne Federn gereist, auf Wegen wie sie nur sein können, für welche weder die Regierung noch die Einzelnen Sorge tragen. Gewöhnlich reisten wir Nachts von den Christen ab und kamen Nachts bei ihnen an, wo dann der Bart ganz weiß war von Reif und dem Wintermorgen, das Gesicht von der Sonne verbrannt, die Ohren, der Hals und die Stirne geschält von der Sommerhitze. Ich will Ihnen kein Gemälde von der Lebensweise in den meisten Herbergen China's entwerfen, da es nicht vollständig sein kann, ohne widerlich zu werden. Ich sage bloß, wenn man gierig ist nach Entbehrungen und Abtödtungen, dort ist Gelegenheit, heilige Schätze zu sammeln. Uebrigens, obgleich das besste Bett welches man dort findet, eine auf der Erde oder auf einem kleinen Gestell ausgebreitete Matte ist, schläft man doch gerne darauf und ruht von den Beschwerden des Tages darauf aus. Bei der Ankunft in den Herbergen sind wir zuweilen bald von einem Polizeibeamten, der uns ein Verhör bestehen und unsere Namen einschreiben ließ, bald von Gerichtsbeamten belästigt worden, die uns zwangen, ihnen unser Lager abzutreten und anderswo Gastfreundschaft zu suchen. Daß man die Rolle eines Einheimischen auf allen Reisen zu spielen hat, ist nicht die kleinste Unbequemlichkeit für den europäischen Missionar. Er hält sich selbst im Rückhalt, um sich nicht zu verrathen, und lässt die Christen, welche ihn begleiten, reden und handeln, die ungeachtet der Vorsichtsmaßregeln welche ihre Klug-

heit oder ihre Furchtsamkeit sie nehmen lässt, zuweilen sehr grosse Unruhe empfinden, während der Missionar in seinem Innern eine Weite und Freiheit des Herzens fühlt, welche ihn über Alles hinaushebt und ihn mitten in Gefahren mit Freude erfüllet. Urtheilen Sie aus folgendem Zuge eine wie verdienstliche Handlung das Geleite eines Europäers, wie schwierig und gefährlich es in den Augen gewisser Personen ist. Einer der gewandtesten Christen des Landes, dessen Dienste ich noch nicht in Anspruch genommen hatte, machte, um die Heilung seines Sohnes zu erlangen, der von einer schweren Krankheit befallen war, das Gelübde, einen europäischen Missionar zu begleiten. Ich gab ihm Gelegenheit, sein Gelübde zu erfüllen, indem ich ihn bat, mich auf einer achttägigen Reise zu begleiten, die wir sehr glücklich vollbrachten. Aber er war nicht so glücklich bei der Rückkehr nach Hause, denn er wurde auf Befehl eines Mandarins mit seinem Wagen zu einer Frohne aufgefordert, die ihn zu einem Umwege von mehr als hundert Meilen nöthigte. Auf meiner längsten Reise, welche eilf Tage dauerte, haben wir keinen andern Zufall gehabt, als daß wir ins Wasser umgeworfen wurden, d. h. auf den Weg der durch einen stürmischen Regen in einen Bach umgewandelt war. Wir wurden mit unserm Gepäck ganz durchnässt und einer der Führer bekam ein blaues Auge, was ohne schlimme Folgen blieb. Da Ho-Nan nur im nördlichen Theile Gebirge hat, so geschahen beinahe alle unsere Reisen auf der Ebene. In der beträchtlichen Zahl von Städten die ich durchzogen, habe ich keine grossen Merkwürdigkeiten gefunden; im Allgemeinen haben sie nur zwei ein wenig gangbare Strassen. Ich habe indessen einen berühmten Marktflecken gesehen, dessen gekreuzte und gradlinige Strasse mir die von Carcassonne (die niedere Stadt) ins Gedächtniß riefen. Diese Provinz treibt vielleicht weniger Handel als mehrere andere; die Strassen sind dennoch voll Menschen, welche Waaren von einer Stadt oder einem Markte zum andern auf Schiebkarren führen, auf welche sie ein Segel setzen, wenn der Wind günstig ist. Man begegnet dort oft langen Reihen von Kameelen, Eseln und Maulthieren welche Waaren aus den verschiedenen Provinzen ein- und ausführen. Einige Flüsse sind ebenfalls mit Barken bedeckt. Der gelbe Fluß, über den ich zweimal gesetzt bin, ist wegen seiner reissenden Gewässer nicht schiffbar. Beim Uebersetzen über diesen Fluß auf einer grossen Barke sind die Reisenden der Raubsucht einer Spitzbubenbande ausgesetzt, welche sie führen. Ebenso ist es an

einigen andern Orten beim Uebersetzen über kleine Ströme, über welche schwimmende Männer mit Pferd und Karren, ebenfalls schwimmend übersetzen. Die grossen chinesischen Flüsse haben keine Brücken; bloß in Kiang-Si habe ich Einige auf einem Dutzend Nachen gesehen."

„Die Reisen gehören sicherlich zu der Lebensweise derer, welche die apostolische Laufbahn betreten; doch sind sie nur der zufällige Theil und ich habe Ihnen vielleicht zu lange darüber geredet. Ich erbitte mir mein theurer Mitbruder, noch einen Augenblick Ihre unzerstörbare Geduld, um Sie ein wenig von der Hauptsache zu unterhalten. Es ist unnütz, Ihnen alle Beschäftigungen im Einzelnen anzugeben, die von der Ausübung des heiligen Amtes untrennbar sind. Bloß ein Wort über das was bei unserer Art es zu verwalten, eigenthümlicher ist. Ich habe Ihnen oben von einem chinesischen Mitbruder gesprochen; ich habe bis jetzt mit ihm alle meine Feldzüge gemacht. Da er in diesem Lande geboren ist und schon Mission gehalten hat, so musste er mir eine grosse Unterstützung auf einem für mich so neuen Felde sein. Da ich ihm in der Ausführung den grössten Theil der Arbeiten aufgebürdet habe, so muß ich auch um gerecht zu sein, ihm das Verdienst im Verhältniß zuschreiben. Er hat seine Aufgabe mit einem Eifer erfüllt, der sich nie, selbst in den beschwerlichsten Dingen nicht verläugnet hat, wie zweimal am Tage predigen, denen besondere Unterweisungen und Ermahnungen geben, welche sie nöthig hatten; der Unwissenheit und den Mißbräuchen offen den Krieg erklären, vor vier Uhr Morgens aufstehen, und nach zehn Uhr Abends schlafen gehen; ganze Nächte durch Beichte hören, wenn die Oertlichkeiten es erforderten; lange Wege in sehr schlechtem Wetter machen, um den Kranken den Beistand der Religion zu bringen; unter ihnen alte Abtrünnige oder Christen, die nicht besser waren, aufsuchen und sie zu ihrer Pflicht zurückbringen, indem er sie zuerst in die Messe, in den Unterricht und zur Beichte brachte. So sind mit der Gnade Gottes viele Schafe in den Schafstall zurückgekehrt; das gemeinsame Gebet, die öffentliche Gottesverehrung der chinesischen Christen ist in vielen Familien, wo die Frau es kaum ganz leise zu beten wagte, wieder in Kraft getreten. Einige Christengemeinden, die zur Hälfte verloren waren, sind erträglich wieder hergestellt. Bei der Ankunft in jeder Mission war es unsere erste Sorge eine genaue Liste aller Christen, grosser und kleiner, guter und schlechter aufzunehmen,

damit wir besser im Stande wären, unsere Pflicht gegen Alle zu erfüllen. Dann halten wir zu zweien das Examen ab und lassen Alle öffentlich den Katechismus hersagen, und zwar zuerst die Kinder beiderlei Geschlechts, um im Voraus über den Grad des Eifers der Aeltern in ihrem Betreff zu urtheilen und sie durch fähige Personen zum Empfange der Sakramente vorzubereiten; dann sagen ihn die Erwachsenen her; die Greise erröthen nicht, darin den Jüngsten ein Beispiel zu geben, und die Aeltern nicht, wenn ihnen ihre Kinder helfen und sie zurechtweisen. Nach diesem Examen und der Taufe der kleinen Kinder, gibt man sich daran die Beichten zu hören, die gewöhnlich in einer einzigen Sitzung[1]) für hinreichend unterrichtete und vorbereitete Personen beendigt werden; so sieht man ihrer jeden Tag eine gewisse Anzahl die heilige Kommunion empfangen, und die frömmsten Seelen haben das Glück sie vor der Abreise des Missionars zu erneuern. Die Taufe der Erwachsenen, die Firmung, die Trauung, die Zulassung zu einer Bruderschaft, das ist das Geschäft der letzten Tage. Der Missionar kann sich keinen langen Aufenthalt in einer Gemeinde gestatten, weil er für alle Diejenigen sorgen muß, die ihm übertragen sind. Die Mission dauert acht, zehn, vierzehn Tage nach der Zahl und dem Bedürfnisse der Christen. Ist eine beendigt, so eilt man geschwinde zu einer andern und macht es in dieser ebenso, wie man es in jener gemacht hat, d. h. man versieht das Amt des Vaters, des Arztes, des Lehrers und Richters. Der chinesische Christ anerkennt gerne alle diese Titel bei dem Priester, der hier seine göttlichen Verrichtungen mit dem ganzen Ansehen und der ganzen Freiheit üben kann, die zu seiner Würde gehören."

„Bei unsern Besuchen haben wir gewöhnlich nur die Häuser der Christen, die sie während der übrigen Zeit des Jahres bewohnen, als Wohnung und Kirche. Wir haben indessen im Norden der Provinz einen Bezirk, wo jede Gemeinde eine artige Kapelle hat. Es befindet sich dort eine, die ziemlich groß ist und die für eine recht schöne Landkirche in Europa gelten würde. Sie hat eine Glocke von mittlerer Grösse mit welcher man die Christen zum Gebete beruft und dazu noch eine grosse Platte von demselben Metall, die

---

[1]) Um diesen Ausdruck zu verstehen, ist es nöthig zu bemerken, daß in Frankreich in den Missionen die Beichtkinder gewöhnlich zweimal beichten gehen und erst das zweitemal die Lossprechung erhalten.

aber einen schärfern Ton hat und dazu dient, die Uebungen der Mission anzukündigen. An den Festen des heiligen Johannes des Täufers und der Heiligen Petrus und Paulus habe ich in dieser Kirche die heilige Messe gesungen, aber ohne Begleitung des schönen Orchesters, welches man sehr häufig in den zahlreichen Gemeinden der Provinz Peking und besonders in der kleinen Kathedrale findet, welche Herr Mouly in der Tartarei hat bauen lassen. Zur Zeit des Kaisers Kang-Hi hatten die Christen in vielen Städten Kirchen; heute sind sie in den Händen der Heiden und die Christen befinden sich, besonders in Ho-Nan, wo wir in der Stadt nur gegen zwanzig Pekinesen zählen, welche Handel und Uhrmacherei in der Hauptstadt der Provinz treiben, beinahe Alle auf dem Lande, in kleinen unbekannten Ortschaften zerstreut. So haben wir hier, wie in Frankreich nach dem Geiste und dem Ausdrucke des heiligen Vincenz, das Glück, Missionare des armen Landvolkes zu sein."

„Wir sind auch, mein theurer Mitbruder, selbst arm. Für zwei Provinzen haben wir drei Residenzen, d. h. drei Häuser, wo wir die Zeit der Krankheit und der Ferien zubringen können. Wir sind da zu Hause. Die, von wo ich Ihnen schreibe, hat dieses Jahr als Treffpunkt für Herrn Rameaux, der aus dem Süden von Hou-Pe dahin gekommen und für mich gedient, als ich aus dem Norden von Ho-Nan dahin kam. Wir haben so einen Raum von mehr als zweihundert Meilen ungefähr gleich getheilt. Wie Sie sich denken werden, war diese Zusammenkunft für mich sehr angenehm und nützlich, aber unglücklicherweise zu kurz, denn die Christen der Gebirge von Hou-Kouang haben uns diesen theuren Mitbruder bald weggenommen, und er hat sich beeilt, ihnen in einer ansteckenden Krankheit geistlichen Beistand zu leisten, ohne die Gefahr zu fürchten, die ihn an einem Orte bedrohen konnte, wo die Christen mit den Heiden einen Proceß vor den Mandarinen anhängig haben. Drei europäische Missionare und vier Chinesen sind angegeben worden; ich habe nicht die Ehre zu ihrer Zahl zu gehören. Es scheint jedoch, daß diese Angelegenheit keine schlimme Verwicklung haben und bald beendigt sein wird. Wie dem auch sei, die Missionare verfolgen nicht weniger ihren Gang, solange sie den Strick nicht am Halse und die Fesseln an den Füssen haben."

„Gott sei Dank, die Religion macht immer neue Eroberungen in den verschiedenen Provinzen des chinesischen Reiches. In Ho-Nan das ohne Zweifel diejenige ist, die deren am wenigsten zählt,

haben wir dieses Jahr zwanzig Erwachsene getauft. Es ist gar tröstlich zu sehen, mit welcher Inbrunst diese Neubekehrten das Sakrament der Wiedergeburt empfangen, aber andererseits ist es gleich traurig zu sehen, wie der Teufel seinen Raub davonträgt, wenn man schon glaubte, ihm denselben entrissen zu haben. Ganz hier in der Nähe war eine Bäuerin von vorgerücktem Alter besonders erbaut und lebhaft gerührt worden von der Liebe und Frömmigkeit mit welcher die christlichen Jungfrauen und Frauen ihrer Nachbarin, einer armen Frau, die letzten Liebesdienste erwiesen und an ihrem Sarge beteten. Sie hatte uns Hoffnung gemacht, daß sie zu der Religion übertreten würde, die sie sich nicht enthalten konnte zu bewundern. Am Ende aber sagte sie: Ich möchte gerne Christin sein, aber ich fürchte die Verfolgung. Etwas weiter hatte eine alte Abgefallene versprochen, sich mit ihren heidnischen Söhnen zu bekehren. Der Teufel triumphirte noch in dem Augenblicke über sie, wo sie das Opfer des abergläubischen Täfelchens bringen sollte.[1]) In einer Christengemeinde welche ich besucht habe, sah ich bei den Christen einen heidnischen Schäfer, dessen Mutter, Wittwe und wieder verheirathet das Christenthum angenommen hatte. Man ermahnt ihn, ihrem Beispiele zu folgen; er erwiedert, er würde es später thun, er wolle vorher nur Mittel suchen, für seinen verstorbenen Vater eine Frau zu kaufen. Sie werden vielleicht glauben, es sei das ein Scherz oder Bosheit gegen seine Mutter; durchaus nicht. Wie Sie wissen, ist es in gewissen Gegenden China's ein Gebrauch bei den Heiden, daß die Kinder, wenn eine Wittwe zur zweiten Ehe schreitet, ihrem Vater, selbst nach seinem Tode ein verstorbenes unverheirathetes Mädchen kaufen, damit er nicht ohne Frau bleibe. Diese wird zu ihrem zukünftigen und verstorbenen Manne getragen, nicht als Leichenzug, sondern so, als wenn sie lebendig wäre, mit all den Freudenbezeugungen, der Pracht und den Cärimonien, welche bei der Hochzeit wahrer Heirathen gebräuchlich sind. Nachher theilt dieses sonderbare Paar dieselbe Trauer in der Familie und dasselbe Grab auf dem Begräbnißplatze. Das scheint ein wenig nach Sadducäismus zu schmecken. Ein anderer Gebrauch, der in ganz China allgemein ist, und welchen die Christen mit den Heiden theilen, besteht darin, daß Mann und Weib oder

---

[1]) Es sind dieses kleine Stücke Papier die eine Anrufung der Götzen tragen und ihnen zu Ehren verbrannt werden.

die Weiber, wenn er mehrere hatte, immer nach dem Tode unter eben dieselbe Erdscholle begraben werden, obgleich in getrennten Särgen, während ein Kind, das bei der Geburt mit seiner Mutter stirbt, nicht zu ihr begraben wird; es hat sein besonderes Grab. Man kann den Grund und Ursprung dieses Gebrauches in den Worten der heiligen Schrift[1]) finden: „Es werden zwei in einem Fleische sein."

„Ich darf nicht unterlassen, Ihnen zu sagen, daß, während ich in einer Christengemeinde war, ein heidnischer Schullehrer unaufhörlich die Uhr des Missionars zu sehen verlangte, da er niemals eine gesehen hatte. Man antwortete ihm, es wäre nothwendig daß er den Missionar selbst besuche, damit er ihm die schöne Maschine erkläre; ohne dieses würde er nichts davon verstehen. Ich fürchte, sagte er, daß er mich ermahnen wird, Christ zu werden oder daß er sich über mein hinkendes Bein lustig macht. In dem zweiten Punkte täuschte er sich, aber nicht im ersten, denn das war es gerade, was man herbeiführen wollte. Man hat uns seitdem gesagt, daß er bei der nächsten Gelegenheit seine Furcht zu überwinden wissen werde. Gebe Gott, daß er sich ergreifen lässt! In einer andern Christengemeinde führte man einen jungen Heiden in den Saal, worin ich mich befand; er stellte sich mir gegenüber und betrachtete mich mit einer solchen Aufmerksamkeit, als wenn er mich hätte malen wollen; dann zog er sich ganz befriedigt, wie er sagte, zurück, daß er eine europäische Nase gesehen habe, denn es lag ihm sehr am Herzen, in seinem Leben dieses Wunder zu sehen, seit er von seinem Vater, der unsern ehrwürdigen Mitbruder Herrn Clet gesehen hatte, gehört hatte, daß die Europäer eine längere Nase als die Chinesen hätten. Es ist genug mit diesen kleinen Einzelheiten: aber da ich Herrn Clet genannt habe, will ich Ihnen über ihn etwas weit Interessanteres mittheilen als das eben Erzählte."

„Da ich auf meinen Reisen mehreremale den Wegen gefolgt bin oder sie gekreuzt habe, welche dieser ehrwürdige Mitbruder betreten hatte, als er für unsern Herrn mit Ketten beladen vor die verschiedenen Richterstühle dieser Provinz und von Hou-Kouang geführt wurde, so versichere ich Ihnen, daß ich nicht ohne Bewegung das Andenken an ihn von meinen Begleitern zurückrufen hörte. Gerade an dem Orte wo ich mich in diesem Augenblicke befinde,

---

[1]) Genesis 2, 24.

wurde er gefangen genommen, und unsere nächsten Nachbarn sind ihm in alle seine Gefängnisse gefolgt, eben weil er ihr Gast gewesen war. Ich will Ihnen also folgende Einzelheiten mittheilen, die ich aus zuverlässigen Quellen habe:"

„1) Am Tage seiner Gefangennehmung kündigte er einer Person, die noch lebt, an, daß an eben dem Tage die Trabanten ihn ergreifen würden, bevor man in der ganzen Umgegend die mindeste Kunde davon hatte, daß man auf ihn fahnde. Das gab dieser Person Grund zu denken, daß der Herr ihm ohne Zweifel seinen Engel geschickt habe, ihn davon zu benachrichtigen. 2) Am ersten Gerichtshofe an den er übergeben wurde, sagte er unter Anderm dem Mandarin: Mein Bruder, jetzt richtest du mich, binnen Kurzem wird mein Herr dich selbst richten. Darauf sagte ihm der wüthende Mandarin: Ich lasse dich schlagen und ich will sehen, wie dein Herr mich strafen wird. Er ließ ihn in der That schlagen. Herr Clet hatte sein Marterthum noch nicht vollendet, da war dieser Mandarin schon elend verstorben. 3) An einem andern Gerichtshofe sagte er dem Mandarin: Jetzt bin ich gerichtet, aber vor Ablauf dreier Jahre wird euer Kaiser dem Herrn seine Rechenschaft ablegen. Ungefähr sechs Monate nach dem Tode des Herrn Clet starb der Kaiser Kia-Kin in der Tartarei vom Blitze getroffen, (was die Chinesen nicht laut zu sagen wagen)."

„Diese kleinen Einzelheiten können die Verehrung nur vermehren welche Sie schon für diesen verehrungswürdigen Mitbruder haben, der mit seinem Blute den Glauben besiegelt hat, den er den Chinesen gepredigt hat. Was mich angeht, so wünsche ich mir Glück, in dem Theile des Weinberges des Herrn zu arbeiten, den er selbst mit soviel Eifer und Erfolg bebaut hat. Sein Andenken, das man so sorgfältig bewahrt, dient nicht wenig dazu, mich zu ermuthigen, seinen Fußstapfen zu folgen und das Gute fortzusetzen, welches er begonnen hat."

„Für dieses Jahr sind nun unsere Ferien beendigt, wenn man eine Zeit Ferien nennen kann, die mit Studiren, Beichthören, Predigen, den künftigen Seminaristen Unterricht ertheilen und mitten unter einer Schaar anderer Kinder die täglich hierhin kommen den Katechismus, die Gebete u. s. w. zu lernen, zugebracht sind. Jetzt beginnen wir unsere jährlichen geistlichen Uebungen und dann begeben wir uns wieder aufs Land. Möge Gott unsere kleinen Arbeiten segnen und unsere Mühen heiligen und befruchten! Die Leiden

fehlen den Missionaren nicht, aber diese Leiden sind in den Augen des Glaubens so kostbar, daß sie es wohl werth sind, sie am Ende der Welt aufzusuchen. Diejenigen also von Ihren Seminaristen, welche den Beruf haben, sich uns zuzugesellen, mögen sie nicht fürchten, sondern sie vielmehr begierig verlangen. Warum können Sie uns nicht eine gute Zahl Männer wie Franziskus Xaverius für China schicken, das ihrer so sehr bedarf! Obgleich der unnützeste aller hier beschäftigten Arbeiter, kann ich mich nicht enthalten, oft das Verlangen auszudrücken, der Herr möge endlich den Tag anbrechen lassen, wo dieses weite Reich sein Erbe werden und Theil nehmen soll an den Gnaden, die ihm in dem Schatze seiner Barmherzigkeit aufbehalten sind. Nein, ich kann mich nicht enthalten, mich mit Ihnen und so vielen heiligen Seelen zu vereinigen, die ihm unablässig zurufen: „Erbarme dich unser, der du der Gott Aller bist, wirf deinen Blick auf uns, zeige uns das Licht deiner Erbarmungen und verbreite deine Furcht über die Nationen die dich nicht suchen, damit sie dich erkennen, wie wir dich erkennen, denn es gibt keinen andern Gott, als dich, o Herr: beschleunige die Zeit und gedenke des Endes, damit die Menschen deine Wunder verkündigen.“ [1])

„Gestatten Sie mir, mein Herr und theurer Mitbruder von Neuem einen ganz besondern Antheil an Ihren frommen Gebeten zu beanspruchen und mich durch Sie der Liebe unserer Obern, Mitbrüder, Brüder und Schwestern zu empfehlen, und besonders dem Herrn Generalsuperior.“

„Ich bin, u. s. w.

Siebentes Kapitel.

Perboyre wird in die Missionen nach Hou-Pe geschickt.

Im Monat Januar 1838 wurde Perboyre nach Hou-Pe berufen, um dort zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen zu arbeiten, wie er in Ho-Nan gethan hatte. Dort hatte er ebenfalls Arbeiten und Beschwerden aller Art zu ertragen, wie wir einem Briefe entnehmen, den er an den Pfarrer von Catus schrieb:

---

[1]) Eccli. 36, 1. 2.

„Hou-Pe den 12. September 1838.

„Mein theuerster Vetter!

„Die neuesten Nachrichten welche Sie von mir gehabt haben, sind Ihnen aus Ho-Nan zugekommen. Ich habe anderthalb Jahr in dieser Provinz zugebracht, wo ich einmal alle Christengemeinden, welche sie enthält, und mehrere von ihnen selbst zweimal besucht habe. Letzten Monat Januar bin ich von Herrn Rameaux, dem Obern dieser Mission nach Hou-Pe zurückgerufen worden. Der Bezirk, den ich seither inne habe und den ich nur verlassen habe, um zwei kleine ein wenig entfernte Christengemeinden zu besuchen, liegt mitten im Gebirge. Er umfasst eine Strecke von zwei bis drei Meilen in der Länge und etwas weniger in der Breite. Der Christen, die ihn bilden, und in deren Mitte sich sehr wenige Heiden finden, sind wenigstens ungefähr zweitausend, in fünfzehn Gemeinden getheilt, aber der Art zerstreut, daß unter ihnen nichts ist, was einem kleinen Dorfe gliche, ein Haus hier, ein Haus da. Wenn ihre betreffende Gemeinde besucht wird, so begeben sie sich täglich zu der Familie, wo der Missionar sich für die Zeit der Mission aufhält. Im Mittelpunkte dieses Bezirkes haben wir eine Residenz, welche der Mission gehört. Dort ist der Missionar wie ein Pfarrer mitten in einer grossen Pfarrei; dort ist er in ununterbrochener Verbindung mit den Christen des ganzen Bezirkes. Er wird Tag und Nacht oft zum Versehen des Kranken gerufen, und die chinesischen Christen sind sehr eilig, sich diesen Beistand bei dem mindesten Anscheine von Gefahr zu verschaffen. Ohne Unterlaß, besonders beim Herannahen der Sonn- und Festtage ist ein solcher Zusammenfluß von Leuten, welche zu beichten verlangen, daß drei Priester, wenn sie sich gewöhnlich hier aufhielten, Mühe hätten, dem Verlangen Aller Genüge zu leisten. Die Hauptchristen oder Katecheten suchen wenigstens an den hohen Festen an die Reihe zu kommen; darum möchte man auch vielleicht wenige Pfarreien in Frankreich finden, wo der heilige Tisch des Herrn mehr wie hier besucht wäre. Täglich wohnen nicht bloß zahlreiche Jungfrauen und fromme Frauen, sondern auch Familienväter regelmässig der heiligen Messe bei. Mag es regnen oder schönes Wetter sein, es ist grosser Zusammenlauf, der anhält und sich mehrt, bis man erreicht hat, was man verlangt. Besonders Sonntags und an den Festen drängt sich die Herde um den Hirten. Von Tagesanbruch bis zum Abende findet sich unsere

Kirche immer voll Leute. Zuerst verrichtet man gemeinsam das Morgengebet, die Gebete des Festes, einen Theil des Katechismus; dann hört man die heilige Messe und die Predigt und die Katechese welche für die Kinder gehalten wird, dann geht hinaus, wer will. Indessen die Einen bleiben und Andere kommen wieder, um den ersten Theil des Rosenkranzes zu beten, den sie Nachmittags beendigen. Dieser wird noch ausgefüllt mit der Kreuzwegandacht, den Gebeten der verschiedenen Bruderschaften und endlich durch eine Konferenz, die auf folgende Weise gehalten wird: Acht Tage vorher wird ein Stoff angekündigt, entweder eine Tugend oder eine Pflicht, u. s. w. Wenn der Sonntag kommt, so erscheinen auf der Bühne bis zu zehn Redner, die Einer nach dem Andern über den gegebenen Gegenstand predigen; es sind junge Schüler, Katecheten oder andere einsichtige Christen. Endlich macht der Priester den Beschluß dieses interessanten Gespräches mit einigen erbaulichen Worten vor den zahlreichen Zuhörern, die völlig denen gleichen, welche unserm Herrn in die Wüste folgten und welche die Begierde nach der Seelennahrung die leibliche Speise vergessen ließ. Damit Sie sehen, wie sehr an diesen Tagen die Augenblicke des Missionars in Anspruch genommen sind, fügen Sie zu den Beichten gewöhnlich noch Taufen, Firmen, Trauungen, Aufnahme in die Bruderschaft des heiligen Skapuliers oder andere, Verabfolgung von Dispensen, Untersuchung der Streitigkeiten die in den Gemeinden vorgefallen sind, Unterredungen über die christliche Lehre, Unterricht und Ermahnungen an Einzelne, Mahnungen und Zurechtweisungen, zuweilen selbst das Amt des Friedensrichters, das er vermeidet so viel er kann, das er doch zuweilen auszuüben genöthigt ist. Ich hätte ohne Zweifel nicht auf so kleinliche Einzelheiten eingehen sollen beim Besprechen dieser Dinge, bei einem verehrungswürdigen Pfarrer, der damit so vertraut ist und sie viel besser erledigt als wir. Aber ich wollte, mein theuerster Vetter, Ihnen eine Idee davon geben, was am meisten einer Pfarre in China gleichen kann, wo es im eigentlichen Sinne keine gibt. Aber werden Sie sagen, auch ein Wörtchen über Ihre Kirche. O mein Herr, vergessen Sie gefälligst Ihre stolze Basilika, bis Sie vergessen haben, was ich Ihnen sagen will; und Gott verzeihe mir, wenn ich es wage, Ihnen zu versichern, daß unsere Kirche den Vergleich mit vielen ihrer Landscheunen nicht aushalten würde. Der nackte Boden zwischen vier Mauern von Erde und mit einem Strohdache gedeckt, mit einem Tische, der als Altar dient, hinter

welchem ein Behang ist, der sich in der Form eines Betthimmels darüber ausbreitet: da haben Sie die ganz vollkommene Beschreibung davon, wenigstens wenn man nicht von einer halben Scheidewand reden soll, welche die Frauen von den Männern trennt, in Uebereinstimmung mit den chinesischen Sitten und den Gesetzen des Anstandes aller Länder. Wenn es Jemand widerstrebte, darin eine Kirche anzuerkennen, so würde ich ihn bitten, sie dort zu sehen, wo sie ist, d. h. in den tausend frommen Gläubigen, die diese demüthige Umfriedigung anfüllen und umgeben, selbst im Regen oder Schnee, und seine Augen werden die kostbaren Steine entdecken, die bestimmt sind die Kirche von unaussprechlicher Schönheit zu bilden, welche ewig bewunderungswürdig, ewig selig sein soll im Schose Gottes selbst; ich würde ihn bitten, zu erwägen, daß der, welcher durch seine Geburt im Stalle zu Bethlehem eine Gottes würdige Kirche daraus machte, täglich hier zum Glücke der Herzen, die Ihn darin anbeten herabsteigt. Er begibt sich noch in viel elendere Schlupfwinkel. Es ist mir vorgekommen, daß ich die heilige Wegzehrung in Hütten trug, wo ich den Kranken auf der Erde liegen fand und dessen Nacktheit nur durch ein wenig halbverfaultes Stroh bedeckt war. Unnöthig, Ihnen zu sagen, ob man nach diesem das Mindeste der sogenannten nothwendigen Dinge bemerkte. Ich irre mich, es war noch das nothwendigste da: ein nacktes Kind, das, wenn es auch für seine Mutter keine Almosen erlangen, ihr wenigstens einige Kräuter auf dem Felde suchen konnte. Es ist unmöglich, Ihnen von der äussersten Noth der Leute, welche diese Gebirge bewohnen eine Vorstellung zu geben. Wenn ich sie Ihnen beschriebe, so wie sie ist, selbst in den Jahren, die man als gute schätzt, Sie würden dieselbe unglaublich finden. Während der wenigen Monate, die ich hier zugebracht habe, habe ich viele Kranken versehen; ich trug freudig die Tröstungen der Religion zu denen, die keine andern haben können; aber auf dem Rückwege war ich ganz anders gestimmt, wenn ich den Katecheten und Arzt der mich begleitete, um die Ursache der Krankheit befragte und ihn beinahe immer mir antworten hörte: Sie hat keine andere Ursache als das Elend und den Hunger. Ich setzte meinen Weg schweigend unter Gewissensbissen fort, daß ich diese Unglücklichen überlebte und mich nicht ebenso wie sie sterben sah. Indessen ist unsere Residenz fortwährend von Armen belagert, wie in Europa die Seminarien und die religiösen Gemeinschaften, und wenn ein Tyrann an die Schätze unserer Kirche wollte, so wäre

mit der Gnade Gottes die Antwort des heiligen Laurentius dort ganz bereit. Ein Hungerjahr oder die Verfolgung ist für diese armen Leute ein Wirbelwind der sie wegführt und verschwinden lässt, ohne daß man weiß, was aus ihnen geworden ist. In bessern Zeiten kommen sie vor und nach zurück. Dieser Tage ist Einer davon gestorben, den Gott nach zwanzig bis dreissigjähriger Abwesenheit nur zurückgebracht zu haben scheint, damit er sein Gewissen in Ordnung bringe und ihn dann sogleich zu sich nahm. Unter einer kleinen Anzahl Erwachsener welche ich dieses Jahr getauft habe, war ein junger Mann, der auch letzthin, wenige Tage nach seiner Taufe in dem Augenblicke, wo man am wenigsten daran dachte gestorben ist; und ich hatte wohl Grund, mir Glück zu wünschen, daß ich ihm diese Gnade früher gewährt hatte, als ich mir anfangs vorgenommen hatte, da ich mehr Rücksicht auf seinen Eifer als auf den Grad des Unterrichtes genommen hatte."

„In China wie anderswo ist der Priester also im Stande, die liebevolle Sorge der Vorsehung für ihre Auserwählten zu bemerken, besonders wenn es sich um den Uebergang in die Ewigkeit handelt. Sehen Sie hier einen Zug, der noch treffender ist und wohl beweist daß Gott, der zuweilen den Priester auf eine so ausserordentliche Weise schickt, im Nothfalle, wo der Priester fehlte, nicht verfehlen würde, selbst einen Engel zu schicken. Da ich im letzten Jahre in Ho-Nan mich nach Pien-Leang der Hauptstadt der Provinz zum Besuche der Christen begab, die sich dort befinden, trennte ich mich von einem chinesischen Priester, der mich begleitete und ließ ihn nach einem Orte gehen, wo früher eine zahlreiche Christengemeinde gewesen war, um zu sehen, ob es nicht möglich sei, dort von Neuem die Religion zu predigen. Er fand dort in der That einen Christen. Es war ein sehr alter Greis, der in seinen Pflichten immer treu gewesen war. Er war damals seinem letzten Augenblick nahe; er beichtete mit den Gesinnungen, die eine so kostbare und so unerwartete Gnade einflössen musste. Zwei oder drei Tuge nachher hatte er seinem Schöpfer seine Seele zurückgegeben. Ich spreche Ihnen nicht von andern noch auffallendern und wohl bewahrheiteten aber weniger neuen Beispielen. Doch will ich Ihnen folgende Thatsache erzählen, die sich auf einen eifrigen Missionar bezieht. Vor fünfzig bis sechzig Jahren starb der Pater Lamade aus der Gesellschaft Jesu, chinesisch Ouan genannt, in einem Bezirke, der dem benachbart ist, in welchem ich mich jetzt befinde, bei Christen, die

nicht wagten, ihn zu begraben, da die Furcht, sich bloßzustellen, sie zurückhielt, wenn sie einem Fremden, besonders einem Europäer ein Begräbniß gäben. Da kam eine Familie aus einer wenig entfernten Christengemeinde, verlangte den ehrwürdigen Verstorbenen und brachte ihn nach ihrem Wohnort, indem sie vorgab, es wäre Einer ihrer Verwandten aus Outschang-Fou, der sie besuchen käme. Aber es gefiel Gott zu offenbaren, was die Menschen so angelegentlich zu verheimlichen suchten, denn während des Begräbnisses hörten die Heiden des Ortes eine sehr schöne Musik in den Lüften, und zwei Familien aus ihnen nahmen in Folge dieses Wunders die christliche Religion an. Ein Missionar der während langer Jahre die Christengemeinden, wovon ich rede, besucht hat, und sein Katechet, haben mir versichert, sie hätten dieses Ereigniß aus dem Munde mehrerer Personen selbst, die sich bei dieser Gelegenheit bekehrt hatten. So, mein theurer Vetter, sorgt unser Herr immer für diejenigen, welche seinetwegen Alles verlassen. Wenn sie am meisten von den Menschen verlassen sind, besonders im Augenblicke des Todes, dann gibt er ihnen mehr als das versprochene Hundertfache. Und unser Glaube bedarf dieser fühlbaren Beweise nicht. Ein Vater, eine Mutter, ein Bruder, eine Schwester hätten ohne Zweifel nicht einmal eine Versuchung des Bedauerns, daß sie einem Sohne oder einem geliebten Bruder in diesen letzten Augenblicken nicht beigestanden wären, wenn sie einmal ein wenig gefühlt hätten, was das göttliche Herz Jesu fühlt, was das Herz seiner heiligen Mutter fühlt, die mit unaussprechlicher Sorgfalt und Zärtlichkeit allen Denen beisteht, welche im Herrn sterben. In diesem heiligen Herzen haben Sie, theuerster Vetter, Ihre Wohnung aufgeschlagen, dort treffen wir uns. O! wer gibt mir die Flügel der Taube, daß ich fliege und dort meinen Aufenthalt nehme. Beschwören Sie diese heiligsten Herzen mein armes und elendes Herz dem Geruche ihrer entzückenden Salben nachzuziehen[1]) und es ihrer würdig, dem Ihrigen ähnlich zu machen, mit dem es für immer in ihnen und für sie geeinigt sein will."

Wir beschliessen dieses Kapitel mit einem Briefe an einen seiner Mitbrüder: er erzählt ein Wunder, welches die heilige Jungfrau gewirkt und gibt neue Einzelheiten über seine Beschäftigungen.

---

[1]) Hohelied 1, 3.

„Hou-Pe den 10. August 1839.

„Mein Herr und theuerster Mitbruder!

„Die Gnade unseres Herrn sei mit uns immerdar!

„Sie haben in einem Briefe meines Bruders ein Paar Worte an mich richten wollen. Wie kurz sie auch sind, so kostbar sind sie in meinen Augen und gewiß meiner ganzen Dankbarkeit würdig, da sie ein Beweis Ihres lieben Andenkens sind, das mir besonders theuer ist. Ich kann Ihnen versichern, daß ich meinerseits mich Ihrer sehr oft am Fusse eben des Kreuzes erinnere, das Sie so gut waren, mir bei meiner Abreise aus Frankreich zum Geschenke zu machen. Ihre Demuth treibt Sie, einen Antheil an den guten Werken eines armen Mannes zu begehren, welcher deren nie geübt hat und wahrscheinlich in der Folge nicht mehr thun wird; haben Sie vielmehr Mitleid mit seiner Dürftigkeit und machen ihn Ihrer geistigen Schätze in Ihrer Güte theilhaft."

„Herr Rameaux hat mir gesagt, er habe Ihnen angekündigt, daß ich Ihnen eine Wirkung der wunderthätigen Medaille zu berichten habe. Es ist mir sehr angenehm, die Verbindlichkeit, die er mir auferlegt hat, zu erfüllen. Da ich im November 1837 in einer Christengemeinde Ho-Nan's Mission hielt, brachten die Christen des Ortes eine junge Frau aus einer andern Gemeinde zu mir, die seit ungefähr acht Monaten wahnsinnig war und sagten mir, daß sie heftig zu beichten verlange und baten mich, wie unfähig sie auch zu einer solchen Handlung sei, ihr einen Trost nicht zu verweigern, der ihr so sehr am Herzen liege. Der traurige Zustand in dem sie sich befand, benahm allen Anschein, daß ich durch die Uebung meines Amtes ihr nützen könnte; doch hörte ich sie aus blossem Mitleide an. Indem ich sie zurückschickte, stellte ich sie unter den besondern Schutz der heiligen Jungfrau, d. h. ich gab ihr eine Medaille der unbefleckten Empfängniß. Sie begriff damals den Werth des heiligen Mittels nicht, welches sie empfing, aber sie begann von dem Augenblicke an seine Kraft zu empfinden, indem sie eine Besserung spürte, die sich so entwickelte, daß sie vier oder fünf Tage nachher ganz verändert war. Auf eine vollständige Ideenverwirrung, auf Befürchtungen, die sie fortwährend in Todesangst erhielten, wo wie ich glaube, der Teufel sehr die Hand im Spiele hatte, folgte gesunder Verstand, Ruhe und Glück. Sie beichtete von Neuem und empfing die heilige Kommunion mit den lebhaftesten Gefühlen der

Freude und der Andacht. Dieser besondere Zug der Güte der Mutter der Barmherzigkeit wird Sie, mein Herr und theuerster Mitbruder, ohne Zweifel wenig überraschen, da Sie so gut wissen, daß die ganze Erde voll der Barmherzigkeit Maria's ist; allein Ihr gutes Herz wird entzückt sein, diese neue Gelegenheit zu erhalten, ihr besondern Dank dafür zu sagen, und das ist der Hauptgrund, der mich vermocht hat, diese Thatsache zu Ihrer Kenntniß zu bringen."

„Weil alle Nachrichten, die aus unsern chinesischen Missionen kommen, Ihnen unter die Augen gelangen, so berichte ich Ihnen nur wenig aus Furcht, nur die zu wiederholen welche Sie auf andern Wegen erhalten. Ich denke, daß Herr Rameaux Ihnen selbst schreiben wird; er ist in diesem Augenblick in dem untern Theile Hou-Pe's, von wo er zu einer Rundreise in Ho-Nan abreisen wird, nach welcher wir, Herr Baldus und ich ihn in diesen Gebirgen wieder zu sehen hoffen. Seit beinahe zwei Jahren hat er mich hierhin versetzt und ich fahre fort, das heilige Amt zu üben, dessen Beschäftigungen mir sozusagen keine Zeit lassen, weder vor noch hinter mich zu sehen. Seit Maria Geburt voriges Jahr bis Pfingsten dieses Jahr habe ich siebenzehn Missionen oder Besuche von Christengemeinden gehalten, und ich kann nicht sagen, daß ich von da an einen Augenblick freie Zeit gehabt habe. Es ist durchaus unmöglich, sie sich zu nehmen, weil wir uns mitten unter einer grossen Anzahl Christen befinden, die meistens gerne oft beichten. Wenn man z. B. an diesem Himmelfahrtsfeste Tausend und mehr Beicht hören könnte, sie wären dort ganz bereit dazu. Nach dem Feste werde ich meine geistlichen Uebungen halten und mich auf's Land begeben und einen guten Theil des Jahres Missionen halten. Unsere Verfahrungsweise ist Ihnen schon bekannt, ich rede Ihnen nicht davon. Uebrigens brauchen Sie, der in Frankreich mit so viel Eifer und Segen in den Missionen gearbeitet hat, sich nur Ihre eigenen Erinnerungen zurückzurufen, um das Ganze, und die Einzelheiten unseres ganzen Lebens genau zu kennen, alle unsere Handlungen zu sehen und alle unsere Worte zu hören, alle unsere Leiden und alle unsere Tröstungen zu fühlen, alle unsere Anstrengungen bei jeder Seele zu berechnen, um sie dahin zu bringen, daß sie ein Laster verabscheuet oder eine böse Gewohnheit entwurzelt, sie dem Teufel zu nehmen und sie Jesus Christus wiederzugeben. In Betreff der Eigenthümlichkeiten welche den Reichthum der Barm-

herzigkeit des Herrn über die Menschen offenbaren, können Sie voraussetzen, daß unser Beruf uns in die Lage bringt, oft Zeuge davon zu sein. Dieses Jahr z. B. sind wir in diesem Bezirke getröstet und erbaut worden, nicht bloß dadurch, daß wir acht Erwachsene mit Inbrunst die heilige Taufe empfangen sahen, und daß eine gute Anzahl Katechumenen sich vorbereitet, bald dieselbe Gnade zu empfangen, sondern auch daß wir viele schon lange verirrte Schafe zum Schafstalle zurückkehren sehen; unter andern ist hier eine Frau, welche den Heiden in ihrer zartesten Jugend übergeben, im Alter von sechszig Jahren wieder erschien und die andern Christen durch eine ungewöhnliche Inbrunst erbaut; da ist ein Greis am Rande des Grabes, der nach dreissig Jahren des Abfalls das Götzenbild verbrennt, vor welchem er mit seiner Familie so oft Weihrauch verbrannt hatte, u. s. w."

Achtes Kapitel.

Das Leben Perboyre's in Hou-Pe. Fortsetzung.

Die kurze Zeit, welche Perboyre in Hou-Pe zubrachte, war mit grossen Erfolgen bezeichnet. Seine Tugend überraschte nicht bloß seine Mitbrüder, sondern auch die Gläubigen, welche ihn Alle als einen Heiligen betrachteten. Er war nach China gekommen, um dort Leiden zu suchen; er konnte sein Verlangen befriedigen, denn man begreift ohne Mühe wie hart das Leben des Missionars in dieser Gegend ist. Die Häuser haben keine Kamine und beinahe keine Fenster; im Allgemeinen sind sie dunkel und ungesund und man kann kein Feuer anzünden, ohne in dichten Rauch eingehüllt zu werden, der die Brust beschwert und die Augen angreift. Ein wenig Reis, in Wasser gekochte Kräuter, eine Nahrung ohne Würze und oft unsauber, das soll die Kräfte eines durch Arbeit erschöpften Missionars aufrecht erhalten. Sein Bett ist am öftesten ein einfaches Brett mit einer Decke zum Schutze vor der Kälte, und das nach Tagen, die ganz mühseligen Arbeiten gewidmet waren, oder nach langen Reisen. Zu diesen Entbehrungen füge man noch die Unbequemlichkeiten, welche die Hitze verursacht, die im Sommer in den Gegenden welche er bewohnte, sehr groß sind, dazu nehme man

noch Hunger und Durst und man wird begreifen, daß, wie Perboyre in seinen Briefen sagte, die Missionare in China das Leben der Apostel führen. Er hatte auch wegen seiner schwachen Gesundheit und von mehreren Krankheiten zu leiden. Allein er behandelte, als wenn alles das ihm nicht genüge, seinen Leib mit grosser Strenge und trug um seine Lenden eine eiserne Kette. Fügen wir noch eine Besonderheit hinzu, die übrigens nicht überraschen wird. Die Missionare haben auf ihren apostolischen Wanderungen nicht immer die Möglichkeit, die Wäsche zu wechseln. Da sie an verschiedenen Orten umherirren und unter den armen Christen leben, die oft mit unreinem Ungeziefer bedeckt sind, so ist es unmöglich, daß sie sich selbst davon rein halten. Das geschah nun auch Perboyre: aber im Geiste der Busse und nach dem Beispiele mehrerer Heiligen ließ er sich gewissermassen ganz lebendig auffressen und that nichts, sich von dieser Qual frei zu machen.

Er war unablässig beschäftigt, die Dörfer zu durchwandern wo sich Christen fanden, um die Unwissenden zu unterrichten, die Sünder und die Abtrünnigen zu bekehren oder den Eifer der Lauen wieder zu beleben. Obwol er von zarter Gesundheit war, war er doch immer bereit, dem schlimmsten Wetter zu trotzen, selbst mitten in der Nacht, um den Beistand seines Amtes denen zu bringen, welche desselben bedurften.

Da die Christen jeden Augenblick zum Bekenntnisse ihres Glaubens vor die Gerichtshöfe berufen werden konnten, so bemühte er sich, sie durch häufige Ermahnungen zu befestigen, in welchen er ihnen zeigte, wie vortheilhaft es sei, edelmüthig Jesum Christum zu bekennen. Er las ihnen oft die Martyrerakten vor, um ihnen Vorbilder vor Augen zu stellen, denen sie bei Gelegenheit nachahmen könnten. Beim Erzählen dieser glorreichen Kämpfe sah man, daß er selbst erregt wurde, daß er vor Verlangen brannte, sein Leben für seinen göttlichen Meister zu geben. Er las sie auch für sich, wie um sich gegen die Martern die er einst zu erleiden haben würde, anzueifern und zu kräftigen. Kurze Zeit bevor er gefangen wurde, befand er sich bei Herrn Baldus und las in den Jahrbüchern der Verbreitung des Glaubens den Bericht über die abscheulichen Qualen welche einige Missionare Cochinchina's ausgestanden hatten. Diese Lesung schien tiefen Eindruck auf ihn zu machen, er schauderte, als wenn er selbst die Angriffe dieser Qualen gefühlt hätte. Endlich sagte er, diese raffinirte Barbarei verursache der Natur Schrecken;

übrigens aber würde Gott in der Gelegenheit die nothwendigen Gnaden sie zu ertragen, geben. Da die Frage über das Benehmen gestellt wurde, welches die Missionare vor den Mandarinen einhalten sollten, die oft mit künstlichem Ausholen nach Zahl und Namen der Christen fragen, um sie dann gesetzlich beunruhigen zu können, erwiederte Perboyre, in diesem Falle müsse man dem so erhabenen Stillschweigen nachahmen, welches unser Herr den Fragen des Pilatus und Herodes entgegensetzte.

Die Stunde nahete, wo der wackere Kämpfer auf den Kampfplatz hinabsteigen sollte; aber vor diesem furchtbaren und glorreichen Kampfe wollte Gott ihn durch ein für sein Herz noch schauderhafteres Marterthum vorbereiten. Man kennt die grausame Prüfung, die der heilige Franz von Sales in seiner Jugend zu bestehen hatte, als es ihm vorkam, er wäre vom Himmelreiche ausgeschlossen und bestimmt ewig zu brennen. Perboyre brachte mehrere Monate in dieser so niederschlagenden Trübsal zu. Gott hatte ihm alle seine Erleuchtungen entzogen und ließ ihn in Trostlosigkeit versenkt; es schien ihm, er habe künftig von seiner göttlichen Barmherzigkeit nichts mehr zu erwarten. Er sah in Gott nur mehr den strengen Richter, den er durch den Mißbrauch seiner Gnaden und durch seine unzählichen Sünden erzürnt habe. Er mochte beten, weinen und seufzen, Gott stieß ihn voll Zorn und Verachtung zurück. Sein Krucifix war stumm für ihn geworden, oder er hörte vielmehr aus den Wunden seines göttlichen Heilandes nur Verwerfungsurtheile hervorgehen. Wenn er zu den Füssen des heiligen Sakramentes einigen Trost suchte, fand er nur grössere Bitterkeit. Jedesmal wo er das heilige Opfer feierte und den Leib und das Blut Jesu Christi empfing, bildete er sich ein, er wäre nicht besser als ein zweiter Judas, der seine eigene Verdammung ässe und tränke. Eine tiefe Nacht hatte sich über seine Seele gelagert; weder sein Seufzen noch sein Gebet wurden mehr erhört, er konnte mit dem königlichen Propheten sagen: „Meine Thränen sind meine Nahrung geworden Tag und Nacht, denn ich höre alle Tage die trostlosen Worte in meinen Ohren ertönen: Wo ist dein Gott?“[1]) Der Schlaf floh seine Augenlieder, die Speisen waren ihm geschmacklos geworden. Umsonst hatte er sich bemüht, von seiner zartesten Kindheit an Gott zu dienen, umsonst hatte er grosse Opfer gebracht,

[1]) Psalm 41, 4.

ihm seine Liebe zu bezeigen; Alles das war für ihn verloren. Diese schreckliche Angst verursachte ihm solche Leiden, daß seine Gesundheit dadurch bedeutend geschwächt wurde. Man sah ihn jeden Tag blasser werden und austrocknen wie eine von der Sonnenglut versengte Pflanze und er würde unfehlbar unterlegen sein, wenn Gott dieser Prüfung keine Gränzen gesetzt hätte. Jesus Christus, den er so treu nachbildete, hatte ihn seine Todesangst und seinen Zustand der Verlassenheit am Oelberge theilen lassen wollen, ehe Er ihn die Qualen Jerusalems und des Kalvarienberges erdulden ließ. Dieser göttliche Heiland erschien ihm an's Kreuz geheftet und warf auf ihn einen Blick unaussprechlicher Güte und sagte zärtlich zu ihm: „Was fürchtest du? Bin ich nicht für dich gestorben? Lege deine Finger in meine Seite und höre auf, deine Verdammniß zu fürchten.“ Nachdem die Erscheinung verschwunden war, fühlte er, daß alle seine Schrecken zerstreut waren und dem süssesten Frieden Platz gemacht hatten. Am andern Tage war keine Spur der erschrecklichen Abmagerung mehr übrig, welche ihm diese Prüfung verursacht hatte. Er hatte nur noch trostvolle Gedanken, denn er hatte die Zusicherung seines Heiles und die Vorhersagung des Martertodes ererhalten.

„Er selbst, sagte später Seine bischöfliche Gnaden Herr Baldus, hat mir dieses Ereigniß in einer Unterhaltung erzählt die ich mit ihm in unserer Residenz zu Kou-Tsching hatte und ich bemerkte, daß er dieses Ereigniß auf Rechnung einer dritten Person setzte. Damit er nicht glaube, ich liesse mich durch seine fromme List täuschen, sagte ich ihm auf der Stelle, sobald er seinen Bericht geendigt hatte: Ich weiß wohl, von wem Sie reden, Ihnen ist dieses geschehen. Seine Verwirrung, seine ausweichenden Antworten waren für mich ein Beweis, der einem vollständigen Geständnisse gleich galt. Ich zweifle nicht mehr daran, als an dem Liebesakte des heiligen Vincenz, der sich zum Galeerensträflinge machte und die Ketten eines unglücklichen Verurtheilten trug, vorausgesetzt daß es wahr ist, daß er, da Jemand ihn darnach fragte, nicht verneinend antworten wollte.“

Neuntes Kapitel.

Verfolgung in Hou-Pe: Gefangennehmung Perboyre's; die Martern die er für den Glauben erduldete.

Hou-Pe genoß einer vollkommenen Ruhe und nichts kündigte eine bevorstehende Verfolgung an. Aber der Teufel, der beim Anblicke Perboyre's vor Wuth knirschte, wie ein frommer Franziskaner sagte, konnte das Gute nicht sehen, welches er that, ohne zu suchen, ihm Hindernisse entgegen zu stellen; und während Missionare und Christen sich in Frieden glaubten, bereitete die Hölle heimlich den fürchterlichen Sturm, der über diese Provinz hereinbrechen sollte. Am 15. September 1839, am Festtage des heiligen Namens Maria's befanden Herr Perboyre und sein Mitbruder Herr Baldus sich in ihrer Residenz zu Tscha-Yuen-Keou, einem kleinen Dorfe des Bezirkes Kou-Tsching nahe bei dem Marktflecken Kouan-in-Tam; sie hatten die heilige Messe gelesen und nahmen ein dürftiges Frühstück ein mit einem Franziskaner, der durch ihre Residenz kam. Plötzlich kam man und sagte ihnen, sie sollten in aller Eile für ihre Sicherheit sorgen, der bürgerliche und Militärvorsteher käme mit dem Kommissar des Vicekönigs und den andern kleinen Mandarinen von Kou-Tsching und diese obrigkeitliche Personen wären von einer grossen Anzahl Soldaten und Trabanten begleitet. Die Missionare beeilten sich, in verschiedenen Richtungen zu fliehen, damit sie wenigstens nicht Alle zugleich in die Gewalt ihrer Feinde fielen.

Kaum waren sie vor diesem ersten Handstreiche in Sicherheit, als die Mandarinen mit ihren Truppen anlangten und das Haus umzingelten. Aergerlich zu sehen, daß ihre Beute ihnen entwischt sei, bemächtigten sie sich alles Werthvollen, was sie fanden, verbrannten die Papiere und die meisten Bücher der Missionare, und das mit so wenig Vorsicht, daß das Haus selbst in Brand gerieth und ein Mandarin beinahe in den Flammen umgekommen wäre. Sie behandelten auch einige christlichen Familien unmenschlich. Mehrere Gläubigen wurden gefangen, mit Ketten beladen und nach Kou-Tsching abgeführt, wo man gegen sie alle Arten von Quälereien anwandte, damit sie vom Glauben abfielen oder sie zwänge, die Priester, besonders die europäischen Priester zu verrathen.

Während dieser Zeit irrten die Missionare auf Gerathewohl

herum, ohne zu wissen, wo sie ein Nachtlager finden sollten, um sich vor ihren Verfolgern zu schützen, die ihnen keine Erholung gönnten. Tag und Nacht auf Marsch, verbargen sie sich bald in den Häusern der Christen, wo sie nur mit Zittern eintraten und die sie bald wieder verliessen, um sie nicht bloßzustellen, bald zogen sie sich auf die Gipfel der Berge zurück. Sie mussten viele Märsche und Gegenmärsche machen, die sie vor Ermüdung überwältigten. Am zweiten Tage fand Perboyre sich so erschöpft, daß er unfähig einen Schritt weiter zu thun, in einem Walde anhielt ohne andere Genossen, als einen Chinesen der ihm als Führer diente. Die Trabanten, welche thätig seinen Spuren folgten, erreichten ihn bald, ohne jedoch ihn zu erkennen; und da sie nicht daran dachten, den vor sich zu haben, welchen sie suchten, fragten sie seinen Führer, ob er ihn nicht gesehen habe. Da fragte dieser Elende, wie ein anderer Judas vom Reize des Geldes verführt, sie seinerseits, wieviel man dem gäbe, der ihn überliefere? — Man wird ihm dreissig Taels geben, sagten ihm die Trabanten. — Wohlan! erwiederte der Verräther, indem er auf Perboyre zeigte, da ist der, welchen ihr suchet.

Augenblicklich stürzten die Häscher sich über den Missionar wie der Raubvogel über die Taube. Sie forderten ihn zuletzt auf, den Ort anzugeben, wo die andern Priester sich verborgen hätten, und da er antwortete, er wisse nichts davon, schlugen sie ihn mit solcher Rohheit, daß ein grosser Theil seines Körpers davon braun und blau wurde. Darauf rissen sie ihm seine Kleider aus, banden ihm die Hände hinter den Rücken und führten ihn zu dem Mandarinen, der in dem Dorfe Tscha-Yuen-Keou wartete. Als er angekommen war, fragte ihn der Mandarin, ob er Europäer und Verkündiger der christlichen Religion wäre? Der Bekenner antwortete bejahend und bat ihn, ihm seine Kleider wieder geben zu lassen, was ihm bewilligt wurde. Sobald er seine Kleider angezogen hatte, hing man ihn an den Händen an einem Galgen auf, so daß seine Füsse die Erde nicht berühren konnten; aber da seine äusserste Schwäche leicht vermuthen ließ, daß er diese Qual die ganze Nacht hindurch nicht aushalten würde, so ließ man ihn sich auf eine Art hölzernes Bänkchen setzen, an welches seine Beine enge befestigt wurden, um seine Flucht unmöglich zu machen.

In diesem Zustande brachte er die Nacht zu, indem er Gott pries, daß er wie sein göttlicher Meister behandelt werde und seine

Beschimpfungen und Leiden theile. Früh am andern Morgen führte man ihn wie einen Missethäter mit Ketten beladen nach der Stadt Kou-Tsching, von welcher das Dorf abhängt, wo er sich befand. Weil aber die grausame Behandlung des vorigen Tages ihm die wenigen Kräfte genommen hatte, die ihm noch übrig waren, so musste er unerhörte Anstrengungen machen, um den Häschern zu folgen. Die Vorsehung kam ihrem treuen Diener zu Hülfe. Ein Heide, Namens Lieu, Vorsteher eines benachbarten kleinen Marktfleckens kam vorbei und betrachtete ihn aufmerksam. Er wurde von dem Scheine von Aufrichtigkeit und Heiligkeit gerührt, der auf seinem Gesichte und seinem ganzen Aeussern glänzte und fühlte sich zu gleicher Zeit beim Anblicke seiner Leiden von Mitleiden bewegt. Er verlangte also und erhielt die Erlaubniß, ihn auf seine Kosten in einer Sänfte bis nach Kou-Tsching tragen zu lassen. Dafür gab er den Trägern siebenhundert Sapeken, was nach französischer Münze drei Franken ausmacht. Perboyre, tief gerührt von der Liebe dieses Heiden, drückte ihm seine Erkenntlichkeit dafür aus; und wir werden später sehen, wie er nach seinem Tode diese Wohlthat zu vergelten wusste.

In Kou-Tsching angekommen, erschien der Diener Gottes zuerst vor einem Militärtribunal. Bist du Priester der christlichen Religion? fragte ihn der Mandarin. — Ja, ich bin Priester und Verkündiger dieser Religion. — Willst du deinen Glauben verläugnen? — Nie werde ich den Glauben an Jesus Christus verläugnen. — Welche Beweggründe haben dich vermocht, zur Verbreitung deiner Religion in dieses Land zu kommen? Er antwortete nicht auf diese Frage. Darauf wurde er von Neuem mit Ketten beladen und vor das Civilgericht geführt und man warf ihn in ein Gefängniß, wo er drei und dreissig Tage blieb. Während dieser Zeit wurde er einmal vor seine Richter gestellt. Man fragte ihn, welchen Weg er eingeschlagen habe, um in dieses Land zu kommen? Er antwortete, er wäre durch Nam-Chan nach Kou-Tsching gekommen. Welches sind die Christenhäuser, in welchen du logirt hast? Er schwieg still. Welches sind die Orte, in welchen du gepredigt hast? Wie viele Personen hast du zu deiner Religion herüberzuziehen gesucht? Sind alle diejenigen welche deine Predigten gehört haben, zu der Religion übergetreten, die du sie gelehrt hast? Sind andere christliche Priester in

China? Statt aller Antwort auf diese Fragen sagte er: — Ich weiß nur von mir selbst. — Welche Vortheile hoffest du aus der Predigt der christlichen Lehre zu ziehen? — Ich ermahne die Menschen Gott zu erkennen und ihm zu dienen, damit sie durch die Uebung guter Werke sich bemühen, das ewige Leben zu erwerben und das Los derer zu vermeiden, die Böses thun und ewige Strafen leiden werden. Das war das zweite Verhör, welches der Missionar in Kou-Tsching zu bestehen hatte. Die Mandarinen dieser Stadt behandelten ihn ziemlich menschlich während der ganzen Zeit, die er dort zubrachte.

Von Kou-Tsching wurde der Glaubensbekenner nach Siang-Yang-Fou, einer Stadt höherer Ordnung als Kou-Tsching gebracht. Da er vor das Tribunal der ersten Instanz gestellt wurde, richtete der Mandarin folgende Fragen an ihn: Bist du ein Europäer? Womit beschäftigest du dich? — Ich bin Europäer, und mein Amt ist es, die christliche Lehre zu predigen. — Da diese Religion in Europa angenommen ist, warum bist du nach China gekommen sie zu predigen? — Es ist überall erlaubt, diese Religion zu predigen; und deswegen bin ich gekommen, sie in China auszubreiten. — Welcher Mittel bedienest du dich zu ihrer Verbreitung? — Ich ermahne die Menschen zur Uebung guter Werke und Gott zu dienen, der uns ernährt und erhält, der die Quelle aller Güter ist und der nach dem Tode uns die ewige Herrlichkeit des Paradieses zur Belohnung gibt. Der Mandarin durch diese Antwort erzürnt, antwortete ihm ärgerlich, er verbreite eine falsche Religion, deswegen wäre er die Ursache aller Uebel die über die chinesischen Christen hereingebrochen wären und besonders über die, welche man ergriffen, mit Ketten beladen und der Strafe der Kanga [1]) unterworfen habe. Er fragte darauf, welches die Beschäftigungen der Klosterfrauen oder der christlichen Jungfrauen

---

[1]) Die Kanga besteht aus zwei, etwa vier bis fünf Fuß langen, sehr dicken Bambusstäben oder aus schweren Brettern, welche an den beiden Enden und gegen die Mitte hin mit Querhölzern verbunden sind, so daß das Ganze einer Leiter mit vier Sprossen ähnlich sieht. Zwischen den beiden mittlern Sprossen wird sie dem Delinquenten auf die Schultern gelegt und so befestigt, daß er sie weder bei Tag noch bei Nacht selbst ablegen kann. Oft werden ihm auch noch die Hände an dieselbe gebunden.

wären, und ob sie zum Dienste der Priester verwandt würden? Der Missionar antwortete, die christlichen Jungfrauen legten das Gelübde ab, Gott zu dienen und die Keuschheit zu bewahren; sie würden nie zu den Priestern zugelassen; diese liessen sich von Männern bedienen, welche sie auf ihren Reisen begleiteten. Der Mandarin, der sich durch diese Erklärung nicht befriedigen lassen wollte, ließ dem heiligen Gefangenen etwas anthun, was ihm tausendmal schmerzlicher war, als wenn man ihm das Fleisch zerrissen und die Gebeine zerbrochen hätte. Alles was die Schamhaftigkeit uns gestattet, davon zu sagen, ist, daß die Untersuchungen, welche seine Richter anstellten, ein neuer Triumph für den christlichen Glauben wurden; sie wurden selbst von Bewunderung durchdrungen und konnten sich überzeugen, daß ihr Gefangener die Krone der Jungfrauen unberührt trug, mit welcher er die der Martyrer vereinigen sollte.

Unter den Sachen, welche man den Missionaren weggenommen hatte, als die Häscher ihre Residenz überfielen, befand sich eine Kiste mit verschiedenen Gegenständen, welche zum heiligen Dienste gehörten. Man ließ sie vor den Richterstuhl bringen und zog zuerst die Büchse mit den heiligen Oelen heraus. Der Mandarin fragte, ob nicht diese Büchse das Wasser enthielte, welches die Missionare aus den ausgerissenen Augen der Kranken pressten? Denn man weiß, daß die heidnischen Chinesen die christlichen Priester dieses Verbrechens anklagen. Nachdem der Bekenner geantwortet hatte, daß die Priester solche Dinge nie thäten, reichte der Mandarin ihm das Meßbuch dar und befahl ihm mit lauter Stimme zu lesen. Der Diener Gottes gehorchte, was das Gelächter des Mandarins erregte. Er ließ ihn darauf mit den heiligen Gewändern bekleiden, weil Einige seiner Häscher ihm gesagt hatten, daß der Missionar in den öffentlichen Versammlungen der Christen ein kaiserliches Kleid trüge, um die Huldigung des Volkes zu erlangen und sich so den Weg zur Herrschaft zu bahnen. Es waren das dieselben Verläumdungen, welche die Juden früher gegen den Heiland ausstreuten. Indessen da der Mandarin seinen Gefangenen mit den priesterlichen Gewändern bedeckt sah, nahm er keine Rücksicht mehr auf die Anklage und fragte ihn, warum er sich dieser Gewänder bediene? — Um dem allmächtigen Gott ein Opfer zu bringen. — Höre auf, uns solche Thorheiten zu erzählen; ist es nicht vielmehr, um dich von der Menge der Christen anbeten zu lassen die dich umringt? — Ich habe keine andere Absicht, als mit

den Christen Gott die Huldigungen darzubringen, die ihm gebühren. — Woher kommt es denn, daß der Gott dem du dienest, es nicht verhindert hat, daß du in unsere Hände fielest und daß er dich in so viel Unglück hat stürzen lassen? — Gott lässt uns auf Erden den grössten Nöthen zum Raube, allein diese Uebel dauern nicht immer, und er wird uns die ganze Ewigkeit hindurch für das belohnen, was wir seinetwegen gelitten haben. — Wenn du deine Gesinnungen nicht änderst, so werde ich dich schwere Strafen erdulden lassen. — Ich gebe nichts um die Leiden des Körpers, weil ich nur an das ewige Heil denke. — Ich sehe wol, daß du deinen Glauben nicht verlassen willst und es umsonst wäre, wollte ich Anstrengungen machen, dich zu seiner Verläugnung zu zwingen. — Du kannst ganz sicher sein, daß ich niemals meinen Glauben verläugnen werde. Der Richter ließ ihn ins Gefängniß zurückführen und kündigte ihm an, daß er ihn am andern Tage wieder vor seinen Richterstuhl berufen würde.

In der That erschien am folgenden Tage der Glaubensbekenner von Neuem. Der Mandarin wollte wissen, ob er wirklich der Priester Thong wäre: das war der Name den er in China trug; und die Antwort war bejahend. Darauf sagte der Richter, die europäischen Priester schlichen sich in China ein, um dort ein süsses und angenehmes Leben zu führen, denn man habe sie nie leiden lassen, aber er würde sie so behandeln, daß ihnen die Lust verginge, in dieses Land zurückzukehren. Deswegen ließ er den Gefangenen mit nackten Knieen sich auf eiserne Ketten setzen und ließ ihn in dieser qualvollen Stellung während eines Zeitraumes von vier Stunden; darauf führte man ihn in das Gefängniß zurück.

Nach vierzehn Tagen wurde der Glaubensbekenner vor den höchsten Gerichtshof der Stadt gebracht. Der Richter fragte ihn über sein Vaterland, seine Religion und die andern Priester die sich in China befänden. Er antwortete kaltblütig, er wäre Europäer, bekenne die christliche Religion, er wäre Verkündiger dieser Religion und er habe sich einzig deswegen nach China begeben, sie zu verkündigen und die Chinesen dafür zu gewinnen; um hineinzukommen, habe er den Weg genommen, auf dem man ihn nach Siang-Yang-Fou gebracht hätte und er wäre von keinem andern Missionar

begleitet. Der Richter warf ihm vor, er sage die Wahrheit nicht und erklärte ihm, er wisse ganz gewiß, daß drei europäische Missionare in der Provinz seien. Der Diener Gottes antwortete ihm, er wisse nicht, wohin sie sich zurückgezogen hätten. Darauf griff der Richter zu andern Mitteln und bemühte sich, ihn zum Abfalle zu bringen; allein seine Versprechungen, seine Drohungen und seine Anstrengungen scheiterten an der ruhigen Festigkeit des Bekenners, der, nachdem er ein für allemal erklärt hatte, daß nichts auf der Welt ihn zur Verläugnung des Glaubens bringen könne, sich auf ein bescheidenes aber entschlossenes Stillschweigen beschränkte. Der durch seine unerschütterliche Standhaftigkeit erbitterte Richter ließ ihn sich mit blossen Knieen auf eine eiserne Kette setzen und an ein Folterinstrument, Namens Hang-tse aufhängen. Es ist das eine Maschine die über dem Haupte des Gefangenen angebracht ist, an welcher die vereinigten Daumen beider Hände und der Zopf von den Kopfhaaren befestigt sind. In dieser Stellung ist es unmöglich, die geringste Bewegung zu machen ohne grausame Schmerzen zu empfinden.

Der Bekenner blieb so vier ganze Stunden aufgehängt und ein Häscher hatte zur Vermehrung seiner Leiden Befehl, ihn an den Haaren zu fassen und heftig zu schütteln. Während dieser Zeit beschimpfte ihn der grausame Mandarin und fragte die gegenwärtigen Christen, ob sie fänden, daß ihr Vorsteher in einer angenehmen Lage wäre? Wisset wohl, fügte er bei, daß die Hölle und der Himmel, die er euch gepredigt hat, nicht bestehen. Doch habt ihr ein Bild von Leiden vor euch; ihr seht die Hölle in dem Zustande dieses Missionars und in dem eurigen, da ihr zum Gefängnisse verurtheilt mit Ketten beladen und zu den grausamsten Qualen bestimmt seid. Der Himmel dagegen besteht darin, daß man sich in einer solchen Stellung wie die meinige befindet, zu Würden erhoben ist, prächtig gekleidet ist, auf weichem und kostbarem Lager ruht und die Freuden geniesst, welche kostbare Speisen und ausgesuchte Getränke verleihen, das ist der Himmel, das ist die Hölle. Alles was man euch von einem andern Leben sagt, verdient gar keinen Glauben; das sind Fabeln, welche die Priester erfunden haben, denn die Menschen können nur leiden, so lange sie leben und nicht, wenn sie todt sind. Nach vier Stunden der Leiden und

Beschimpfungen wurde der Dulder ins Gefängniß zurückgeführt, wo man ihn zehn Tage lang in Ruhe ließ.

Am Ende dieser Zeit wurde sein Muth in einem vierten Verhöre auf neue Proben gestellt. Der Mandarin kam darauf zurück, er solle seine Religion verläugnen, aber seine Bemühungen hatten keinen andern Erfolg als früher. Darauf ließ er ihm, vor Aerger aufs Aeusserste gebracht, mit einem Instrument, das aus drei Lagen dicken Leders bestand und die Form einer langen und breiten Sohle hatte, vierzig Schläge ins Gesicht geben. Die Schergen schlugen ihn so heftig, daß sein Gesicht zermalmt zu sein schien; seine Wangen schwollen ausserordentlich auf, von seinem Gesichte und aus seinem Munde floß eine grosse Menge Blut; seine Kinnladen waren zerquetscht, so daß er weder essen noch reden konnte, mit einem Worte, sein Gesicht hatte keine menschliche Gestalt mehr. Mit dieser Unmenschlichkeit noch nicht zufrieden, ließ der Mandarin ihn auch noch auf die beschriebene Art an die schreckliche Maschine Hang-tse befestigen und ließ ihn einen halben Tag in dieser grausamen Stellung. Mitten unter diesen abscheulichen Martern zeigte sich der Kämpfer Jesu Christi als würdigen Jünger seines Meisters; er stieß keinen Schmerzensschrei aus; man hörte selbst keinen Seufzer. Er entwickelte eine solche Standhaftigkeit und eine so grosse Seelenruhe, daß die Umstehenden und der Mandarin selbst davon betroffen waren. Beim Sinken des Tages wurde er ins Gefängniß zurückgeführt, indem er Gott lobte, daß er würdig befunden worden, für ihn zu leiden. Das waren die letzten Prüfungen die er in Siang-Yang-Fou zu erdulden hatte.

Zehntes Kapitel.

Abreise Perboyre's nach Ou-Tschang-Fou. Grausamkeiten die man an ihm verübte.

Kurze Zeit nach dem Verhöre, wovon soeben geredet worden, wurde der Gefangene Jesu Christi nach Ou-Tschang-Fou, der Hauptstadt der Provinz, die ungefähr hundert und vierzig Meilen entfernt war, geführt. Er reiste mit zehn Christen ab, die sich im Bekenntniß des Glaubens fest gezeigt hatten. Sie hatten Alle die

Fesseln am Halse, an Händen und Füssen. Ausserdem ging ein Eisenstab, ungefähr drei Spannen lang und oben an ihrem eisernen Halsbande befestigt, über die Brust bis unter den Magen herab und die Arme wie die Hände waren senkrecht an diesen Stab befestigt. Man kann sich denken, wie peinlich diese Reise für Perboyre sein musste, der schon so leidend war. In Ou-Tschang-Fou angekommen, wurden die Gefangenen vor einen kleinen Mandarin gebracht, der ihre Namen aufnahm; darauf führte man sie in die abscheulichen Gefängnisse, in welche man die grössten Verbrecher wirft.

Man wird sich schwerlich eine Idee von all dem machen, was er in diesem schrecklichen Aufenthaltsorte leiden musste. Dort fand sich Alles zusammen, was auch die heldenmässigste Geduld ermüden und ein Gefängniß unerträglich machen kann. Er hatte Anfangs viel von der unersättlichen Habsucht der Wärter zu leiden, die gewöhnt waren, wenn man ihnen einen Gefangenen zubrachte, ihn mit barbarischer Abgefeimtheit zu quälen, um Geld von ihm zu erlangen oder seine Verwandten und Freunde zu zwingen, ihren Geiz zu befriedigen. Sie schnürten ihnen die Arme so stark mit Stricken, daß ihnen das Blut aus den Fingern heraussprang. Da man den Eingesperrten nicht erlaubte zur Verrichtung der drängenden natürlichen Bedürfnisse hinauszugehen, mussten sie Tag und Nacht mitten in diesem Unrathe liegen und den ekelhaftesten Gestank einathmen. Aus der Verwesung dieser Abgänge erzeugte sich ein Haufen unzähliger Würmer und Insekten, eine fortwährende Geissel für die unglücklichen Gefangenen, deren Glieder von diesen Thieren zernagt, deren Kleider verunreinigt wurden. Die Nahrung war ungenügend und von schlechter Beschaffenheit, die Luft mit stinkenden Miasmen geschwängert; was aber für Perboyre das härteste war, das war die Gesellschaft einer Menge Verbrecher, die mit allen Lastern vertraut, keine Zurückhaltung weder in ihren Worten noch in ihren Handlungen beobachteten; die den Mund nur öffneten, um die schmutzigsten Reden, Flüche, Verwünschungen, Gotteslästerungen und Alles was ein religiöses Herz leiden machen kann, auszuspeien. Die Gefangenen wurden auch jeden Abend einer ausserordentlich unbequemen Operation unterworfen. Man schloß einen Fuß in eine Art hölzernen Schraubstock, der an der Mauer befestigt war. Da dieser Fuß stark gepresst war, so verhinderte er sie, sich zu bewegen und machte ihnen grosse Pein, nicht bloß wegen der Kälte die diesen

Körpertheil erstarren machte, sondern auch weil das andere Bein sich nicht ausstrecken konnte und sie befanden sich so in einer sehr belästigenden Lage. Die Folgen dieser Behandlung waren für Perboyre die, daß ein Theil seines Fusses in Verwesung überging, und daß eine seiner Zehen gänzlich vertrocknete. Er brachte wenigstens neun Monate in dieser Art Hölle zu und übertrug alle diese Leiden mit einer so bewunderungswürdigen Geduld, daß er endlich seine Wächter erweichte und ihre Neigung sich erwarb. Sie wollten ihn von der eben beschriebenen Strafe befreien; aber da die andern Gefangenen bemerkten, daß man ihm den Fuß nicht in Fesseln lege, so fingen sie an, über die Nachsicht der Wächter zu murren. Zur Vermeidung jeglichen Vorwandes zu unpassenden Reden erhielt Perboyre es, daß man ihn wie die Andern behandelte, indem er sagte, er wolle auch diese Qual noch gerne aus Liebe zu Gott ertragen. Daher hatte er diese Strafe bis zu seinem Tode zu erdulden.

Die Stadt Ou-Tschang-Fou sollte der Schauplatz der Kämpfe und Siege des unerschrockenen Streiters Jesu Christi werden. Dort sollte seine Liebe zu Gott auf die schrecklichsten Proben gestellt werden, dort auch sollte er die Marterpalme erringen. Wenn die Mächte der Hölle sich bereiteten, ihm die schrecklichsten Angriffe zu liefern, so bereiteten die himmlischen Kräfte ihm überflüssigen Beistand, um ihm zu helfen, in diesem langen und schmerzlichen Ringen zu triumphiren. Sein erstes Verhör fand vor dem peinlichen Gerichtshofe statt. Der höchste Mandarin des Gerichtes nahm das Wort und sagte zu ihm: Da du Europäer bist, warum hast du dein Vaterland verlassen, und bist nach China gekommen? — Ich habe diese Reise unternommen zur Ausbreitung der christlichen Religion in diesem Lande. — Du konntest das in Europa thun, ohne nach China zu kommen, das zu betreten durch den Kaiser verboten ist, und wo die Völker, die in der Kenntniß einer grossen und edlen Religion unterrichtet sind, die christliche Religion nicht annehmen können. Perboyre antwortete nicht auf diese Frage. Der Mandarin drängte ihn darauf sehr, seine Religion abzuschwören; da er aber sah, daß er sich mit Festigkeit weigerte, wollte er versuchen, ob er ihn durch Leiden dazu brächte und ließ ihn auf eiserne Ketten und spitzige Scherben knien, wo man ihn mehrere Stunden ließ.

Während er sich in dieser Stellung befand, kam ein Glaubensbekenner, der vor dasselbe Gericht gestellt worden war, an ihm vorbei und begehrte die sakramentale Lossprechung. Perboyre ertheilte sie ihm in Gegenwart der ganzen Versammlung und übte so das Amt des Richters der Barmherzigkeit in Gegenwart der gottlosen Obrigkeit, die ihn so barbarisch behandelte. Dieser Bekenner hieß Stanislaus; er war ein eifriger und musterhafter Christ, dessen Tugenden ihm selbst die Zuneigung seiner heidnischen Mitbürger erworben hatten. Er wurde kurze Zeit nach Perboyre gefangen; die Heiden selbst vergossen Thränen, als sie diesen so achtbaren Mann in den Händen seiner Feinde sahen. Im Gefängnisse angekommen, erduldete er alle Arten schlechter Behandlung von Seiten der Häscher, die, nachdem sie ihm Fesseln an den Hals, an Hände und Füsse gelegt, ihn neben einen Kübel voll Mist und Unrath stellten. Der Mandarin berief ihn oft vor seinen Richterstuhl; er wollte, daß er zum Zeichen des Abfalles das Kreuz mit Füssen trete, aber Stanislaus blieb unerschütterlich. Nachdem man ihm anderthalben Monat zugesetzt und ihn gemartert hatte, führte man ihn nach Siang-Yang-Fou. Als der Mandarin ihn fragte, ob es wahr sei, daß die christlichen Frauen sich der Verführung Preis gäben, antwortete er ihm mit Festigkeit: Die christliche Religion verbietet nicht bloß das Laster der Unreinigkeit, sondern erlaubt nicht einmal, seinen Namen auszusprechen. Diese Antwort beschämte den Mandarin, der sich dadurch rächte, daß er Stanislaus dreissig Schläge ins Gesicht geben ließ. Darauf wurde er von Stadt zu Stadt, von Gerichtshof zu Gerichtshof, von Gefängniß zu Gefängniß geschleppt, und so machte dieser furchtlose Mann mehr als zweihundert Meilen zu Fusse, litt Hunger und Durst, Regen und Kälte, die Unbilden und Mißhandlungen der Häscher und Gefängnißwärter. Er hatte einen andern Christen als Genossen, einen Glaubensbekenner, der des Gebrauches der Augen beraubt war. Man hatte sie zusammengekettet und Stanislaus, voraufgehend, führte den Blinden. Aber dieser strauchelte und fiel oft, und da die Kette um den Hals des Stanislaus ging, so brachte der Blinde bei jedem Falle seinem Gefährten einen so heftigen Stoß bei, daß das Fleisch am Halse davon zerrissen war und sie oft Beide zugleich stürzten. Die Häscher waren so grausam, diesem armen Blinden seinen Mangel an Vorsicht vorzuwerfen; aber Stanislaus ertrug Alles mit unveränderlicher Geduld; er ließ nicht ein Wort der Klage hören; er

selbst tröstete den Blinden und ermahnte ihn mit den Worten: Wir sind Sünder, nehmen wir diese heilsame Busse an. Stanislaus wurde endlich nach Ou-Tschang-Fou gebracht. Er erschien oftmals vor dem Mandarin, der ihn zu wiederholten malen foltern ließ und immer vergeblich, um ihn zu zwingen, seine Religion abzuschwören. Die Leiden hatten ihn jedoch so erschöpft, daß er sich nur, auf Hand und Fuß kriechend, vor den Richterstuhl begeben konnte. Es war bei einer dieser Gelegenheiten, daß er an dem Diener Gottes vorbeikam und ihn bat, ihm die Lossprechung zu geben, damit er, durch dieselbe gereinigt, sich um so besser auf seinen Tod vorbereiten könne, dem er sich nahe fühlte. In der That vollendete er drei Tage nachher in seinem Gefängnisse, in Folge der Mißhandlungen die er erduldet hatte. Perboyre übte noch ein anderesmal das Amt der Versöhnung an einem andern Christen, der ihn in Gegenwart der Richter um die Lossprechung bat.

Kurze Zeit nach dem Verhöre, wovon wir gesprochen haben, ließ derselbe Mandarin den Missionar zum zweitenmale erscheinen und befragte ihn dringender um die Absicht, die ihn nach China geführt habe. — Ich bin nicht dahin gezogen worden durch die Lockungen der Reichthümer, der Ehren, des Beifalls und der Genüsse, sondern von dem blossen Verlangen für Gottes Ehre und das Heil der Seelen zu wirken. — Jetzt aber, da du mit Ketten beladen und von so vielen Qualen betroffen bist, reut es dich ohne Zweifel, daß du einen solchen Gedanken gehabt hast? — Ich bin weit entfernt, es zu bereuen, noch mehr, ich betrachte es als eine grosse Ehre für mich, diese Ketten zu tragen und von allen Arten Martern betroffen zu werden. — Aber hast du den Gott gesehen, dessen Verehrung du mit so vielen Anstrengungen zu verbreiten strebst? fragte ihn der Mandarin, der die Antwort voll Weisheit, die er eben gehört, als Thorheit betrachtete. — Der Herr der Welt, erwiederte ihm der Glaubensbekenner, ist ein Wesen, das keinen Anfang gehabt hat und der als Geist mit den leiblichen Augen nicht gesehen werden kann. Uebrigens lernen wir in unsern heiligen Schriften, daß er da ist, und alle Wahrheiten, die in unsern heiligen Büchern enthalten sind, sind gewisser als Alles, was man mit den leiblichen Augen sehen kann. — Du handelst gewiß wie ein Wahnsinniger, entgegnete der Mandarin, da du

deinen Büchern so grosses Ansehen zuschreibst und dich durch diese Einbildungen täuschen lässest; du wärest des Mitleids würdig, wenn du Andere nicht getäuscht und der Bevölkerung geschadet hättest, der du deine thörichte Lehre verkündigt hast.

Nachdem er zweimal vor dem peinlichen Gerichtshofe gestanden, wo er glorreich seinen Glauben bekannte, wurde der Diener Gottes vor den bürgerlichen Gerichtshof berufen. Der Vorsitzende richtete ähnliche Fragen an ihn wie die oben mitgetheilten; der Bekenner gab dieselben Antworten, erneuerte sein Glaubensbekenntniß und weigerte sich, die Christen und Priester anzugeben, deren Namen und Wohnort man zu erfahren suchte. Der Mandarin drängte ihn von Neuem, allein er setzte seinen Bemühungen den unbesiegbarsten Widerstand entgegen. Man wollte versuchen, ob man ihn nicht durch neue Martern beugen könnte. Man ließ ihn sich also mit blossen Knieen auf eiserne Ketten setzen, mit aufgehobenen Händen, die mit einem starken Stücke Holz beschwert waren, das er von neun Uhr Morgens bis zum Abend tragen musste; und als wenn das noch nicht genug wäre, hatten die Häscher Befehl, ihn hart zu schlagen, sooft er von Ermüdung und Leiden erschöpft, dieses Stück Holz fallen ließ, oder selbst wenn seine Arme sich nur beugten. Der edelmüthige Bekenner ertrug diese lange und schreckliche Folter mit demselben Muthe und derselben Seelenruhe, wie er alle andern ertrug und wurde darauf in sein Gefängniß zurückgeführt.

In einer andern Sitzung warf ihm der Mandarin mit vielem Ungestüm und Aerger vor, daß er durch seine Betrügereien das Volk getäuscht und ihnen alle die Uebel zugezogen habe, welche jetzt die Christen betroffen hätten, die nun vor seinen Richterstuhl gebracht wären. Er befahl diesen Christen, ihm ins Gesicht zu speien, ihm zu fluchen und ihn zu schlagen, und Einem von ihnen, ihm die Haare auszureissen. Es fanden sich fünf dort, welche die Feigheit hatten, abzufallen. Diese Unglücklichen gehorchten dem gottlosen Befehle des Mandarins und spieen gegen den Diener Gottes beschimpfende Worte aus, die sie mit Mißhandlungen begleiteten. Ein anderer Christ aber stellte sich, als gehorche er dem Richter, näherte sich ehrerbietig dem Missionar und nahm ihm ein Haar, das er wie eine Reliquie bewahrte. Da er das vor aller Welt that und der Mandarin sich nicht widersetzte, errötheten die Abtrünnigen über ihre Feigheit und machten den Unbilden und Be-

schimpfungen, denen sie sich überlassen hatten, ein Ende. Die andern Christen blieben fest im Glauben und gaben ein glänzendes Zeugniß für die Religion. Was den Diener Gottes betrifft, so ertrug er, ohne sich zu beklagen, die Unbilden dieser unglücklichen Abtrünnigen, obgleich sie ihm doch um so empfindlicher sein mussten, da sie von Seiten derer kamen, die seine Kinder und Brüder im Glauben waren.

Eilftes Kapitel.

Weitere Leiden Perboyre's.

Bei der Rückkehr in sein Gefängniß unterließ Perboyre niemals im Ergusse seines Herzens Gott für die besondere Gunst zu danken, die Er ihm erwiesen und bat Ihn, seinen Muth bis zum Ende aufrecht zu erhalten. Die Zeit, welche er dort zubrachte, verwandte er, sich mehr und mehr in der Liebe zu befestigen und den Herrn zu beschwören, seinen Henkern zu verzeihen. Er betrachtete oft die Leiden, welche der Sohn Gottes für die Menschen erduldet hatte. Wenn man glaubte, ihn niedergeschlagen und gebrochen zu haben, erhob er sich wieder durch das Gebet, wie der matte Stängel sich wieder erhebt, wenn er durch sanften Thau erfrischt wird. Er rief ohne Unterlaß Maria an, seine liebe Mutter, die Engel, die Martyrer und alle Heiligen, welche von der Höhe des Himmels seinen Kämpfen zuschauten.

Bis dahin hatte er von Seiten der verschiedenen Mandarinen gelitten, vor welchen er erschien; aber er war dem Vicekönig von Ou-Tschang-Fou noch nicht vorgestellt worden, der seine Geduld auf viel härtere Proben stellen und ihm die schönsten Triumphe bereiten sollte. Dieser Mensch, wild wie ein Tiger, hatte sich den Ruf der Grausamkeit im ganzen Reiche erworben. Wenn man Verbrecher vor ihn führte, sah man ihn vor Wuth ausser sich gerathen; er behandelte sie mit einer kaum glaublichen Barbarei; man erzählt sogar, daß er zuweilen von der Wuth fortgerissen, vergaß, was er seinem Range und seiner Würde schuldig war; er sprang von seinem Richterstuhle auf, stürzte sich auf die Angeklagten und riß ihnen mit eigenen Händen die Augen aus. Wenn er aber mit Christen zu thun hatte, so kannte seine Wuth keine Gränzen; er trug einen

höllischen Haß gegen sie und hatte geschworen, ihre Religion in der ganzen Provinz zu vertilgen. Der Diener Gottes wurde also vor diesen wilden Menschen gestellt, den die ganze Provinz fürchtete. Er erklärte, daß er Priester sei, er bekannte seinen Glauben mit fester und ruhiger Würde. Während er dieses Glaubensbekenntniß ablegte, brachte man ein sehr gut gemaltes Bild der Mutter Gottes zum Richterstuhle, das man bei der Zerstörung der Residenz der Missionare weggenommen hatte. Unter den Verläumdungen aber welche die chinesischen Heiden den Christen aufbürden, schreiben sie ihnen auch den Gebrauch zu, daß sie den Kranken die Augen ausreissen, und sich ihrer wie sie sagen, bedienten um Farben daraus zu ziehen zur Verfertigung schöner Gemälde. Der Vicekönig klagte den Diener Gottes an, er habe sich oft dieses Verbrechens schuldig gemacht; und zur Strafe für seine Antwort daß er solche Abscheulichkeiten nie begangen habe, ließ er ihn an den Haaren aufhängen und ließ ihn mehrere Stunden in dieser Stellung.

Es wäre unmöglich, die abgefeimte Barbarei zu beschreiben, die der Vicekönig erfand, die Geduld des Missionars zu ermüden, um ihn zu zwingen, Jesus Christus zu verläugnen und die Priester und Christen anzugeben, welche er kannte. In einer dieser schrecklichen Sitzungen heftete man ihn mit den Händen an eine Art Kreuz und er blieb so aufgehangen von neun Uhr Morgens bis zum Abend. Bei einer andern Gelegenheit ließ der Richter mit einer eisernen Spitze in die Stirne des Angeklagten folgende Worte eingraben: Kiao-Feï, welche bedeuten: Abscheuliche Sekte. Bald band man ihn an eine grosse Maschine, man erhob ihn in die Luft vermittelst Stricken und Rollen und ließ ihn mit seinem ganzen Gewichte niederfallen, so daß sein Körper dadurch zerschellt und seine Glieder verrenkt wurden. Bald legte man ihm, während er auf eisernen Ketten kniete, mit den Haaren an einem Galgen beinahe aufgehangen war und die gekreuzten Arme durch einen Strick gewaltsam gespannt und an ein Stück Holz gebunden hatte, einen Balken auf die Waden, an dessen Enden zwei Männer sich schaukelten, was dem Angeklagten die abscheulichsten Martern verursachte. Um die Prüfungen zu ändern, ließ man ihn auf einen sehr hohen Stuhl sitzen, damit seine Füsse die Erde nicht berühren könnten. Dort befestigte man ihn mit Stricken, die fest um seine Schenkel geschnürt wurden; dann hing man an seine Füsse Steine von ungeheurem Gewichte, die in den Knien unerträgliche Schmerzen ver-

ursachten. Anderemale band man ihm ebenfalls die Schenkel auf dieselbe Weise, wie eben gesagt, aber mit dem Unterschiede, daß das Bänkchen niedriger war und die Füsse des Dulders auf der Erde ruhten. In diesem unbeweglichen Zustande ließ man ihm mit Gewalt grosse Steine unter den Fußsohlen durchziehen, was nicht weniger heftige Schmerzen ihm verursachte. Während dieser langen Reihe von Qualen verlor der Diener Gottes nichts von seiner Ruhe und Heiterkeit; man hörte ihn nicht bloß niemals einen Schrei oder eine Klage ausstossen, sondern man sah auch auf seinem Gesichte die Freude glänzen, welche sein Herz berauschte. Wenn er diese Verhöre verließ, waren alle seine Gebeine verrenkt, die Kräfte fehlten ihm, die Schergen mussten ihn in sein Gefängniß tragen, wo ihn neue Prüfungen erwarteten. Den abscheulichen Martern wovon wir eben gesprochen haben, folgte ein Monat der Ruhe. Der Vicekönig wollte ihn wahrscheinlich wieder einige Kräfte gewinnen lassen, um länger an ihm seine unersättliche Wuth auslassen zu können.

Als der Monat zu Ende war, erschien Perboyre wieder vor dem Criminalgerichte. Während er die Folterqualen bestand, befahl ihm sein Verfolger zu sagen, welchen Weg er zum Eindringen in das Innere China's genommen, in welchen Häusern er sich aufgehalten, welche Personen ihm beim Eintritt behülflich gewesen; aber er beobachtete Stillschweigen, da er wusste, daß er nicht gehalten war zu antworten und daß ausserdem die mindeste Eröffnung die Missionare und Christen den grausamsten Erpressungen aussetzen würde. Der erzürnte Richter ließ ihm mit der dicken ledernen Sohle wovon schon Erwähnung geschehen, fünfzehn Schläge ins Gesicht geben, und weil er dachte, er habe mehrere Christen bestärkt, die unerschütterlich unter den Folterqualen geblieben waren, die man angewandt hatte, sie zum Abfalle zu bringen, fragte er ihn, welchen geheimnißvollen Trank er diese Christen hätte trinken lassen, die ihre Religion nicht hätten verläugnen wollen? Der Diener Gottes antwortete, er habe ihnen keinen Trank gegeben; und diese Antwort trug ihm noch zehn Schläge mit der Sohle ins Gesicht ein.

Unter den Gefangenen, welche der Grausamkeit der Mandarinen anheimgefallen waren, befand sich eine Jungfrau, Namens Anna Kao, welche die Christen durch ihre Tugenden lange erbaut hatte. Sie wurde in ihrem Hause ergriffen, während sie im Gebete war. Sie bekannte den Glauben mit einer Festigkeit und Standhaftigkeit, welche die Gläubigen mit Bewunderung erfüllte und die Heiden und

die Mandarinen selbst in Erstaunen setzte. Die Häscher, welche sie ergriffen, verlangten, daß sie das Kreuz mit Füssen trete, mit Todesdrohungen, wenn sie es nicht thue. Sie antwortete ohne Zögern, sie ziehe den Tod vor. Darauf führten sie dieselbe vor den Richterstuhl, um sie vor den Mandarinen erscheinen zu lassen. Diese legten ihr auf, auf eine eiserne Kette niederzuknieen, zwei Häscher legten ihr die Säbel auf ihren Hals um sie zu erschrecken, und in diesem Zustande forderte man sie auf, das Kreuz mit Füssen zu treten. Aber die furchtlose Jungfrau sagte zu ihnen: Haut mir den Kopf ab, wenn ihr wollt, nie werde ich meine Religion abschwören. Ein Mandarin fragte sie, ob sie wirklich in dem Sinne, wie es die Christen verständen, Jungfrau wäre. Sie antwortete kühn: Ich bin beständig von meiner Kindheit an Jungfrau geblieben. Darauf schrieb er einen in China gebräuchlichen Versuch vor, um sich von der Thatsache zu überzeugen. Wenn man erkennen will, ob eine Person ihre Jungfrauschaft bewahrt habe, oder nicht, so legt man ihr auf Haupt und Hals eine Schnur oder ein Band, das mit gewissen Substanzen getränkt ist. Wenn das Band seine Farbe ändert, so ist das ein Beweis, daß die Person die Enthaltsamkeit nicht immer bewahrt hat; wenn es sie nicht ändert, so ist es ein Beweis für das Gegentheil. Dieser Versuch, welchem die Jungfrau unterworfen wurde, diente zur Erhöhung ihrer Ehre; die Mandarinen gestanden, daß sie die Wahrheit gesagt habe. Man drängte sie noch gar oft, ihre Religion zu verläugnen; allein da alle diese Bemühungen an ihrer Festigkeit scheiterten, wurde sie zur Verbannung verurtheilt und nach Se-Tschuen geschickt.

Bei Gelegenheit dieser Jungfrau fragte der Mandarin Perbohre ob sie zu seiner Bedienung verwandt würde? Er antwortete verneinend. Darauf ließ ihn der Mandarin auf eiserne Ketten niederknieen, befahl, daß man ihm die Hände an einen Pfahl binde, während einer der Schergen ihn bei den Haaren ergriff, ihn schüttelte und aufriß, so daß er viel zu leiden hatte. Diese Qual dauerte eine Stunde. Darauf zeigte ihm der Vicekönig die Büchse mit den heiligen Oelen. — Ist das nicht, sagte er zu ihm, der Trank, dessen du dich bedienest, die Christen zu verblenden und sie im Glauben zu befestigen? — Das ist kein Trank, erwiederte der Bekenner. Dreissig Stockschläge auf die Schenkel folgten dieser Antwort.

Mehreremale forderte der Vicekönig ihn während dieses Verhöres auf, die Namen und den Wohnort der Priester, der Katecheten und Christen anzugeben, und immer beobachtete er tiefes Schweigen. Man schlug ihn ins Gesicht, man beschimpfte ihn auf unwürdige Weise, um ihn zum Reden zu zwingen, man legte ihn auf die Folter, man geisselte ihn auf die grausamste Weise; nichts vermochte ihm den Mund zu öffnen. Als aber ein Mandarin ihn fragte, ob er ein Christ sei? antwortete er auf der Stelle: Ja, ich bin ein Christ, und ich mache mir einen Ruhm und eine Ehre daraus. Darauf ließ dieser Mandarin ein Krucifix bringen und vor ihn legen und sagte ihm: Wenn du den Gott mit Füssen treten willst, welchen du anbetest, so will ich dir die Freiheit wiedergeben. Auf diesen gottlosen Vorschlag rief der Bekenner mit Thränen in den Augen: — O! wie könnte ich meinem Gott diese Schmach anthun, meinem Schöpfer und meinem Erlöser? und indem er sich mit Mühe niederbeugte, denn sein Leib war ganz zerschlagen, fasste er das heilige Bild, drückte es an sein Herz, heftete es an seine Lippen, küsste es auf die zärtlichste und liebevollste Weise und benetzte es mit seinen Thränen. Bei diesem Anblicke stürzte sich einer der Schergen auf den Diener Gottes, riß ihm das geheiligte Bild des Erlösers aus den Händen und brachte es, von einer höllischen Eingebung getrieben, mit Gegenständen in Berührung, welche die Ehrbarkeit zu nennen verbietet. Diese abscheuliche Entheiligung brach das Herz des keuschen Missionars; er stieß einen lauten Schrei aus, einen Schrei, der eine unermeßliche Trostlosigkeit kundgab und zeigte, wie viel tiefer er diese Schändung des Heiligen, als seine eigenen Qualen fühlte. Zur Strafe, daß er sich geweigert hatte, das Kreuz zu entehren, ließ man ihm hundert und zehn Schläge mit dem Pan-tse, einem langen Bambusstocke geben, womit man in China die Verbrecher schlägt.

Ein anderer Mandarin wollte ebenfalls, daß er die Kreuze mit Füssen trete, die man auf den Boden hatte malen lassen. Er antwortete: Ich kann nicht. Darauf ergriffen ihn auf erhaltenen Befehl die Schergen und zwangen ihn über die Kreuze zu gehen. Er aber schrie mit lauter Stimme: Ich bin ein Christ; nicht ich, sondern ihr entheiliget dieses erhabene Zeichen unserer Erlösung. Der gottlose Richter ließ ein Götzenbild herbeibringen und versprach dem Bekenner, ihn in Freiheit zu setzen, wenn er es anbeten wollte. Der edelmüthige Streiter antwortete mit Festigkeit:

Du kannst, wenn du willst, mir den Kopf abschlagen lassen, aber ich werde nie einwilligen, dieses Götzenbild anzubeten. Darauf befahl ihm der Richter, die heiligen Gewänder anzulegen, wie er schon in Siang-Yang-Fou gethan hatte. Nach einigen Augenblicken der Ueberlegung gehorchte Perboyre und bekleidete sich vor dem ganzen Gerichtshofe. Als sie ihn in dieser heiligen Kleidung sahen, riefen die Gerichtsleute und die Schergen: Er ist der lebendige Gott!

Der Mandarin kam auf die heiligen Oele zurück und auf das Sakrament der letzten Oelung und erneuerte die Verläumdungen, die man gegen die christlichen Priester vorbrachte und fügte bei: Wenn du die Christen nicht mit der Hoffnung auf das ewige Leben getäuscht hättest, so hätten sie dich nicht nach China kommen lassen und du hättest keine Gelegenheit gehabt, ihnen die Augen auszureissen. Wenn du nicht gestehest, daß du all dieser Dinge schuldig bist, so will ich dich schlagen lassen, wie du es verdienest. Da der Diener Gottes antwortete, er habe sich die Verbrechen nicht vorzuwerfen, die man ihm aufbürde, ließ der Vorsitzende ihm dreissig Stockschläge mit so viel Kraft auf den Rücken geben, daß das Blut von Neuem reichlich floß. Durch diese barbarische Behandlung ganz ermattet, die Augen erloschen und geschlossen, konnte er sich weder erheben, noch auf den Knieen erhalten. Nun ergriffen ihn die Schergen bei den Haaren, hoben ihn auf, warfen ihn mehreremale zur Erde und öffneten ihm die Augen, um ihn zu zwingen, den Vicekönig anzusehen, der ihn noch fragte, wie vielen Personen er die Augen ausgerissen habe? Er antwortete von Neuem, daß er dieses Verbrechens nicht schuldig sei und man ließ ihm zehn Stockschläge geben, die er mit unverwüstlicher Geduld ertrug. Der erstaunte Vicekönig konnte nicht begreifen, daß ein Mensch so viele Leiden mit so viel Ruhe ertrüge und begann zu argwöhnen, er habe ein Geheimniß, sich gefühllos zu machen. Zehn andere Streiche folgten ohne die Ruhe des Dulders zu ändern. Dann kamen neue Fragen, auf welche er nicht antwortete, entweder weil er nicht sprechen konnte, oder weil er es als unnütz ansah, so oft dieselben Verläumdungen zurückzuweisen. Der erzürnte Vicekönig befahl seinen Schergen, ihm noch fünfzehn Stockstreiche zu geben, und da sein Opfer immer stumm blieb, sagte er zu ihm: Wie? ich lasse dich schlagen, und du antwortest nicht? Dieses heldenmüthige Stillschweigen

bestärkte ihn in dem Gedanken, er habe etwas bei sich, das die Kraft habe, ihm das Gefühl der Leiden zu nehmen; er ließ ihn also seiner Kleider berauben und verordnete, ihn mit der genauesten Aufmerksamkeit zu untersuchen. Eine Krankheit hatte den Glaubensbekenner seit einigen Jahren genöthigt, sich einer Binde zu bedienen. Bei ihrem Anblicke glaubte der Verfolger endlich entdeckt zu haben, was er suchte und zweifelte nicht mehr, daß es das Werkzeug sei, welches das Gefühl in ihm abstumpfe. Der Diener Gottes widersprach, wiewol fruchtlos, dieser unsinnigen Meinung des Vicekönigs; wie deutlich auch seine Krankheit war, man wollte überzeugt scheinen, er trüge einen Talisman und nahm davon Gelegenheit, ihn mit Verläumdungen zu beladen. Um den vorgeblichen Zauber, der eine so wunderbare Wirkung hervorbringe, zu zerstören, ließ der Vicekönig darauf einen Hund erwürgen, zwang den Bekenner von dem Blute dieses Thieres zu trinken und sich den Kopf damit einreiben zu lassen; darauf ließ er ihm auf die Beine sein Mandarinensiegel drücken.

Nach diesem so langen und schrecklichen Verhöre wurde der Diener Gottes, der nur noch einen Lebenshauch zu haben schien, in sein Gefängniß zurückgetragen. Am andern Morgen jedoch führte man ihn vor den Richterstuhl zurück, wo ihn eine noch abscheulichere Sitzung erwartete, wie die vorhergehende. Der Vicekönig, wüthend, daß er ihn am vorigen Tage nicht hatte zwingen können, erneuerte die Fragen, die er an ihn gerichtet hatte und versicherte ihm, er werde ihn wohl zwingen, alle Verbrechen zu gestehen, die ihm zur Last gelegt worden. Der Gefangene antwortete, er habe dem, was er schon gesagt, nichts beizufügen. Alsbald entkleidet man ihn auf ein Zeichen des Mandarins, man lässt ihn auf die Erde legen und gibt ihm zehn Stockschläge über den Rücken. Der Mandarin wiederholt darauf seine Verläumdungen wider den heiligen Missionar und richtet eine Menge verfänglicher Fragen an ihn, die ohne Antwort bleiben. Er lässt ihm noch zehn Stockschläge geben, indem er sagt: Umsonst verlangst du schnell zu sterben; ich will dich lange Zeit hindurch die brennendsten Schmerzen erdulden lassen; jeden Tag wirst du mit neuen Qualen gefoltert werden, und diesen Tod, den du wünschest, wirst du erst finden, nachdem du die ärgsten Qualen erschöpft hast. Darauf gab er Befehl, ihn an die Folter zu hängen; da aber der Bekenner Jesu Christi nicht mehr gehen und sich aufrecht halten konnte, so wurde

er von den Schergen gepackt und aufgehängt, und die Henker wurden beordnet, eine Maschine anzuspannen und nachzulassen, an welcher seine Haare befestigt waren. Nachdem man ihn so eine Stunde lang gefoltert hatte, nahm man ihn halbtodt von der Folter herab, legte ihn vor den Vicekönig und öffnete ihm die Augen, um ihn zu zwingen, seinen Verfolger anzusehen, der während dieser Zeit sich über ihn lustig machte, ihn beschimpfte und fragte, ob er sich wohl befände?

Der Tyrann blieb nicht dabei. Da er um jeden Preis über die Standhaftigkeit des Martyrers triumphiren wollte, machte er einen neuen Versuch, drängte ihn lebhaft, auf genügende Weise die Fragen zu beantworten, die er ihm stellte und zu gestehen, daß er der Verbrechen schuldig sei, deren man ihn angeklagt habe. Dieses Drängen erhält keine Antwort. Der Richter, wüthend über sein Stillschweigen, lässt ihn mehreremale grausam schlagen, bald mit Stockschlägen, bald mit der schweren ledernen Sohle, allein weder der Stock noch die Sohle können die Festigkeit des Missionars besiegen. Man erzählt, daß der Vicekönig beim Anblick dieser unbesieglichen Standhaftigkeit sich vor Wuth nicht mehr halten konnte, und da er glaubte, man schlüge nicht kräftig genug zu, stürzte er sich von seinem Sitze, ergriff selbst das mörderische Werkzeug und versetzte seinem Opfer so schreckliche und zahlreiche Hiebe, daß alle Welt seinen Tod als unvermeidlich und nahe betrachtete. Die Heiden selbst schauderten über die Grausamkeit des Vicekönigs; sie klagten ihn der Wildheit gegen einen Menschen an, dessen Sanftmuth und Geduld endlich ihr Interesse erregt hatte; selbst die Mandarinen und Schergen waren unwillig über diese Grausamkeiten, die an einem Gefangenen verübt wurden, an dem man nichts Tadelnswerthes hatte finden können.

Als der Verfolger seinen unversöhnlichen Haß gesättigt, oder besser zu sagen, als ihm die Kräfte fehlten, wurde Perboyre, beinahe in den letzten Zügen, in sein Gefängniß zurückgebracht. Nach dem Geständniß der Schergen hatte er an diesem Tage mehr als zweihundert Streiche erhalten. Die Wächter, welche ihn in solchem Zustande empfingen, fühlten sich von Mitleiden bewegt; damit seine ganz mit Blut getränkten Kleider sich nicht in das zerschlagene Fleisch klebten, beeilten sie sich, sie ihm abzunehmen und zu waschen. Der Katechet Andreas Fong, der ihn in seinem Gefängnisse gesehen hat, als man ihm seine Kleider auszog, hat erklärt, daß sein Gesicht

in erstaunlicher Weise aufgeschwollen war, daß sein Fleisch durch den Stock und die Geissel derart zerrissen und durchwühlt gewesen, daß hie und da Fetzen davon um seinen Leib hingen, daß ungeheure Lappen davon abgerissen gewesen, daß alle seine Glieder nur eine Wunde darboten und daß er nicht mehr einem Menschen gleich gesehen, ähnlich seinem göttlichen Heilande, von welchem geschrieben steht: „Von der Fußsohle bis zum Scheitel war kein gesundes Glied an ihm; sein ganzer Leib ist nur eine Geschwulst und triefende Wunde.[1]) Wir haben ihn gesehen wie einen Aussätzigen. Er war ohne Gestalt und ohne Schönheit.“[2]) In der That, der Leib des Bekenners war zerquetscht und zerstückelt, aber von der allmächtigen Kraft Jesu Christi unterstützt, hatte er alle diese Qualen mit einer Heiterkeit ertragen, die noch in seinem Blicke und in dem zerschlagenen Gesichte stralte und die zeigte, wie glücklich er sich schätzte, für seinen Gott zu leiden. Mitten unter so vielen Foltern, die er an diesem so blutigen Tage erduldete, hörte man kaum ein schwaches Stöhnen und einige Seufzer, welche die Natur ausstieß, die im Uebermasse litt; und als der Katechet ins Gefängniß zurückkehrte, fand er den Bekenner auf den Knieen und im Gebete.

Zwölftes Kapitel.

Perboyre's Tod.

Nach dem im vorigen Kapitel erzählten Verhöre erklärten die Henker sich besiegt und wollten einen Kampf nicht mehr fortsetzen, der nicht zu ihrem Vortheile war. Während vier Monaten hatten sie gegen ihr Schlachtopfer alle Mittel angewandt, welche der Genius der erfindungsreichsten Grausamkeit darbieten kann. Man hatte nichts vergessen, was seine Geduld erschöpfen und über seine heldenmüthige Festigkeit triumphiren konnte. Bloß in der Stadt Ou-Tschang-Fou hatte man ihn mehr als zwanzig Verhöre bestehen lassen, mit welchen man Mißhandlungen verschiedener Art verband,

---

[1]) Isaias 1, 6.

[2]) Isaias 53, 4.

und viel fehlt daran, daß wir Alles erwähnt hätten, was er zu erdulden hatte. Wahrscheinlich gegen Mitte Januar war es, als seine Henker es müde wurden, ihn zu verfolgen und der Vicekönig ihn zur Erdrosselung verurtheilte. Aber da das Urtheil erst nach der Bestätigung des Kaisers vollzogen werden konnte, so blieb Perboyre noch acht Monate lang in seinem Gefängnisse. Man weiß, in welchem Zustande er sich befand, als man ihn dahin zurückbrachte und staunt mit Grund darüber, daß er so viele Qualen an einem solchen Orte überlebte. Und dennoch brachte er in diesem schmutzigen Loche die acht letzten Monate seiner Gefangenschaft zu mit den Verletzungen die seinen Leib zerfetzt und seine Gebeine blosgelegt hatten. Die Leiden nahmen ihm beinahe die Kraft zu sprechen; er musste liegen bleiben, da er nicht im Stande war, sich zu setzen oder zu stehen.

Während die Mandarinen ihn marterten, hatte kein Christ zu ihm gelangen können: man schmeichelte sich ohne Zweifel mit der Hoffnung, man würde durch die Entziehung aller Hülfe leichter dazu gelangen, seine Standhaftigkeit zu überwinden. Nach dem letzten Verhöre aber ließ man von dieser strengen Absperrung ab. Einer der Ersten der in sein Gefängniß eindringen konnte, war ein chinesischer Lazarist, Namens Yang. Welch' ein herzzerreissendes Schauspiel bot sich seinen Blicken dar! Man denke sich den Schmerz der Freunde Job's,[1]) als sie ihn auf einem Misthaufen am ganzen Leibe mit Geschwüren bedeckt liegen sahen; das war der Zustand, in welchem sich der Diener Gottes befand. Als der chinesische Priester ihn auf der Erde liegen sah, die Glieder von schwarzblauen Rissen gefurcht und halb todt, wurde sein Herz lebhaft ergriffen; er vergoß reichliche Thränen und nur mit vieler Anstrengung gelang es ihm, sich zu beruhigen und einige Worte an ihn richten zu können. Perboyre verlangte zu beichten, aber er war von zwei Offizieren des Mandarins gehindert, die beständig an seiner Seite blieben, aus Furcht, man möge versuchen, ihn zu vergiften. Einer der Christen, welcher den Priester begleitete, lud sie höflich ein, sich ein wenig zu entfernen, damit die beiden Missionare sich freier besprechen könnten; gefällig gaben sie nach und der Missionar konnte seine Beichte ablegen, nach welcher man nicht zögerte, die Christen zu verabschieden. Im Augenblicke, wo sie sich zurückzogen, erhob

---

[1]) Job 2, 12. 13.

Perboyre mit Anstrengung seine Stimme und empfahl sich ihren Gebeten. Da bemerkte ihm Einer derselben, er möge nicht so laut sprechen, wegen der heidnischen Häscher, welche zugegen waren. Aber Einer der Offiziere sagt ihnen: Betet, betet, ihr habt nichts zu fürchten; und der Andere fügte bei: Seid ruhig, wir wollen schon Sorge für ihn tragen. Indem sie das Gefängniß verliessen, bat der Missionar Yang Einen der Offiziere, Geld anzunehmen und Alles zu kaufen, was für Perboyre nöthig wäre; allein dieser Beamtete wies es zurück, indem er sagte, Einer ihrer Freunde habe ihm schon zweihundert Sapeken gegeben, wovon er noch nichts ausgegeben habe, weil der Kranke zu leidend sei und der Arzt vorschriebe, ihm nur Reiswasser und gesalzene Kräuter zu geben; übrigens würde der Doktor erlauben, in einigen Tagen dem Kranken Alles zu geben, was man wollte. Obgleich dieser Arzt ein Heide war, war er doch von der Sanftmuth und den andern Tugenden seines Kranken so gerührt worden, daß er ihm viel Interesse bezeigte und sich besondere Sorge um ihn gab.

Von dieser Zeit an wurde der Glaubensbekenner oft von den Christen besucht, und unter Andern von einem Katecheten, Namens Fong, der ihm zahlreiche Dienste erwies. Man konnte selbst Kleider, eine Decke und eine Matraze in sein Gefängniß bringen und dadurch das Uebermaß seiner Schmerzen vermindern. Doch eine Nahrung verlangte der Diener Gottes vor Allem, — die heilige Kommunion; aber es war nicht möglich, sie ihm zu verschaffen, weil die Häscher den Befehl hatten, Alles zu kosten, was man ihm brachte, weil man fürchtete, die Christen wollten ihn vergiften. Er musste also diese Entbehrung erdulden, und das war nicht sein geringster Schmerz während der ganzen Zeit, die er in seinem Gefängnisse zubrachte.

Er benützte den Besuch des chinesischen Lazaristen, wovon wir gesprochen haben, um seinen Mitbrüdern kurze Nachrichten von sich zu geben. Sein Brief war lateinisch geschrieben und von dem Blute befleckt, das aus seinen Händen floß. Er schrieb ihnen Folgendes: „Die Umstände des Ortes und der Zeit erlauben mir nicht, Ihnen lange Berichte über meine Lage zu geben; Sie werden sie reichlich auf andern Wegen erhalten. Als ich in Kou-Tsching ergriffen wurde, behandelte man mich während der Zeit, die ich dort blieb, ziemlich menschlich, obgleich ich zwei Verhöre zu bestehen hatte. In Siang-Yang-Fou habe ich vier Verhöre bestanden; bei einem derselben musste ich während eines vollen halben Tages auf eisernen Ketten

knieen und hing an der Maschine Hang-tse. In Ou-Tschang-Fou habe ich mehr als zwanzig Verhöre bestanden und beinahe in Allen habe ich verschiedene Martern erlitten, weil ich nicht sagen wollte, was die Mandarinen zu wissen verlangten. Wenn ich es gesagt hätte, so wäre gewiß eine allgemeine Verfolgung in dem ganzen Reiche entbrannt; indessen was ich in Siang-Yang-Fou gelitten, war geradezu wegen der Sache der Religion. In Ou-Tschang-Fou habe ich hundert und zehn Streiche mit dem Pan-tse empfangen, weil ich das Kreuz nicht mit Füssen treten wollte. Später werden Sie andere Umstände erfahren. Von ungefähr zwanzig Christen, welche mit mir gefangen und eingeliefert worden, sind zwei Drittel öffentlich abgefallen."

Wir haben schon gesagt, daß das Gefängniß, in welchem Perboyre sich befand, voll Missethäter und mit Verbrechen beladener Verworfener war. Diese Unglücklichen, die täglichen Zeugen des heiligen Lebens des Dieners Gottes, lernten ihn schätzen; bis dahin unbekannte Gedanken kamen in diesen verhärteten Seelen an Tag. Als Bewunderer so vieler Tugenden sprachen sie es laut aus, daß ihr Genosse in der Sklaverei aller Achtung und Hochschätzung würdig sei; Alle beklagten ihn und sagten, er verdiene eine bessere Lage. Er aber, weit entfernt, seinen Zustand als bemitleidenswerth anzusehen, konnte sich nicht genug Glück wünschen. Seine Tage und Nächte verflossen in Leiden, es ist wahr, allein sie erfüllten ihn mit Freuden, weil sie ihn seinem Vorbilde ähnlicher machten. Er hatte nichts als den Tod zu erwarten, aber dieser Tod war der Gegenstand all' seiner Wünsche, weil er ihn in den Besitz des höchsten Gutes setzen sollte.

Endlich, am 11. September 1840 brachte ein kaiserlicher Kourier das Edikt, welches das Todesurtheil bestätigte. Nach dem in China bestehenden Gebrauche setzt man, sobald ein derartiges Edikt bekannt wird, es sogleich in Vollzug. Perboyre wurde also unerwartet aus seinem Gefängnisse gezogen und wie sein göttlicher Meister mit den Räubern, die an demselben Tage ihre Strafe erdulden sollten, hinausgeführt. Er ging mit nakten Füssen und auf dem Rücken gebundenen Händen. An seinen Händen war ein langer Stock befestigt, der bis über seinen Kopf hinausging und an dessen Ende sich das über ihn ausgesprochene Todesurtheil geschrieben fand. Der Diener Gottes hatte seine Kräfte wiedergewonnen, und was noch erstaunlicher ist, die Wunden waren nicht mehr sichtbar; sein Gesicht

war schön und glänzend; das Fleisch war rein und frisch wie das eines Kindes geworden. Alle, die ihn in diesem Zustande sahen, erklärten es als ein Wunder. Er aber wanderte muthig und freudevoll dem Orte seines Triumphes zu, nach dem Beispiele seines göttlichen Vorbildes: der anstatt der ihm vorgestellten Freude den Kreuzestod erduldete. [1])

Es ist auch in China Gebrauch, die Verurtheilten hastig und im Laufe zum Richtplatze zu führen. Jeder Verurtheilte wird von zwei Häschern begleitet, die das Opfer mehr fortreissen als führen. Dieser beschleunigte Marsch, verbunden mit den Tönen der Cymbeln gibt der Hinrichtung einen Charakter, der die Chinesen erschreckt und schaudern macht. Nach einem langen Laufe kam Perboyre endlich an dem Orte an, wo er sein Opfer vollenden sollte. Die Heiden waren, durch den Ton der Cymbeln aufmerksam gemacht, in Masse herbeigelaufen; aber da sie die Beispiele der Sanftmuth und Geduld kannten, welche der Bekenner sowol in seinen verschiedenen Verhören als während seines langen Aufenthaltes in seinem Gefängnisse gegeben hatte, so murrten sie, daß man einen so wohlwollenden und sanften Mann zum Tode bringe und sagten, er gliche in seiner Güte den Göttern.

Man begann mit sieben Gefangenen, die zum Tode verurtheilt worden waren. Während ihrer Hinrichtung saß der Diener Gottes auf den Knieen und betete. Die Heiden waren überrascht von dieser betenden und gesammelten Haltung; und ein Christ, der sich in Thränen zerfliessend, dort befand, hörte Stimmen, welche sagten: Sieh da den Europäer wie er sich auf die Kniee wirft und betet. Endlich wurde der Martyrer an den Galgen geheftet, der ein Kreuz vorstellte. Seine beiden Hände, die auf den Rücken gebunden waren, wurden an das Querholz befestigt. Seine beiden Füsse waren zurückgebogen, so daß er wie knieend aufgehangen und fünf bis sechs Zoll über der Erde erhoben war. Sein Tod war viel schmerzhafter, als der der übrigen Verurtheilten, welche man schnell geköpft hatte. Der Vicekönig schrieb für den christlichen Priester eine viel qualvollere Todesart vor, weil sie länger dauerte. Der Bekenner sollte erdrosselt werden. Nach dem ersten kräftigen Zuge ließ der Henker den Strick los, wie um ihm Zeit zu geben, zu sich zu kommen, und den Tod recht zu fühlen. Bald

---

[1]) Hebr. 12, 2.

darauf zog er wieder an, dann hielt er von Neuem inne. Erst im dritten Zuge gab er einen entscheidenden Druck; da aber der Leib noch eine Lebensspur zu bewahren schien, so näherte sich ein Häscher und gab ihm einen starken Stoß mit dem Fusse auf den Bauch, und Perbohre übergab Gott seine schöne Seele. Es war an einem Freitage, Mittags; er verschied an demselben Tage wie sein göttlicher Meister; er hatte sich bemüht ihm während seines Lebens durch die Uebung seiner Tugenden nachzuahmen, und es ward ihm gegeben, ihm auch in seinem Leiden und seinem Tode zu gleichen.

Der Leib des Dieners Gottes wurde gleich nach seinem Tode ein Gegenstand des Erstaunens und der Bewunderung. Alle Personen, die ihn sehen konnten, bemerkten, daß er nicht entstellt war, daß die Glieder ihre Geschmeidigkeit bewahrt hatten und daß er keines der Zeichen an sich trug, welche man an den Körpern der Verbrecher findet, die zum Tode des Erdrosselns verurtheilt sind. Diese sind scheusslich anzusehen; ihre Züge sind entstellt, ihre Wangen von zurückstossender brauner Farbe, das Blut läuft aus ihrem krampfhaft geöffneten Munde, aus welchem die Zunge ganz heraushängt; ihre starren und gläsernen Augen treten aus den Augenhöhlen. Man kann dieses Schauspiel nicht betrachten ohne den Eindruck des Schauders zu empfinden. Bei dem Missionar aber war das Gesicht nicht verändert; seine Augen waren bescheiden zur Erde gesenkt wie bei seinen Lebzeiten, sein Mund geschlossen, seine Gesichtsfarbe frisch; mit einem Worte, sein Leib hatte keine Veränderung erlitten und trug weder eine Spur des Todes noch der Leiden, so daß Mehrere glaubten, er habe noch nicht aufgehört zu leben und riethen, ihn einige Tage lang der Sonnenhitze auszusetzen, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Ein Götzendiener, den Einer seiner christlichen Verwandten zu dem Marthyrer geführt hatte und der ihn untersucht und sich von seiner Geschmeidigkeit überzeugt hatte, wurde von diesem Wunder so gerührt, daß er von diesem Augenblicke an daran dachte, das Christenthum anzunehmen und sich unter die Katechumenen aufnehmen ließ.

Der Leib des Glaubensbekenners blieb einen Tag und eine Nacht an dem Werkzeuge seiner Marter befestigt. Am andern Tage nahmen ihn die Häscher herab, legten ihn in einen Sarg und trugen ihn auf einen Berg der Hon-Schen heisst. Während dieser Zeit begab sich der Katechet Fong in aller Eile nach dem Thore Pin-Hou-Men, sich mit andern Christen in Einvernehmen zu setzen,

um von den Häschern die Kleider des Martyrers zu erlangen und den Sarg zu vertauschen, der seinen Leib enthielt. Die Maßregeln waren so gut getroffen, daß Alles nach ihren Wünschen gelang. Mittelst einer Geldsumme liessen sie sich sowol die Kleider als seine Marterwerkzeuge und den Sarg ausliefern, in welchem seine kostbaren Ueberreste sich befanden. Sie besorgten den Häschern einen Sarg, der mit Erde gefüllt war, anstatt dessen, welchen sie empfingen und während man scheinbar den Leib Perboyre's begrub, trugen ihn die Christen in eine nicht weit entfernte Kapelle. Sie bekleideten ihn mit reichen und prächtigen Gewändern, die man in der vorhergehenden Nacht verfertigt hatte und hielten die für solche Gelegenheiten gebräuchliche Feier; dann begrub man ihn am Abhange des rothen Berges, zur Seite des ehrwürdigen Clet, Lazaristen-Missionars, der zwanzig Jahre vorher gemartert worden war, und dessen seligen Tod Perboyre so oft beneidet hatte.

Gott zögerte nicht, die zu treffen, welche seinen Diener verfolgt hatten. Der Mandarin von Kou-Tsching, der ihn hatte ergreifen lassen, wurde kurze Zeit nachher seines Amtes entsetzt und erhängte sich aus Verzweiflung. Der Vicekönig, der sich so wild bezeigt hatte, wurde vom Kaiser zur Verbannung verurtheilt wegen der Grausamkeiten und Quälereien die er in seiner Provinz verübt hatte. Er hatte selbst grosse Mühe der Rache des Volkes zu entgehen, das diese Strafe zu gelinde fand und ihn gern in Stücke gehauen und ihn behandelt hätte, wie er Andere behandelt hatte. — —

Wir können das bewunderungswürdige Benehmen der Aeltern Perboyre's nicht mit Stillschweigen übergehen, als sie die Kämpfe und Leiden ihres Sohnes erfuhren. Herr Laborderie, Vikar von Catus wurde beauftragt, ihnen diese Nachricht mitzutheilen. Seine Verwirrung war groß, als er sich dem Hause näherte; aber sobald er eingetreten war, urtheilte die Mutter Perboyre's bei seinem Anblicke, daß er ihnen etwas Trauriges mitzutheilen habe und sagte ihm: „Ich erinnere mich, als der Herr Pfarrer von Catus kam und uns den Tod Ludwigs anzeigte, das war zu derselben Zeit und in derselben Stunde wie Sie; und ich habe ein Vorgefühl, daß Sie uns etwas Aehnliches von unserm armen Chinesen mitzutheilen haben.“ Herr Laborderie sagte ihr darauf: „Ich bin nicht gekommen, solche Nachrichten zu überbringen; Alles was ich Ihnen mitzutheilen habe, ist, daß Ihr Sohn von den Götzendienern gefangen und

ins Gefängniß geworfen worden ist; er ist wohl mißhandelt worden, allein jetzt ist man sanfter und menschlicher gegen ihn geworden."

Diese Worte brachten das Herz dieser wahrhaft christlichen Mutter nicht in Unruhe: eine neue Macchabäerin hörte sie ruhig und muthig die Erzählung der Leiden, welche man ihren Sohn erdulden ließ. Sie sagte, sie habe, seit ihr Sohn nach China abgereist sei, nichts anderes erwartet, als eine solche Nachricht zu vernehmen und diese Erwartung wäre für sie eine beständige Vorbereitung gewesen. „Und jetzt, fügte sie bei, was thäte ich, wenn ich jammerte? Ich beleidigte Gott vielleicht und betrübte mich darüber, was der Gegenstand der glühendsten Wünsche meines Sohnes war, denn seine Briefe haben, seit er in China ist, uns auf gar lebhafte Weise ausgedrückt, wie sehr er nach dem Martertode verlangte. Wenn etwas mir Schmerz machen sollte, so wäre es das, wenn ich vernähme, daß er durch die Leiden besiegt, durch feigen Abfall denen Aergerniß gebe, welche er bekehrt hat."

Sie zeigte sich nicht weniger bewunderungswürdig, als man ihr den Tod ihres Sohnes ankündigte. Sie antwortete denen, welche sie ermahnten, ihr Opfer muthig zu bringen: „Warum sollte ich zögern, Gott meinen Sohn zum Opfer zu bringen? hat die heilige Jungfrau den Ihrigen nicht edelmüthig für mein Heil geopfert? Uebrigens glaubte ich nicht, daß ich meinen Sohn wahrhaft liebte, wenn ich mich betrübte, da ich weiß, daß er jetzt auf dem Gipfel seiner Wünsche ist." Kehren wir zu unserm seligen Marthyrer zurück.

Man erinnert sich, daß ein Heide, als Perboyre von Tscha-Yuen-Keou nach Kou-Tsching geführt wurde, beim Anblick seiner Leiden und der Mühe, die ihm das Gehen kostete, ihn auf seine Kosten in einer Sänfte bis nach Kou-Tsching tragen ließ. Diese gute Handlung erhielt bald ihren Lohn. Dieser Greis lag krank darnieder und befand sich endlich an der Pforte des Grabes. Während man an seinem Leben verzweifelte und er selbst ganz in die traurigsten und finstersten Gedanken versunken war, erschien ihm Perboyre im Traume mit zwei Leitern, einer von rother Farbe, auf welche er gestützt war, die andere weiß, mit welcher er den Kranken einlud, zu ihm zu kommen, indem er zu ihm sagte: Du leidest da sehr, nicht wahr? Steige auf dieser weissen Leiter herauf, wo ich bin, und du wirst glücklich sein. Darauf versuchte der

Kranke hinaufzusteigen, aber die Teufel widersetzten sich seinen Bemühungen. Da er sich erinnerte, daß die Christen sich der Anrufung der heiligen Namen Jesus und Maria bedienten, um die Geister der Finsterniß zu vertreiben, so rief er diese heiligen Namen an und im Augenblicke verschwand das Gesicht und er fühlte sich gänzlich geheilt. Alsbald erwachte er, ließ schleunig die Katecheten rufen, ließ sich in den Wahrheiten der Religion unterrichten und vermochte seine ganze Familie, seinem Beispiele zu folgen. Da er das Glück hatte, kurze Zeit darauf getauft zu werden, starb er nach drei Tagen in den schönsten Gesinnungen der Frömmigkeit.

In einem Briefe des Lazaristen-Missionars Herrn Hüc, finden wir folgende Einzelheiten, die nicht weniger bemerkenswerth sind: „Als Herr Perboyre gemartert wurde, erschien ein grosses, leuchtendes und sehr regelmässig gezeichnetes Kreuz am Himmel. Es wurde von einer grossen Anzahl Gläubigen bemerkt, die verschiedene, sehr weit auseinander gelegene Christengemeinden bewohnen. Viele Heiden waren auch Zeugen dieses Wunders und Einige riefen aus: Seht da das Zeichen, welches die Christen anbeten; ich entsage den Götzen; ich will dem Herrn des Himmels dienen. Sie haben in der That das Christenthum angenommen. Seine bischöfliche Gnaden Herr Clauzetto hat ihnen die Taufe ertheilt. Als der Bischof die Thatsachen vernahm, die ich eben mitgetheilt habe, hatte er anfangs keinen grossen Glauben daran. Seither aber hat er, betroffen durch die grosse Anzahl und die Wichtigkeit der Zeugnisse eine förmliche Untersuchung angestellt, woraus erhellt: daß ein grosses, leuchtendes und gut gebildetes Kreuz am Himmel erschienen ist; daß es in demselben Zeitpunkte, in derselben Gestalt und derselben Grösse und an demselben Punkte des Himmels von einer grossen Zahl christlicher und heidnischer Zeugen gesehen worden ist; daß diese Zeugen sehr weit auseinander gelegene Bezirke bewohnten und keinen Verkehr mit einander hatten haben können. Seine bischöflichen Gnaden haben ausserdem die Christen, welche Herrn Perboyre gekannt hatten, befragt, und Alle haben erklärt, daß sie ihn immer als einen grossen Heiligen betrachtet hätten."

Von allen Seiten hat man es sich angelegen sein lassen, Perboyre nach seinem Tode anzurufen und Alles bringt uns zum Glauben, daß Gott den verherrlicht hat, der ihn während seines Lebens so edelmüthig bekannt hat. Wir hätten hier eine Menge ausserordentlicher Thatsachen und Gnaden, die auf seine Anrufung

erlangt worden, anführen können; aber unsere Pflicht ist es, zu warten, bis der heilige Stuhl in der Sache des ehrwürdigen Martyrers gesprochen hat. Wir wollen uns also nur auf einige wenige beschränken und dann die Tugenden auseinander setzen, die er geübt hat. Sie bilden den Gegenstand des folgenden Buches.

Nachtrag zum zweiten Buche.

Dreizehntes Kapitel.

Wunderbare Erfolge auf die Anrufung des ehrwürdigen Perboyre.[1])

I.

Authentisches Zeugniß Seiner Bischöflichen Gnaden des Herrn Alexis Rameaux, apostolischen Vikars von Tsche-Kiang und Kiang-Si über eine plötzliche Heilung auf die Fürbitte des ehrwürdigen Perboyre.

In einem Flecken, Namens Ta-Ouo-Ly lag eine Frau, Namens Cäcilia Lieou an der Wassersucht darnieder. Da alle angewandte ärztliche Hülfe nicht bloß unnütz und unwirksam sich erwies, sondern die Krankheit und die Geschwulst noch immer zunahmen, so erklärten alle herbeigerufenen Aerzte sie unheilbar. Die Kranke sah ihren Tod vor Augen und verlangte selbst nach der heiligen letzten Oelung und ihre Verwandten trafen schon Vorbereitungen zu ihrem Leichenbegängnisse, als der Missionar Peter Peschaud anlangte und der Kranken eine Reliquie von den Haaren und dem Barte des Martyrers gab und sie ermahnte, mit Inbrunst und Andacht den Schutz des Dieners Gottes anzurufen. Sie that es, und wenige Tage nachher drang eine so grosse Menge Wasser aus allen Theilen ihres Körpers, daß man es auf hundert Pfund

---

[1]) Wir wiederholen hier die schon in der Vorrede des Verfassers ausgesprochene Betheuerung, daß wir durch die Mittheilung nachfolgender Thatsachen, die wir mit Genehmigung unserer Obern aus einer sehr grossen Menge von Originalberichten ausgezogen, in keiner Weise dem Urtheile des päpstlichen Stuhles vorgreifen wollen und erklären, um dem Dekrete des Papstes Urban VIII. zu gehorchen, daß wir diesen Thatsachen kein anderes als ein rein menschliches Ansehen beilegen, so lange der heilige apostolische Stuhl sich nicht endgültig darüber ausgesprochen hat. Unsere einzige Absicht ist die Ehre Gottes und die Erbauung des frommen Lesers. Der Uebersetzer.

schätzte, was nach dem Urtheile der Aerzte ein Zeichen des nahen Todes war. Allein ganz das Gegentheil geschah — sie war vollkommen geheilt, und seit zwei Jahren geniesst sie fortwährend einer sehr guten Gesundheit. Die Augenzeugen haben die Wahrheit der Thatsache beschworen, nämlich:

Peter Peschaud, Missionar vom heiligen Vincenz.
Joseph Tschen, Arzt.
Simeon Tschen,
Joseph Tschen,
Benediktus Tschen,
Laurentius Tschen, } Katecheten.
Cäcilia Licou.

Eigenhändig unterzeichnet und besiegelt, gegeben in Unserer Residenz Lyn-Kiang-Fou den 1. September 1844.

Al. Rameaux,
Bischof von Myra, apostol. Vikar.

Auf bischöflichen Befehl:
Joseph Jeou,
(L. S.) Priester der Genossenschaft der Mission, Sekr.

II.

Heilung des Fräulein Katharina Chazelon aus Mons-le-Ferrand, Diöcese Saint-Flour.

Dieses vierzehnjährige Mädchen litt seit sechs Monaten an einem schlimmen Beine, so daß sie das Bett nicht verlassen konnte und alle angewandten Heilmittel waren vergeblich. Das Uebel wuchs beständig, als ihre Schwester, die eben in das Noviziat der Töchter der christlichen Liebe in Paris eingetreten war und von dem glorreichen Tode des ehrwürdigen Perboyre hörte, sich angetrieben fühlte, seine Fürbitte zu ihrer Heilung anzurufen. Sie schickte ihr Reliquien des heiligen Priesters und lud sie ein, eine neuntägige Andacht zu beginnen, um seinen Schutz bei Gott zu erflehen. Dieselbe wurde sogleich begonnen und die Kranke legte die Reliquie auf ihr Bein. Am dritten Tage fühlte sie sich plötzlich geheilt und begann sogleich ihre gewöhnlichen Beschäftigungen, ohne jemals mehr etwas von ihrem Uebel zu verspüren. Die Heilung fand statt am 26. Dezember 1841 und erregte in dem Orte grosses Aufsehen.

III.

Heilung der Schwester Karolina Perrier.

Seit zwei Jahren hatte sie eine Geschwulst am linken Arme, welche der untersuchende Arzt als scrophulös erklärte. Alle Mittel blieben fruchtlos und das Uebel wuchs fortwährend, so daß mehrere Einschnitte nothwendig wurden, die jedoch ohne befriedigenden Erfolg blieben. Sie verlor den Gebrauch des Armes ganz und drei Aerzte erklärten, die Knochen seien angefressen und man bemerkte mehrere Stückchen derselben in dem ausfliessenden Eiter. Die Aerzte sahen kein anderes Mittel, den Fortschritt des Uebels aufzuhalten, als den Arm abzunehmen. Die Schwestern wollten vorher noch eine Luftveränderung versuchen und sandten sie in das Haus der Schwestern nach Jouarre, wo sie sechs Monate unter der Pflege der Aerzte und Schwestern blieb, allein vergebens. In einem gar elenden Zustande kehrte sie nach Paris zurück.

Da für ihr Uebel bei den Menschen keine Hoffnung war, entschloß sie sich voll Glauben zu einer neuntägigen Andacht, um auf die Fürbitte des ehrwürdigen Perboyre ihre Gesundheit wieder zu erhalten. Am 9. November 1841 hörte sie auf, Umschläge um ihren Arm zu machen und legte eine Reliquie des heiligen Bekenners auf denselben. Im selben Augenblicke verschwand der Schmerz; die Wunden wurden trocken und vernarbten; es blieb nur noch einige Steifheit, die unmerklich von Tag zu Tag abnahm. Sogleich bediente sie sich ihres Armes zur Arbeit und heute sind nur noch die Narben geblieben, wie um Zeugniß von der Wahrheit der übernatürlichen Thatsache zu geben, welche seine Heilung bewirkt hat.

IV.

Heilung der Tochter der christlichen Liebe Vincentia Privat.

Diese Schwester hatte durch den Sturz einer sehr schweren Last einen Arm zerquetscht und konnte denselben nicht mehr gebrauchen. Man hielt eine neuntägige Andacht zu Ehren des ehrwürdigen Perboyre und während derselben erhielt die Kranke plötzlich den Gebrauch ihres Armes wieder. Sie bezeugt die Thatsache selbst in

einem Briefe vom 19. Dezember 1850. Viele Schwestern sind Zeuge davon gewesen.

Um nicht zu weitläufig zu werden, brechen wir hier die Mittheilung der Berichte aus den frühern Jahren ab, worunter mehrere mit ausführlichen wissenschaftlichen Gutachten und Protokollen der Aerzte sich finden und fügen nur noch ein Paar aus den letzten Jahren bei, zum Zeugnisse, daß es Gott noch immer gefällt, das Vertrauen auf die Fürbitte des seligen Martyrers zu belohnen.

V.

Bürgerhospiz in Hennebon, 21. Oktober 1860.

(Aus einem Briefe an den Generalsuperior der Genossenschaft der Mission Herrn Etienne in Paris.)

„Der Arzt des Hauses war schwer krank und man hatte um seine Heilung schon eine neuntägige Andacht gehalten, aber umsonst; wir vernahmen, er läge in den letzten Zügen und habe nur noch einige Augenblicke zu leben. Während der Betrachtung fühlte ich mich innerlich stark gedrängt, eine zweite neuntägige Andacht, und zwar zu Ehren des ehrwürdigen Perboyre zu beginnen. Ueberzeugt, von ihm seine Heilung zu erhalten, versprach ich, wenn er gesund würde, solle er nach Paris reisen, um seine kostbaren Ueberreste zu verehren. Nach der Betrachtung begab ich mich sogleich zu ihm, obgleich wegen seiner äussersten Schwäche die Aerzte und seine Familie sich widersetzten und fragte ihn, ob er Vertrauen habe, worauf er ein bejahendes Zeichen gab. Darauf hing ich ihm eine Medaille des seligen Perboyre um den Hals und gab ihm die Reliquie, die ich unter sein Kopfkissen legte. Ich betete an seinem Bette und sogleich erfolgte eine grosse Veränderung; der Todeskampf hörte auf, so daß er nach drei oder vier Tagen ein wenig Nahrung zu sich nehmen kann. Er selbst wird Ihnen, hochgeehrtester Vater, das Uebrige weitläufiger mittheilen."

Schwester Auriac.

VI.

Die letzte Nachricht über wunderbare Hülfe auf die Anrufung des Blutzeugen Christi verdanken wir dem Schreiben eines hochwürdigen Mitbruders aus Cilli in Steiermark vom 29. Oktober 1861.

„Eine Frau war schon drei Tage in Geburtswehen, ihre Schmerzen waren groß und es soll sich schon sogar der kalte Brand gezeigt haben. Man wollte für sie eine heilige Messe lesen lassen und bei dieser Gelegenheit ließ man ihr sagen, sie möge sich dem ehrwürdigen Perboyre empfehlen. Die Kranke that es und wurde glücklich entbunden.“

„In derselben Gegend wurde eine Person schon fünf Jahre lang von Versuchungen zu den furchtbarsten Blasphemieen geplagt. Sie hielt zu Ehren des ehrwürdigen Martyrers eine neuntägige Andacht und gewann ihren innern Frieden und ihre Geistesruhe wieder.“

Drittes Buch.

Tugenden

des ehrwürdigen Martyrers

Johann Gabriel Perboyre.

Erstes Kapitel.

Der Glaube des ehrwürdigen Perboyre.

Wir vereinigen in diesem letzten Buche verschiedene Züge, die sich auf die Tugenden des ehrwürdigen Martyrers beziehen, sowie seine Gedanken und Aussprüche über die Uebung eben dieser Tugenden. Obwol wir uns nicht schmeicheln können, daß uns diese Arbeit gelungen ist, weil wir sie zu einer Zeit unternommen haben, die von der, worin er gelebt, ziemlich entfernt ist, und auch seine Demuth uns einen grossen Theil seiner Handlungen entzogen hat, so wagen wir doch zu hoffen, daß das, was davon zu unserer Kenntniß gekommen ist, zur Erbauung Derjenigen beitragen wird, die den Bericht darüber lesen werden.

Da der Glaube die Grundlage aller Vollkommenheit eines wahren Jüngers Jesu Christi ist, so beginnen wir mit dieser Tugend, die an dem heiligen Missionar immer erglänzte und die der Urquell alles dessen war, was er Gutes in seinem Leben gethan hat. Ein frommer Geistlicher sagte in diesem Betreff von ihm: „Obgleich ich Gelegenheit gehabt habe, viele Personen zu sehen, die von lebendigem und thätigem Glauben beseelt waren, so ist mir doch nie Jemand begegnet, an dem ich ihn glühender, aufrichtiger, fester und erleuchteter bemerkt hätte.“

Man kann sagen, daß der heilige Paulus sein Bild in folgenden Worten entworfen hat: „Mein Gerechter lebt aus dem Glauben.“ [1]) In der That begnügte er sich nicht, mit festem und unerschütterlichem Glauben Alles zu glauben, was uns die Kirche lehrt, und sich mit tiefer Demuth und kindlicher Gelehrigkeit Allem zu

---

[1]) Hebr. 10, 38.

unterwerfen, was sie uns zu glauben vorstellt, sondern er bemühte sich vorzüglich, seine Handlungen mit seinem Glauben in Uebereinstimmung zu bringen. „Die Vorurtheile des Geistes und Herzens verfälschten nie sein Urtheil, schrieb ein Missionar; Andere sagen, man müsse sich immer dem Geiste des Evangeliums gemäß betragen, aber eine Menge Hindernisse in ihnen halten sie ab, diese Grundsätze auf ihr Betragen anzuwenden. Mit ihm war es nicht so; Alles floß aus einer göttlichen Urquelle."

Dieser Geist des Glaubens flösste ihm eine grosse Verachtung gegen die Welt und Alles was die Welt hochschätzt, ein und trieb ihn an, Alles zu lieben und zu suchen, was die Welt verwirft. Er hatte eine hohe Idee von der Würde des Menschen, weil er ihn nicht mit den Augen des Fleisches, sondern des Glaubens betrachtete. Er sah ihn in seinem Ursprunge und Vorbilde, d. h. in Gott, der ihn nach seinem Bilde und Gleichnisse geschaffen hat. Der Geist seines Glaubens zeigte sich besonders, wenn er von dem im Blute des Lammes wiedergeborenen Menschen sprach, der ein Kind Gottes, ein Tempel des heiligen Geistes geworden und mit Jesus Christus nur Eins ausmacht. Diese Erwägungen erregten ihn zu lebhaften Gefühlen der Dankbarkeit gegen Gott, der ihn von christlichen Aeltern hatte geboren werden lassen, und jedes Jahr opferte er am Jahrestage seiner Taufe Gott für eine so grosse Wohlthat Danksagungen auf.

Gott hatte ihm ausgebreitete Erleuchtungen über die Würde des Priesterthums mitgetheilt. „Wenn wir alle Gedanken gesammelt hätten, die er uns darüber mitgetheilt hat, sagte ein eifriger Priester, der mehrere Jahre sehr vertraut mit ihm gelebt hatte, so hätten wir Stoff genug, ein interessantes und belehrendes Buch über die Erhabenheit dieses Berufes und die Pflichten, die er auferlegt, zu schreiben."

Eines Tages, als er vertraulich mit einem Geistlichen sprach, der ihn gerne über seine Pflichten und die besste Weise, sie zu erfüllen, um Rath fragte, entspann sich eine Unterhaltung über das Leben, welches ein Diener der Altäre führen müsse, und er sagte ihm unter Anderm: „Der Priester, welcher dieselbe Sendung wie Jesus Christus empfangen hat und bestimmt ist, an dem Heile der Seelen zu arbeiten, soll Jesus Christus nicht bloß darstellen durch den göttlichen Charakter, womit er bekleidet ist und durch die geheiligten Verrichtungen, zu deren Uebung dieser göttliche Heiland

auf die Erde gekommen ist; er muß ihn auch in seinem Innern und in seinem Aeussern wiedergeben: in seinem Innern: durch seine Gedanken, Wünsche und Neigungen; seine Gedanken müssen Gedanken des Gottmenschen sein; seine Wünsche müssen Wünsche des Gottmenschen sein, seine Neigungen müssen Neigungen des Gottmenschen sein. Er muß in Wahrheit mit dem heiligen Paulus sagen können: Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir.[1]) Jesus Christus muß sich auch offenbaren in unserm ganzen Aeussern, in unserm Gange, in unserer Sprache und in allen unsern Handlungen. Alle Welt muß erkennen, daß wir aus einem göttlichen Princip reden und handeln, so daß wir Allen denen, die um uns sind, sagen können: Seid meine Nachahmer, wie ich der Jesu Christi bin.[2]) Jesus Christus erklärt uns in den heiligen Evangelien, Er sei das Leben, aus welchem wir leben sollen:[3]) Wer nicht aus diesem Leben lebt, bleibt im Tode. Jesus Christus muß in unsere Seele übergehen, wie das Blut alle Theile unseres Körpers durchläuft und ihnen das Leben mittheilt, und da der Priester zu einer grossen Vollkommenheit berufen ist, so muß er auch dieses Leben in vollkommener Weise besitzen. Aber wie wenige Priester gibt es, die wahrhaft aus diesem Leben leben!" Nach diesen Erwägungen zeigte Perboyre, wie sehr ein Priester zu beklagen sei, der das Leben Jesu Christi nicht lebte, und sprach mit solcher Kraft, daß Derjenige, welcher ihm zuhörte, ihm ganz erschrocken sagte: „Wahrhaftig, ich weiß nicht mehr, wo ich daran bin, ich werde Morgen grosse Mühe haben, an den Altar zu gehen um das heilige Opfer darzubringen, denn mein Leben ist kein übernatürliches, wie es Jesus Christus von mir verlangt." Da Perboyre ihn durch die Bemerkungen niedergeschlagen sah, welche er eben gemacht hatte, ermuthigte er ihn, indem er sagte, er dürfe den Muth nicht verlieren, sondern solle zu Jesus Christus seine Zuflucht nehmen und Ihn um die Mittheilung seines Geistes bitten, und wenn er Ihn mit Eifer und Beharrlichkeit um diese Gnade bitte, so werde dieser göttliche Heiland, der die Güte selbst ist, nicht ermangeln, ihm dieselbe zu gewähren.

Er sah in dem Ausspender der Geheimnisse Gottes nicht mehr

---

[1]) Gal. 2, 20.

[2]) I. Kor. 4, 16.

[3]) Joh. 14, 6.

den Menschen, sondern ein bevorzugtes Geschöpf, das nicht mehr der Erde angehöre und hienieden ein ganz himmlisches Amt verwalte. Auch wurde es ihm schwer zu begreifen, wie ein Priester bei der Verrichtung seiner Obliegenheiten in ganz natürlicher Weise handeln könne. „Uebernatürliche Handlungen auf natürliche Weise verrichten! sagte er zu demselben Geistlichen, wer kann das begreifen? Ist es möglich, daß ein Diener des Herrn sosehr die Erhabenheit seines Berufes vergisst? Wenn wir unsere heiligen Verrichtungen beginnen wollen, unterlassen wir doch nie zu erwägen, in wessen Namen wir sie verrichten wollen, die Beziehungen zu beherzigen, die sie zu der Ehre Gottes und dem Heile und der Vervollkommenung des Nächsten haben; sehen wir, was Jesus Christus uns sagen würde, wenn wir Ihn fragten, wie wir uns benehmen sollten und wie Er sie selbst verrichten würde, wenn Er an unserer Stelle wäre." Darauf wandte er diese Grundsätze auf verschiedene Verrichtungen des Priesteramtes an; z. B. auf das Breviergebet, die Feier der heiligen Geheimnisse, die Predigt des Wortes Gottes und die Spendung der Sakramente. „Er sprach über diesen Gegenstand so gut, sagte der Geistliche, an welchen sich Perboyre wandte, daß ich mich von Abscheu vor einem ganz natürlichen Verfahren durchdrungen und voll Verlangen fühlte, immer im Geiste des Glaubens alle Obliegenheiten des heiligen Amtes zu verrichten."

Der Glaube hatte Perboyre gewissermassen in eine andere Welt versetzt. Er sah alle Dinge in Gott: seine Obern vertraten ihm die Stelle Gottes; er gehorchte ihnen, wie Gott selbst. Besonders aber betrachtete er gerne in der Person des Nachfolgers des heiligen Petrus Jesum Christum. Von diesem Gedanken durchdrungen, daß die Päpste von unserm göttlichen Heilande aufgestellt sind, seine Kirche zu erleuchten und zu leiten, hatte er für Alles was von ihnen kam, eine gänzliche und vollkommene Hingebung. Er würde sich weder als einen Jünger Jesu Christi betrachtet haben, wenn er Ihn nicht in Dem verehrt hätte, der die Fülle seiner Gewalt empfangen hat, noch als einen Sohn des heiligen Vincenz, wenn er nicht seiner kindlichen Ergebenheit gegen den heiligen Stuhl nachgeahmt hätte, die ihn sagen ließ, die demüthige Unterwerfung und der Gehorsam gegen die Verordnungen der Päpste sei ein gutes Mittel, die wahren Kinder der Kirche von denen zu unterscheiden, die gegen sie aufrührerisch seien. Darum bezeigte er auch bei jeder Gelegenheit seine Anhänglichkeit und seinen Gehorsam gegen das Oberhaupt der Kirche.

Er lieferte davon den Beweis bei einer Gelegenheit, die hier ihre natürliche Stelle findet.

Da er Oberer in Saint-Flour war, hatte er das System des Abbé de Lamennais angenommen, weil er es geeignet glaubte, zum Wohle der Kirche beizutragen. „Herr Perboyre neigte zu den Ideen des de Lamennais, sagte ein gelehrter und frommer Prälat, der in dieser Zeit mit ihm sehr vertraut war; aber er that es als ein Heiliger, und er täuschte sich wie die Heiligen, wenn es ihnen geschieht, daß sie sich täuschen.“ Er vertheidigte seine Gedanken unter den Augen des Bischofs von Saint-Flour, der, weit entfernt, das übel zu nehmen, sich gern mit ihm über diese Gegenstände unterhielt. Als er vernahm, daß diese Lehren vor den römischen Hof gebracht worden, hörte er auf, darüber zu reden, indem er sagte, man müsse abwarten, und Rom würde aller Ungewißheit durch das Urtheil welches es aussprechen würde, ein Ende machen. Wir wissen selbst aus sicherer Quelle, daß Gott einige Zeit bevor der Abbé de Lamennais vom Papste verurtheilt wurde, ihm in seiner Betrachtung alles Falsche in diesen Lehren gezeigt hatte. In Folge dieser Erkenntniß hatte er einem Geistlichen gesagt, sie würden verdammt werden; er hatte ihm selbst die Gründe angegeben, auf welche sich der Papst stützen würde. Später wurde dieser Geistliche bei der Lesung der Incyklika Gregor XVI. von tiefem Erstaunen ergriffen, als er dort alle Gründe fand, die ihm von dem Diener Gottes angegeben worden waren.

Sobald Perboyre das Urtheil kennen lernte, welches gegen die Lehren de Lamennais gesprochen worden, unterschrieb er es mit Herz und Geist und pries den Herrn dafür. Da einige Priester vorgaben, diese Verurtheilung treffe de Lamennais nicht, so bemühte er sich sehr, sie aufzuklären und sagte ihnen, sie könnten nichts Besseres thun, als gänzlich alles das zu verwerfen, was der Papst verworfen habe. Andere Priester waren über gewisse Ausdrücke der Encyklika unzufrieden; es schien ihnen, de Lamennais und seine Anhänger seien etwas zu hart behandelt und bezeigten ihm ihre Ueberraschung darüber; aber er beeilte sich, ihnen zu zeigen, wie sehr sie Unrecht hätten und schloß mit den Worten: „Bitten wir Gott, er möge uns bewahren, daß wir nie den Worten des Papstes widersprechen. Zu ihm hat Jesus Christus gesagt: Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwäl-

tigen.[1]) Nehmen wir die Worte des heiligen Vaters so auf, wie wir die Worte Jesu Christi selbst aufnehmen würden; denn Jesus Christus selbst redet durch seinen Mund, und wenn dieser göttliche Heiland uns von seinen Jüngern sagt: Wer euch höret, höret mich, und wer euch verachtet, verachtet mich,[2]) um wie viel mehr verachten wir Ihn nicht, wenn wir nicht mit Ehrfurcht und Demuth die Worte Dessen aufnehmen, der sein lebendiges Bild auf Erden ist?"

Die Rechte des heiligen Stuhles angreifen, hieß, ihm den Augapfel verletzen; er übernahm alsbald die Vertheidigung und führte sie mit solcher Kraft, Mässigung und Weisheit, wusste seine Gründe so gut vorzubringen, daß es schwer war, von ihnen nicht geschlagen zu werden. Mehrere Geistlichen verdankten es seinem erleuchteten Eifer, daß sie zu bessern Gesinnungen zurückkehrten. Er enthüllte gelegentlich mit vieler Klugheit und Gelehrsamkeit die Verläumdungen, welche Fleury in seiner Kirchengeschichte so oft gegen diesen erhabenen Stuhl ausgestreut hat, der unserer ganzen Liebe und Ehrfurcht so würdig ist. Er konnte das, was man in Frankreich übereingekommen ist, die Freiheiten der gallikanischen Kirche zu nennen, nicht ertragen, da sie im Grunde nur eine wahre Sklaverei sind. Er befand sich eines Tages in einer Gesellschaft von Priestern, wovon Einige, die von diesen Ideen angesteckt waren, mit wenig Achtung von der Autorität des Oberhauptes der Kirche sprachen. Er zeigte ihnen, wie sehr diese Sprache von der Einfalt und Reinheit des Glaubens entfernt sei, mit welcher wir die Autorität ehren sollen, die Jesus Christus seinem Stellvertreter anvertraut hat, und schloß so: „Hüten wir uns wohl, meine Herren, je die Vorrechte des heiligen Stuhles anzugreifen, glauben wir nicht, daß er jemals seine Vollmachten in den Entscheidungen, die er fasst, überschreitet; anerkennen wir in ihm die volle Autorität, die er sich beilegt in allen Fragen, seien sie welche sie wollen."

Er hatte so grosse Ehrfurcht vor dem Papste, daß er es selbst nicht litt, daß man in der Form von Stilübungen seine Vorrechte angriff, nicht bloß wenn sie allgemein von den Katholiken anerkannt waren, sondern selbst wenn sie durchaus bestritten werden konnten, ohne gegen den Glauben anzugehen. „Eine der schärfsten Zurecht-

[1]) Matth. 16, 18.
[2]) Luk. 10, 16.

weisungen die ich von ihm erhalten habe, sagte darüber Einer seiner frühern Novizen, bekam ich bei Gelegenheit eines Streites, den ich mit einem Mitbruder über ein bestrittenes Vorrecht des Papstes hatte: ich hatte, gegen meine Ueberzeugung, und einzig der Untersuchung wegen eine Meinung der Theologen vertheidigt, die sich weniger an die Lehre Roms anschliessen. Ich wurde sehr nachdrücklich getadelt; er sagte mir, man dürfe selbst nicht Miene machen, unserm gemeinsamen Vater eines seiner Vorrechte, die er zu besitzen glaubt, abzustreiten."

Der Geist des Glaubens, von dem Perboyre beseelt war, offenbarte sich unter allen Umständen. Seine Haltung in der Kirche predigte beredt die wahrhafte Gegenwart Jesu Christi auf unsern Altären; wenn er im Gebete war, hätte man glauben sollen, Einen der Engel zu sehen, welche uns der Prophet Isaias zu den Füssen des Thrones des Ewigen schildert, wie sie sich das Antlitz verhüllen und ohne Ende wiederholen: Heilig, heilig, heilig ist der Herr der Heerscharen.[1]) Er wollte, daß man von Gott und göttlichen Dingen nur mit grosser Ehrfurcht spreche; er konnte es nicht ertragen, daß man die Worte der heiligen Schrift zum Scherze gebrauchte und mehreremale wies er junge Geistliche, die sich derselben so bedienten, zurecht. Er las sie auf den Knieen und mit entblösstem Haupte; darum theilte ihm auch Gott grosse Erleuchtungen mit zum Verständnisse der Wahrheiten und Geheimnisse die darin enthalten sind. Seine Sprache war immer die des Glaubens im Geleite der Liebe. Uebrigens zeigen die Qualen eines schauderhaften Gefängnisses, die er so edelmüthig übertragen, seine unbesiegliche Standhaftigkeit mitten in seinen langen und grausamen Leiden, der Tod, den er für den Glauben hinnahm, nachdem er ihn heldenmüthig bekannt hatte, wie festgegründet er in dieser Tugend war.

---

[1]) Isaias 6, 3.

Zweites Kapitel.

Seine Hoffnung.

Die Verheissungen, welche Gott dem Menschen gegeben, die Wohlthaten mit denen Er ihn unaufhörlich überhäuft, erregten Perboyre zu lebhafter Freude und zu grossem Vertrauen gegen den Urheber so vieler Güter. Besonders aber erweckte der Anblick des gekreuzigten Jesus oder seine Gegenwart im Sakramente der Eucharistie aus Liebe zu uns sein Vertrauen und erfüllte ihn mit Trost. Wenn er die Sorge der Vorsehung für ihre Geschöpfe betrachtete, fühlte er sich von Dankbarkeit durchdrungen und warf sich in die Arme Gottes mit mehr Hingebung als das Kind in die Arme seiner Mutter. Seine Freude war auf ihrem Gipfel, wenn alle menschlichen Hülfsmittel ihm mangelten und sie trieb ihn an, bei einer solchen Gelegenheit auszurufen: „O! wie glücklich ist man, wenn man dahin gekommen ist, Alles nur von Gott allein erwarten zu können.“

Unmöglich lässt sich das ganze Glück schildern, welches er bei dem Gedanken empfand, daß er berufen sei, Gott in seiner Herrlichkeit zu betrachten und sich in Ströme der Wonne zu versenken. Andererseits aber war seine Hoffnung ebenso sehr oft für ihn eine Quelle der Traurigkeit; denn er verlangte glühend nach dem Besitze Gottes. Er richtete oft zum himmlischen Vaterlande seine thränengebadeten Augen und sagte mit dem Propheten: *Wann wird es mir gestattet sein zu kommen und zu erscheinen vor dem Angesichte meines Gottes?* [1]) Man hat manchmal bemerkt, daß sein Gesicht den Ausdruck des Schmerzes annahm, wenn er beim Breviergebete Stellen fand, wo der Prophet sein Bedauern über die lange Dauer seiner Verbannung ausdrückt. Er weinte auch gar oft über die Blindheit und Gleichgültigkeit so vieler Christen, die ihrer herrlichen Bestimmung vergessen und Schatten und Truggebilden nachlaufen, welche sie täuschen und ins grösste Unglück stürzen; er hätte tausend Zungen haben mögen, um ihnen Allen zu sagen, wie sehr sie zu beklagen wären, daß sie so den Himmel flöhen und sich in die Hölle stürzten.

---

[1]) Psalm. 41, 3.

In heiliger Eifersucht für die Ehre Gottes verletzte ihn nichts empfindlicher, als wenn man ein Wort gegen die Ehrfurcht vorbrachte, die wir gegen seine väterliche Vorsehung haben sollen. Einer der Professoren des niedern Seminars von Saint-Flour erzählte Folgendes: „Bei einer Gelegenheit war ich sehr betrübt und ging zu ihm, um mich bei ihm über die Ungerechtigkeit zu beklagen, die, wie ich glaubte, mir zugefügt worden war. Er bemühte sich, mich zu beruhigen und sagte mir, daß nichts ohne die Zulassung Gottes geschähe und daß man darin die Wirksamkeit seiner Vorsehung betrachten müsse, die Alles zu unserm grössern Vortheile lenkt. Aber da ich in diesem Augenblicke nicht sehr gestimmt war, seine Vorstellungen gut aufzunehmen, antwortete ich ihm in aufgeregtem Tone und in einer wenig ehrerbietigen Weise gegen die Vorsehung. Ueber meine Sprache erstaunt hielt er mit Sanftmuth, es ist wahr, aber auch mit grosser Kraft, mir die Worte vor, die mir entfallen waren und ließ mich fühlen, wie übel sie angebracht waren, besonders bei einem Geistlichen. Ich zog mich zurück; aber kaum war ich auf mein Zimmer zurückgekehrt, da ergriff mich das, was er mir eben gesagt hatte; ich fühlte, daß ich einen grossen Fehler begangen und meinem guten Obern wehe gethan hatte. Ich suchte ihn auf der Stelle auf und bezeigte ihm mein volles Bedauern darüber, daß ich bei dieser Gelegenheit mit so wenig Behutsamkeit gesprochen hatte. Er nahm mich mit grosser Güte auf und hielt mir neue Erwägungen über die Ehrfurcht vor, die wir gegen die Fügungen Gottes über uns und die Weise wie man darüber reden müsse, haben sollen. Er sagte mir unter Anderm, nichts bekümmere ihn mehr, als übel gegen die Vorsehung reden zu hören; man müsse sich mit Liebe Allem unterwerfen, was Gott zuliesse, um so mehr, da man gegen Ihn nicht murren könne, ohne sich der Ungerechtigkeit und schwarzen Undankes schuldig zu machen, weil Er nichts zuläßt, als was zum Besten des Menschen gereicht. Er ließ mich so gut fühlen, wie gut und liebenswürdig diese Vorsehung in Allem, auch dem Unangenehmsten ist was uns begegnet, daß ich beschämt war, mich in solcher Weise vergessen zu haben; und die Worte, die er bei dieser Gelegenheit an mich richtete, machten einen so tiefen Eindruck auf mich, daß sie für immer meinem Herzen eingeprägt bleiben. Ich meine, ich höre ihn noch mit besonderm Wohlwollen und Sanftmuth mit mir reden, aber auch mit einer Kraft und Stärke, die etwas ganz Göttliches an sich hatte. Was mich unter diesen Um-

ständen besonders überraschte, war der Schmerz, den er zu empfinden schien, da er sah, daß man dem Verfahren Gottes die Gerechtigkeit nicht widerfahren liesse, die ihm gebührte."

Perboyre zeigte sich bei jeder Gelegenheit als eifrigen Verfechter der Vorsehung. Wenn Angriffe gegen dieselbe gerichtet wurden, nahm er alsbald das Wort und zeigte, daß die Uebel, welche wir in dieser Welt leiden, die Frucht unserer Sünden seien; daß wir uns nicht über Gott, sondern über uns selbst zu beklagen haben; daß wir uns in diesem Falle vor seiner göttlichen Majestät tief verdemüthigen und bekennen sollen, daß wir wegen unserer Schuld gestraft worden sind; daß sie uns nicht nach unsern Beleidigungen züchtigt, weil sie viel strenger gegen uns verfahren würde, wenn sie uns behandelte, wie wir es verdient haben. So vertheidigte dieser eifrige Diener Gottes die Vorsehung, aber er that es mit soviel Sanftmuth und Klugheit, daß er Niemand verletzte und Alle welche ihn reden hörten, überzeugt und erbaut zugleich sich zurückzogen.

Man darf sich nicht einbilden, daß die Hoffnung Perboyre's nicht auf schwere Proben gestellt wurde. Außer denen, die wir zu bezeichnen schon Gelegenheit hatten, gibt es andere in grosser Zahl, die er in seinem Innern erduldet hat. Gott, dem es gefällt, seine Heiligen auf dem Kalvarienberge zu bilden, hat ihn beinahe sein ganzes Leben lang auf einem mit Disteln und Dornen bestreuten Wege wandeln lassen. Seine tiefe Demuth verbarg ihm alles Gute, was an ihm war; er sah nur Fehler und Unvollkommenheiten an seiner Person; er betrachtete sich als etwas Abscheuliches, das Himmel und Erde Schauder machen müsse. Seine kleinsten Fehler schienen ihm Ungeheuerlichkeiten. Er glaubte nichts zu thun, was die Belohnungen des Himmels verdienen könne; und während seine Tugend alle Welt überraschte, betrachtete er sich als einen Gegenstand des Aergernisses. Und dennoch unterhielt er in sich das grösste Vertrauen, weil er, wenn er einerseits seine Fehler betrachtete, andererseits nie die Barmherzigkeit des Herrn aus dem Auge verlor. Er wurde lange Zeit durch Trockenheit und fürchterliche Finsterniß geprüft, so daß er wandelte wie Einer, der nicht weiß, wohin er den Fuß setzen soll, und der von Abgründen umgeben ist; es schien ihm, daß die Zahl und die Schwere seiner Sünden ihn der Güte Gottes unwerth machte, allein er ging immer vorwärts, in der Hoffnung, daß die göttliche Barmherzigkeit seine Treulosigkeit übersteigen werde. Nach dem Beispiele des königlichen Propheten stieß

er die Versuchungen zur Muthlosigkeit zurück und belebte sein Vertrauen wieder, indem er zu sich selbst sagte: Warum bist du traurig, meine Seele, und warum verwirrest du mich? Hoffe auf Gott, denn ich will noch seinen heiligen Namen bekennen. Er ist mein Retter und mein Gott.[1])

Seine Hoffnung war weder vermessen, noch verwegen. Er wachte beständig; er bemühte sich, seine Leidenschaften zu bekämpfen, seine Sinne abzutödten, und arbeitete mit Eifer an seiner Heiligung. Er wusste, daß er von sich selbst Alles zu fürchten und von Gott Alles zu erwarten habe; darum setzte er einzig sein Vertrauen auf das Gebet, welches er als die Quelle aller Gnaden und alles Erfolges ansah. Oft ermahnte er zu dieser heiligen Uebung. „Beten Sie, und lassen Sie beten, sagte er Einem seiner Mitbrüder, darauf kommt beinahe Alles an. Die Gnade allein gibt wahre Erfolge in den Arbeiten.“ Bei einer anderen Gelegenheit drückte er sich so aus: „Man wirkt nichts wahrhaft Gutes in den Seelen als durch das Gebet;“ ein wahrhaft bemerkenswerther Grundsatz und der überlegt zu werden verdient. Es gibt nicht Einen seiner Briefe, in dem er nicht um das Gebet derer ansucht, denen er schreibt.

Voll von dem Gedanken des heiligen Paulus, daß Jesus Christus unaufhörlich bei seinem Vater für uns bittet, fürchtete er nicht vor Gott zu treten und ihn um die Gnaden zu bitten, deren er bedurfte. „Wenn unsere Sünden uns der Erhörung unwürdig machen, sagte er, so lässt die Heiligkeit Jesu Christi und der Eifer mit welchem er für uns bittet, seinen Vater unsere Unwürdigkeit vergessen und er betrachtet nur Den, welchen Er als unsern Fürsprecher verordnet hat. Ausserdem sind wir durch unsere Taufe Glieder Jesu Christi geworden; in Folge dieser so engen Vereinigung sind unsere Bedürfnisse die Jesu Christi selbst; wir können nichts begehren, was sich auf das Heil oder die Vervollkommenung unserer Seele bezieht, das wir nicht auch für Jesus Christus selbst verlangen; denn die Ehre, der Ruhm der Glieder ist die Ehre, der Ruhm des Leibes.“

---

[1]) Psalm 41, 6. 7.

Drittes Kapitel.

Seine Liebe zu Gott.

Perboyre begann in seiner zartesten Jugend Gott zu lieben und seine Liebe wuchs fortwährend. In dem Masse wie er im Leben fortschritt, empfing er auch neue Gnaden und Erleuchtungen und er vernachlässigte nichts, ihnen zu entsprechen. Er sagte niemals: Es ist genug; es schien ihm im Gegentheile, daß Alles, was er für seinen Gott thue, nichts wäre im Vergleiche zu dem, was er hätte thun sollen. Die Liebe hatte sich seiner derart bemächtigt, daß sein ganzes Wesen im Dienste der göttlichen Liebe war. Sein Leib war ein Schlachtopfer, welches er täglich darbrachte; sein Verstand war beständig mit himmlischen Dingen beschäftigt. Er dachte nicht an die Vollkommenheiten Gottes, ohne von Bewunderung durchdrungen und über sich selbst hinausgehoben zu werden. Wenn er beim Breviergebet auf eine Stelle traf, wo der Prophet von den göttlichen Eigenschaften redet, so konnte er sich nicht mehr halten; er verlor sich in der Betrachtung der Wunder, welche der Glaube ihm in Gott entdeckte, und das treue Andenken an die Wohlthaten die er von Ihm empfangen hatte, war wie ein Sporn, der ihn trieb, sich noch vollkommener seinem Dienste zu widmen. Sein Wille war so innig mit dem göttlichen vereinigt, daß er in Wahrheit hätte sagen können, er lebe nicht mehr, sondern Gott lebe in ihm.[1]) Er empfand bittern Schmerz, wenn er sah, daß Gott von den meisten Menschen so wenig gekannt und so wenig geliebt werde und er bemühte sich durch den Eifer seiner Liebe ihre Gleichgültigkeit zu ersetzen. Aber in Folge der geringen Meinung, die er von sich selbst hatte, schien es ihm, er beschimpfe Gott durch seine Untreue, anstatt ihn zu ehren; so daß die Liebe die er zu ihm trug, oft für ihn zum Gegenstande der Verdemüthigung, der Qualen und Bekümmernisse wurde.

Die ganze Welt war in seinen Augen ein Spiegel, in welchem er seine göttlichen Vollkommenheiten betrachtete. Wenn er seine Blicke auf einer Blume ruhen ließ, so erinnerte er sich alsbald dessen, der gesagt hatte: „Ich bin die Blume der Felder und die

---

[1]) Galater 2, 20.

Lilie der Thäler.[1]) Wenn er die Sonne scheinen sah, so dachte er an Den, welcher jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt,[2]) er bat Ihn, seine Erleuchtungen in seine Seele auszugiessen, ihn erkennen zu lassen, wie liebenswürdig Er sei; er beschwor Ihn, sein Herz zu erwärmen und ihn Früchte des Heils und der Vollkommenheit bringen zu lassen. Wenn er einen Stern an dem Azur des Firmamentes erblickte, so richtete sich sein Gedanke sogleich auf den, von dem geschrieben steht: Ich bin der glänzende Stern des Morgens,[3]) und er bat Ihn, auf dem stürmischen Meere dieser Welt ihn zu leiten. Ein Schäfer auf dem Felde erinnerte ihn an den guten Hirten, der sein Leben für seine Schafe gibt;[4]) ein Lamm ließ ihn an das Lamm ohne Makel[5]) denken, das gekommen ist, die Sünden der Welt zu tilgen.[6]) Wenn er einen Vogel seinen Flug in die Lüfte nehmen sah, so rief er mit dem Propheten aus: Wer gibt mir die Flügel der Taube, daß ich fliege und ruhe in dem Schose meines Gottes.[7]) Sehen Sie dieses Bächlein? sagte er eines Tages, es fliesst einige Zeit und verliert sich im Meere; so sollen unsere Herzen immer zu Gott hinstreben.“ Er sah in allen Geschöpfen nur Gaben der göttlichen Freigebigkeit; sie erfrischte ihn in der Luft, sie nährte ihn in den Speisen. Wenn man ihm einen Dienst leistete so dankte er vor Allem dem Herrn, Den er als die erste Ursache dessen ansah, was man für ihn that.

Voll Liebe zu Gott wie er war, zeigten seine Unterhaltungen diese innere Stimmung; denn aus der Fülle des Herzens redet der Mund.[8]) Da er das Göttliche mit grosser Einfalt behandelte, so hatten seine Worte die Kraft, die Herzen zu erwärmen und die süssesten und heilsamsten Eindrücke darin zu hinterlassen. „Wenn er sprach, sagte ein Priester der Mission, so geschah es mit reizender Freudigkeit; noch jetzt fühle ich mich ganz erfrischt beim Andenken an seine Unterhaltungen; und nichts rührt mich heute so tief, als

---

1) Hohelied 2, 1.
2) Joh. 1, 9.
3) Apok. 22, 16.
4) Joh. 10, 11.
5) Exod. 12, 5.
6) Joh. 1, 29.
7) Psalm 54, 7.
8) Luk. 6, 45.

die Betrachtung der kräftigen Worte, die aus dem Munde dieses heiligen Freundes flossen. Er wusste aus Allem Nutzen zu ziehen und seine Unterhaltungen hatten etwas so Ernstes und Heiliges, daß man es nicht gewagt hätte, zeitliche Angelegenheiten in seiner Gegenwart zu verhandeln."

Er begnügte sich nicht mit zärtlichen Gedanken und Anmuthungen gegen Gott; er bemühte sich auch, sie Ihm durch die Uebung guter Werke zu bezeigen; und man kann von ihm wie von der Braut des Hohenliedes sagen, daß seine Hände voll Edelsteine[1]) waren. Er beschränkte sich nicht darauf, das Gute zu thun, sondern er that es mit aller Vollkommenheit, deren er fähig war. Er führte gerne die Worte des heiligen Vincenz an: „Es wäre besser, auf glühende Kohlen geworfen zu werden, als etwas zu thun, um einem Geschöpfe zu gefallen." Er empfahl häufig die gute Meinung. „In Allem was Sie thun, sagte er, arbeiten Sie nur, Gott zu gefallen; ohne das verlieren Sie Ihre Zeit und Ihre Mühe."

Und das übte er selbst allezeit. Bei seinem Erwachen opferte er Gott alle seine Handlungen auf und bat ihn, sie zu segnen, und er unterließ nicht, diese gute Meinung den Tag über zu erneuern. Während er bei den Mahlzeiten dem Leibe die Nahrung gewährte, die er nicht entbehren kann, war sein Herz immer mit Gott vereinigt; man hat selbst manchmal bemerkt, daß die Gefühle der Andacht, welche er empfand, ihn so sehr beherrschten, daß er sich zurückhalten musste. Wenn er sich eine Erholung vergönnte, so geschah es nur Gottes wegen und in der Gegenwart Gottes. Wenn Ermüdung und Leiden ihn zuweilen zwangen, seine Arbeit zu unterbrechen, so ruhte er im Gebete aus oder sang in seinem Zimmer auf- und abgehend, ein geistliches Lied, um Gott seine Gefühle auszudrücken. Sein Tagewerk war, nach dem Berichte eines Priesters, der ihn genau gekannt hat, nur eine Folge von Liebesakten gegen Gott, beinahe so häufig wie die Schläge seines Herzens, und am Abende legte er sich noch in den Armen der göttlichen Liebe zur Ruhe."

Gott herrschte ohne Nebenbuhler über alle seine Neigungen; er liebte seine Aeltern, weil Gott es ihm zur Pflicht machte; aber er hörte nicht auf, in seinem Verkehr mit ihnen an die Eitelkeit der Dinge dieser Welt sie zu erinnern und sie auf Gott hinzuweisen. „Vergiß nicht, sagte er in einem Briefe, den er an seinen Bruder

[1]) Hohel. 5, 14.

richtete, daß unser Leben wie ein Schatten verschwindet und daß es uns im Tode gehen wird, wie wir es wegen unserer Laster oder Tugenden verdient haben. Verabscheue die Vergnügungen dieser Welt. Suche immer und über Alles die ewigen Interessen, alles Uebrige ist nur Eitelkeit.“ In einem andern Briefe gab er ihm folgende Weisungen: „Ich kann dir nicht genug empfehlen, mein Bruder, genau deine religiösen Pflichten zu erfüllen. Sühne dich von Zeit zu Zeit durch eine gute Beichte mit Gott aus. Ahme nicht den andern jungen Leuten nach, die gewöhnlich ihre religiösen Pflichten vernachlässigen und sich schlecht aufführen. Sei nicht zu anhänglich an die Güter der Erde. Vergiß nicht, daß die Angelegenheit des Heiles, diejenige ist, womit man sich vor Allem, über Alles und immerdar beschäftigen muß. Was nützte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne aber seine Seele verlöre? [1]) Wir müssen uns bemühen zum Himmel zu wallen; aber nur die Tugend und die Heiligkeit führen dahin. Wie gelebt, so gestorben.“

Sein Eifer war keinen Veränderungen unterworfen. In harten Prüfungen wie im Glücke, in Trockenheit wie in Tröstungen strebte er immer mit gleichem Muthe nach Gott. Die Lauheit erschien ihm unter einem unendlich furchtbaren Gesichtspunkte; er betrachtete sie als eines der grössten Uebel, wovon eine Seele, die nach Vollkommenheit strebt, betroffen werden könne; und er sagte, es wäre unmöglich, ohne grosse Wachsamkeit und beständige Abtödtung nicht in einen so beweinenswerthen Zustand zu verfallen. Eines Morgens war er mit einem tugendhaften Priester ausgegangen, um die Messe auf dem Landgute zu lesen. Dieser bat ihn, wie er erzählt hat, daß er ihm eine Betrachtung halten wolle. Perboyre sammelte sich einen Augenblick und sprach ihm über die Uebelstände der Lauheit an einem Geistlichen. „In den geistlichen Uebungen für Priester hatte ich mehrere Predigten über diesen Stoff gehört, ich hatte auch über diesen Gegenstand sehr gut geschriebene Abhandlungen gelesen, aber ich habe weder etwas gehört noch gelesen, was einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht hat.“ Als Mittel sich gegen die Lauheit zu schützen, empfahl er oft, den Rath in Ausübung zu bringen, welchen der fromme Verfasser der Nachfolge Christi gibt: „Sei ganz bei dem was du thust.“ Es ist nicht nöthig, fügte er bei, Vieles oder ausserordentliche Dinge zu thun, um uns Gott angenehm zu

---

[1]) Matth. 16, 26.

machen; es genügt, daß wir das gut thun, was wir thun. Erfüllen wir alle unsere Pflichten mit der Vollkommenheit, deren wir fähig sind, und dadurch thun wir viel." Er gab das Beispiel dessen, was er Andern empfahl und gab sich jeder seiner Handlungen so hin, als wenn er nichts anderes zu thun hätte und als wenn sein ganzes Glück oder sein Unglück davon abgehangen hätte; auch bemerkte man nie Uebereilung oder Verwirrung in seinem Benehmen. Lebhaft durchdrungen von der Grösse und Majestät dessen, dem er diente, verwandte er seine ganze Sorgfalt darauf, die geringsten Nachlässigkeiten zu vermeiden; er dachte nur darauf, Ihm in Allem zu gefallen, was er that.

Viertes Kapitel.

Reinheit seines Gewissens.

Wer die Reinheit des Herzens liebt, wird den König zum Freunde haben. [1]) Gemäß dieser Worte der heiligen Schrift können wir nicht zweifeln, daß der ehrwürdige Perboyre Gott angenehm gewesen, denn während seines ganzen Lebens bemühte er sich, treu die Wege seiner Gebote zu wandeln. Von seiner zartesten Kindheit an sah man ihn wie den jungen Tobias sich von leichtfertigen Gesellschaften und Vergnügen entfernen und seine Freude darein setzen, am Fusse der Altäre zu leben oder seine Seele mit heiliger Lektüre zu nähren. Von da an konnte er keinen Schatten der Sünde ertragen und Gott nicht beleidigen sehen, ohne Schmerz darüber zu empfinden. Während seiner Studien im niedern Seminar zu Montauban konnten die, welche ihn täglich unter den Augen hatten, wie sie erklärten, nie den geringsten Ungehorsam, selbst keine ausgesprochene Unvollkommenheit bemerken. Für die Zeit seines Noviziates und seiner geistlichen Studien empfing er dasselbe Zeugniß von Seiten derer, welche ihn gekannt haben. Er bleibt zwei Jahre in Montdidier, und sein Oberer, seine Mitbrüder, seine Zöglinge sagen, sie hätten nicht die geringste Veränderung in seinem Benehmen bemerkt. Er war fünf Jahre Oberer in Saint-Flour und

[1]) Sprüchw. 22, 11.

die, welche Umgang mit ihm hatten, verkündigen einstimmig, daß sein Leben eher dem eines Engels, als eines Menschen ähnlich gewesen wäre. In Paris leitete er das Noviziat beinahe drei Jahre und er gewährte in diesem Amte immer dieselbe Erbauung. Forschende Blicke waren auf ihn gerichtet; man beobachtete ihn in all' seinem Thun; man wog aufmerksam alle seine Worte ab; man versuchte ihn bei unvorhergesehenen Gelegenheiten zu überraschen; — und er zeigte sich immer Derselbe, d. h. im Geiste Gottes redend und handelnd. Während all der Zeit, die er in China gelebt hat, erfuhr seine Tugend nicht bloß keine Verminderung, sondern sie wuchs fortwährend, wie Bischof Rameaux in einem seiner Briefe schrieb. Wir wollen sicherlich nicht sagen, daß er ohne Sünde gewesen sei und ohne Zweifel wird man uns einen solchen Gedanken nicht zumuthen. Wie tugendhaft ein Mensch auch sein mag, man muß ihm seinen grössern oder geringern Theil der menschlichen Schwachheit zuschreiben; wir beschränken uns hier, die Zeugnisse darzulegen, die ihm gegeben worden sind. Perboyre hat Fehler begehen müssen, und oft klagte er sich selbst an, aber sie waren so leicht, daß die Menschen sie nicht bemerkten. Alles, was man an ihm hat entdecken können, war eine geringe Bewegung welche bei vier oder fünf Gelegenheiten hervortrat. Die welche sie damals beobachtet haben, sagten, sie würden bei andern, sonst sehr tugendhaften Personen nicht darauf geachtet haben; bei ihm aber hätten sie dieselbe bemerkt, weil in seinem Betragen Alles so heilig und sein Gesicht gewöhnlich so ruhig war, daß sie davon, wie von einer vorübergehenden Unvollkommenheit berührt worden wären. Dieselben Personen erklären, daß sie von seiner Demuth noch mehr erbaut worden seien, die ihn bei diesen Gelegenheiten angetrieben habe, sich selbst anzuklagen und wegen des Aergernisses um Vergebung zu bitten, das er gegeben zu haben glaubte.

Um in sich diese Reinheit des Gewissens zu begründen und zu vervollkommenen, nahm er oft im Gebete zu Gott seine Zuflucht. Er bemühte sich, die Stimmungen seines Herzens zu erforschen und wenn er in sich eine böse Neigung bemerkte, so gab er sich daran, sie zu bekämpfen. Da er mit einem lebhaften und gefühlvollen Temperamente geboren war, gab es keine Anstrengungen, die er nicht machte, um seiner Herr zu werden und die Wachsamkeit über seine Worte diente ihm sehr dazu. Er sprach wenig, weil er wusste, daß ein grosser Schwätzer leicht in viele Fehler fällt und daß, wer

vollkommen werden will, über seine Zunge wachen müsse. Bevor er eine Unterhaltung begann oder eine Antwort gab, erhob er gewöhnlich sein Herz zu Gott und bat Ihn um die Gnade, nichts zu sagen, was Ihm mißfallen könnte. Da er in beständiger Sammlung lebte, konnte der Feind sein Inneres nicht anzugreifen versuchen, ohne daß er es sogleich bemerkte; oder wenn er zuweilen sich überrascht fühlte, so erkannte er es alsbald und demüthigte sich darüber. Abgetödtet und streng gegen sich selbst, wachte er über alle seine Sinne und sein Herz war wie eine Festung, deren Thore immer wohl verschlossen sind.

Es war auch Gebrauch bei ihm, die grösste Sorge auf seine besondere und allgemeine Gewissenserforschung zu verwenden. Jeden Abend, bevor er sich zur Ruhe begab, bat er Gott wegen der Fehler um Verzeihung, die er hatte begehen können und derjenigen, welche er nicht erkannte. Wenn er Abends bei der Erforschung einen Fehler oder eine Nachlässigkeit im Dienste Gottes bemerkt hatte, so machte er ihn gewöhnlich zum Gegenstande seiner Betrachtung für den folgenden Tag und zuweilen selbst für mehrere Tage nach einander, um sich dafür vor Gott mehr zu verdemüthigen und sich gegen neue Rückfälle zu sichern. Jede Woche näherte er sich dem heiligen Sakramente der Busse in der heiligsten Stimmung; zuweilen aber ging er noch eher, weil er selbst den Schatten eines Fehlers nicht ertragen konnte.

Da er sich eines Tages vertraulich mit einem Geistlichen über Gegenstände der Frömmigkeit unterhielt, so sagte er ihm Folgendes über die Reinheit des Gewissens, welche die Diener Jesu Christi auszeichnen müsse: „Wir müssen uns nicht bloß vor schweren Fehlern hüten, wir müssen auch die geringsten Fehler noch mit der grössten Sorgfalt vermeiden. Wir vermögen kein Staubkörnchen in unserm Auge zu leiden, wie kommt es, daß wir die geringste Sünde in unserer Seele leiden können? Wir beeilen uns, ein Staubkörnchen aus unserm Auge zu entfernen, weil es uns Schmerzen verursacht und uns hindert, die Gegenstände zu unterscheiden; und wir achten nicht darauf, daß unsere Seele weit mehr leidet, wenn sie von der Sünde besudelt wird? Die Fehler, welche wir begehen, sind wie ein Staubwirbel, der uns den Anblick der Gefahren entzieht, welchen wir ausgesetzt sind. Wie ein Blinder die Schönheit des Himmels nicht mehr geniessen kann, so kann auch eine Seele, die sich nicht von den kleinsten Fehlern reinigt, die göttlichen Vollkommenheiten

nicht mehr betrachten. Wie ein Blinder Seinesgleichen nicht mehr führen kann, so kann auch ein Priester, der sich freiwillig von der Sünde blenden lässt, den Seelen nicht mehr nützen. Wer dagegen in grosser Reinheit des Gewissens lebt, kann alle Tage die unendlichen Vollkommenheiten Gottes betrachten; er erfreut sich einer grossen Kenntniß zur Unterscheidung der Geister und Jedem das zuzutheilen, was für ihn passt. Wie beneidenswerth ist sein Zustand! wer sollte aber Den nicht beklagen, der sich durch seine Schuld so kostbarer und erwünschter Güter beraubt?"

Fünftes Kapitel.

Seine Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen.

Die vollkommene Liebe besteht nach dem heiligen Augustin darin, daß man keinen andern Willen hat, als den des geliebten Gegenstandes. Nach diesem Grundsatze entäusserte unser heiliger Missionar sich gänzlich des Seinigen und lebte nur nach dem göttlichen. Diese Selbstverläugnung übte er nicht bloß bei einigen Gelegenheiten, sondern beständig und bis zum Tode. Es gefiel Gott, ihn während eines grossen Theiles seines Lebens mit schmerzhaften Krankheiten zu prüfen, die eine weniger feste Tugend als die Seinige ausser Fassung gebracht hätten; nie konnte man aber an ihm die geringste Ungeduld bemerken. Er beklagte sich nicht bloß nicht, sondern er sprach auch nicht einmal von seinen Leiden; er betrachtete sie als eine kostbare Gelegenheit, Verdienste zu erwerben und sich in den Augen Gottes wohlgefälliger zu machen. Er sah auch ein Mittel darin, Gott seine Liebe zu bezeigen und er hätte für Alles in der Welt nicht davon befreit sein wollen. Wenn eine schwere Unpässlichkeit oder eine Krankheit ihn zwangen, das Bett zu hüten, so erschien er in diesem Zustande immer so froh und zufrieden, daß es denen, die sein Zimmer verliessen, schien, sie hätten eben einen Seligen gesehen.

Er wurde oft durch Widersprüche geprüft, und da er sehr gefühlvoll war, fühlte er sie zuweilen lebhaft; aber auf der Stelle erhob sich sein Herz zu Gott und opferte ihm diese Prüfungen auf. Er brachte nie eine Klage gegen die Geschöpfe vor, da er überzeugt

war, nichts geschehe ohne Gottes Zulassung. In diesen Umständen stellte er sich Gott vor, daß Er mit ihm verfahre wie ein Vater oder eine Mutter, die ihr geliebtes Kind nöthigen, eine bittere Arznei einzunehmen, damit es die verlorene Gesundheit wieder erlange. Wenn der Tod ihm einen Verwandten oder eine theuere Person entriß, war es sein Erstes, dieses Opfer darzubringen und sich liebevoll den Anordnungen der Vorsehung zu unterwerfen und mit unserm Herrn zu sagen: Ja, mein Vater, ich will es, weil es dir gefällt.[1]) Er bewies dieses in schlagender Weise, als er den Tod seines Bruders Ludwig erfuhr, den er wie sich selbst liebte. Weit entfernt, sich zum Murren fortreissen zu lassen, pries er die Vorsehung, und lud seine Aeltern ein, zu bekennen, daß Gott sich ganz gut und ganz barmherzig in dem schrecklichen Schlage bewiesen habe, wovon sie getroffen worden waren. Das Schiff, welches ihn nach China trug, wurde auf seiner Ueberfahrt von einem so wüthenden Sturme ergriffen, daß es jeden Augenblick schien, es müsse untergehen; „doch, schrieb er in einem schon angeführten Briefe, wir hielten unsere Seele in Ruhe, indem wir uns mit Freuden dem Wohlgefallen dessen überliessen, der an die Pforten des Todes hin und wieder zurückführt.“[2])

„Ich habe nie Jemand abhängiger vom göttlichen Willen gesehen, als ihn, sagte ein Missionar; er beklagte sich über nichts, weder über Hitze noch über Kälte, weder über Nahrung noch über Kleidung; er sprach nie von allen diesen Dingen; er ließ die Vorsehung machen. Mochte es regnen, schneien oder frieren, er war zufrieden, weil Gott es wollte; wenn er verachtet oder verdemüthigt wurde, so war er auch zufrieden, weil Gott es wollte; seine Seele war ebenso stark wie sein Leib schwach schien.“

Er unterwarf sich mit derselben Hingebung in innern Prüfungen. Mochte er von den schrecklichsten Versuchungen angegriffen werden oder in der grösßten Trockenheit verlassen sein; mochte Gott ihm das Licht seines Angesichtes entziehen und ihn in Finsternisse versenkt lassen; Alles war ihm gleich, wenn nur der Wille Gottes seine Erfüllung fand. Er verlangte nicht, sich besser zu befinden oder gelehrter oder selbst heiliger zu sein, als Gott wollte. „Wir sollen uns bemühen, sagte er, auf Erden das Leben der Engel nach-

---

[1]) Matth. 11, 26.

[2]) Tobias 13, 2.

zuahmen; im Himmel unterscheidet sie nur das, daß sie keinen andern Willen als den göttlichen haben, und unser Herr hat uns klärlich gezeigt, wie sehr er verlangt, daß wir diese Gesinnung annehmen, indem er uns vorschrieb, täglich seinen Vater zu bitten, daß sein Wille geschehe auf der Erde wie im Himmel." [1])

Wenn er etwas zu thun hatte, so erwog er zuerst, ob es mit dem Willen Gottes übereinstimme und bat Ihn, dasjenige ihn erkennen zu lassen, was Ihm am wohlgefälligsten sei. Er hatte die Worte Jesu Christi oft im Munde und noch öfter im Herzen: Meine Nahrung ist es, den Willen meines Vaters zu thun und das Werk zu vollbringen, zu welchem Er mich gesandt hat. [2]) Er sprach sie mit einem so ausgeprägten Gefühle der Liebe und des Glückes, daß man hätte glauben sollen, man höre den göttlichen Heiland selbst, da Er am Jakobsbrunnen sie an seine Jünger richtete.

Ein junger Priester, dem er die Uebung empfahl, in Allem das Wohlgefallen Gottes zu suchen, fragte ihn, wie er es machen solle, um dazu zu gelangen? Er sagte ihm: „Wenn Sie sich in dieser schönen Uebung begründen wollen, so müssen Sie jeden Tag den Entschluß erneuern, mit Eifer daran zu arbeiten und Ihren Tag in dieser heiligen Uebung anfangen, fortsetzen und vollenden. Wenn Ihre Stunde zum Aufstehen kommt, so denken Sie sich, der heilige Geist sage Ihnen, wie einst der Engel dem heiligen Petrus: „Stehe rasch auf!" [3]) Erheben Sie sich dann ohne Verzug, opfern Sie sich Gott auf und bezeigen Sie Ihm das Verlangen, an diesem Tage Alles zu thun, wovon Sie wissen, daß es Ihm am wohlgefälligsten ist; während Ihrer Betrachtung bitten Sie Ihn, seinen Willen Ihnen zu offenbaren: denn wozu halten wir die Betrachtung, wenn nicht, um ihn kennen zu lernen? Wir sind wie die Arbeiter, welche der Hausvater berufen hat, auf seinem Felde zu arbeiten; wir sind seine Diener; ist es denn nicht recht, daß die Arbeiter Den fragen, Der sie anstellt, was sie zu thun haben, und wie sie es thun sollen? Darauf müssen Sie auf seine Stimme hören, wie die Braut auf die des Bräutigams hört. Wenn Sie treu sind, auf die Stimme Gottes zu hören, so wird Er Sie darin unterrichten, was Er von Ihnen ver-

---

[1]) Matth. 6, 10.
[2]) Joh. 4, 34.
[3]) Apstlgesch. 12, 7.

langt. Darauf bitten Sie Ihn um seinen Segen und widmen sich voll Eifer seinem Werke."

„Im Laufe des Tages werden Sie wohl thun, oft daran zu denken, daß Sie nicht für sich, sondern für Gott arbeiten, und daß alle Ihre Handlungen mit grosser Vollkommenheit verrichtet werden müssen. Ich rathe Ihnen auch, immer in seiner heiligen Gegenwart zu wandeln; denn ebenso wie die Diener auf ihr Werk weit achtsamer sind, wenn sie unter den Augen ihres Herrn sind, so werden Sie sich auch von einem weit grössern Eifer belebt fühlen, wenn Sie erwägen, daß Gott seine Blicke auf Sie gerichtet hat. Dadurch werden Sie unserm Herrn nachahmen, der uns in seinem Evangelium sagt: Ich thue immer, was meinem Vater wohlgefällt.[1]) Er begnügt sich nicht, zu sagen, er thue oft, was seinem Vater wohlgefalle, sondern er bezeugt uns, daß er es immer thue, um uns zu zeigen, daß wir in dieser heiligen Uebung nie nachlassen sollen. Da wir aber aus uns selbst nichts Gutes thun können, so sollen wir uns oft an Gott wenden und Ihm sagen: „Herr, gib, daß ich immer erfülle was Dir wohlgefällt, ja, immer, denn ich verlange mich nie von Deinem heiligen Willen zu entfernen." Das waren die Lehren, die er mir über die Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen gab, meldet der Priester und er selbst hätte nicht die geringste Handlung verrichtet, ohne Gott um Rath zu fragen. Er richtete unaufhörlich das Gebet an Ihn, welches er mir empfahl; er wiederholte es beinahe ebensooft als er Athem schöpfte, weil er ein grosses Verlangen hatte, unserm Herrn nachzuahmen und in Wahrheit mit Ihm sagen zu können: Ich thue immer, was Ihm wohlgefällt."

Sechstes Kapitel.

Seine Liebe zu Jesus Christus.

Die Andacht zu Jesus Christus war der unterscheidende Charakter Perboyre's. Alles was ihn an diesen liebenswürdigen Heiland erinnerte, erweckte in ihm die lebhaftesten Gefühle der Liebe.

---

[1]) Joh. 8, 29.

Seine liebste Lektüre war die, welche ihm von Jesus Christus redete, und aus diesem Grunde studirte er fortwährend die Evangelien und die Briefe des heiligen Paulus. Darum war unser Herr auch immer auf seinen Lippen wie in seinem Herzen. „Seine vorherrschende Andacht, sagte ein Missionar, der ihn als Direktor im Noviziate gehabt hatte, war unser Herr, den er zärtlicher liebte, als ein Kind seinen Vater; und seine Seele hing an Jesus, wie die Seele Jonathans an der Davids.[1]) Seine Gedanken und Anmuthungen waren so sehr bei Ihm, daß er mit dem zartesten Ergusse von Jesus Christus redete. In dem was er that, in dem was er litt, in dem was er unternahm, war sein Endzweck, Jesus zu gefallen: er studirte sein Leben, seine Tugenden und sein Herz um Ihm nachzuahmen, und er hatte es so gut erreicht, daß er dahin kam, ein lebendiges Abbild Jesu Christi zu werden. Wenn er vom Heilande sprach, wurde er lebhaft und beredt. Er sagte darüber hohe und tiefe Dinge, und seine Weise von Jesus Christus, besonders von seiner Liebe zu reden, hatte viel Aehnliches mit der, wie der heilige Paulus davon spricht, den er beständig las und betrachtete."

Er feierte die Feste unseres Herrn mit besonderer Andacht: zu den Zeiten, die auf besondere Weise an seine grosse Liebe zu uns erinnern, fühlte er seine Liebe zu ihm sich verdoppeln. Während der Weihnachtsfeier und der folgenden Tage sah man ihn ganz von Dankbarkeit durchdrungen, ganze Stunden bei der Krippe des Jesukindes zubringen und sich den zärtlichsten Anmuthungen überlassen aus Erkenntlichkeit für die unaussprechliche Güte Gottes, der unter der Gestalt eines Kindes vom Himmel auf die Erde herabsteigen wollte. Seine Armuth, seine Leiden, seine Verdemüthigungen rührten ihn lebhaft und erfüllten ihn mit dem Verlangen, die Tugenden nachzuahmen, wovon Er uns das Beispiel gegeben, als Er auf die Welt kam.

Er war unerschöpflich, wenn er von unserm Herrn redete, und da seine Bemerkungen sehr erbaulich waren, so wird man uns gestatten, einige davon hier mitzutheilen. „Jesus Christus, sagte er, ist der grosse Lehrer der Wissenschaft; er allein gibt wahres Licht. Alle Wissenschaft, die nicht von ihm kommt und nicht zu ihm führt, ist eitel, unnütz und gefährlich. Es gibt nur Eine wichtige Angelegenheit, und das ist die Erkenntniß und Liebe Jesu Christi." Die

---

[1]) I. Kön. 18, 1.

Nachfolge Christi war nach der heiligen Schrift sein Lieblingsbuch; besonders gerne führte er folgende Stelle an: „Zu wem das ewige Wort redet, der ist frei von vielen Zweifeln. Alles kommt einzig vom Worte, und Alles redet uns vom Worte, und Er selbst ist der Ursprung, der zu uns redet. Niemand kann verstehen oder recht urtheilen ohne Ihn. Dem das Wort Alles ist, der Alles auf dasselbe bezieht, und der Alles in Ihm sieht, wird in sich grosse Gleichmüthigkeit des Herzens begründen und in dem Herrn den Frieden finden. O Wahrheit, o mein Gott! vereinige mich mit Dir durch eine unveränderliche Liebe; ich finde oft nichts als Ekel wenn ich Vieles lese und höre. In Dir findet sich Alles, was ich will und Alles, was ich verlange. Mögen alle Lehrer schweigen, mögen alle Geschöpfe vor Dir verstummen, rede Du allein zu mir.“ [1]) Diese Stellen der Nachfolge Christi gefielen ihm ausserordentlich, und ein Geistlicher berichtet, nichts sei so rührend gewesen, als ihn den Sinn dieser Worte entwickeln zu hören und er habe ihm wunderbare Dinge darüber gesagt.

Da Perboyre eines Tages eben diesen Priester seine Brille nehmen sah, fragte er ihn, warum er sie aufsetze? Dieser antwortete: Um die Gegenstände besser zu unterscheiden. „Nun, fügte der Fragende bei, ist es nicht recht, daß wir für unsere Seele das thun, was wir für unsern Leib thun? Wenn wir uns selbst überlassen sind, so sind wir in der Finsterniß, so sind wir in Gefahr, das Gute und das Böse, die Wahrheit und den Irrthum zu verwechseln: Gott aber hat uns ein sicheres Mittel gegeben, damit wir uns nicht täuschen; dieses Mittel ist sein Wort, welches das wahre Licht ist, das jeglichen Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt. [2]) Folglich muß Er inmitten der Finsternisse, die uns umgeben, uns aufklären und unsere Schritte auf den Pfaden der Wahrheit lenken, damit wir zur Vollkommenheit gelangen. Bitten Sie Ihn also oft, daß Er Sie erleuchte; gehen Sie nie ohne Ihre Fackel, wenn Sie sich nicht verirren wollen. Wenn Sie studiren, so bitten Sie Ihn, daß Er selbst Sie lehre; wenn Sie mit Jemand reden, so bitten Sie Ihn, daß Er Ihnen das eingebe, was Sie sagen sollen; wenn Sie irgend etwas zu thun haben, so

---

[1]) Thom. v. Kemp. Nachfolge Christi. Buch I. Kap. 3. Nr. 2.

[2]) Joh. 1, 9.

beschwören Sie Ihn, daß Er Sie erkennen lasse, was Er von Ihnen verlangt."

Perboyre wollte nicht, daß man sich damit begnüge, unsern Herrn zu studiren und kennen zu lernen, er wollte, daß man weiter gehe und sich bemühe, ihm nachzuahmen. Darüber machte er folgende Bemerkungen, die man nicht ohne Interesse lesen wird: „Jesus Christus ist nicht bloß auf die Erde gekommen, um uns durch seine Lehre zu unterrichten, sondern auch um uns als Vorbild zu dienen. Als sein Vater Ihn uns sandte, sagte Er uns Allen, was Er einst seinem Diener Moyses wegen der Bundeslade sagte: Schau und mache es nach dem Vorbilde, das dir auf dem Berge gezeigt worden.[1]) Jesus Christus hat uns selbst gesagt: Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit ihr thut, wie ihr mich habt thun sehen.[2]) Bemerket wohl, daß Er nicht sagt: Ich habe euch das Beispiel der Tugenden gegeben damit ihr sie zum Gegenstande eurer Bewunderung macht, sondern damit ihr sie zum Gegenstande eurer Nachahmung machet. Nur Eines ist nothwendig[3]) sagt uns unser Herr im Evangelium; aber was ist dieses einzige Nothwendige? Ihm nachahmen. Wir können nur durch die Gleichförmigkeit mit Jesus Christus zum Heile gelangen. Nach unserm Tode wird man uns nicht fragen, ob wir gelehrt gewesen, ob wir hohe Stellen versehen haben, ob wir gemacht, daß man in der Welt vortheilhaft über uns gesprochen habe: sondern man wird uns fragen, ob wir uns beschäftigt haben, Jesus Christus zu studiren und Ihm nachzufolgen. Wenn Gott an uns keine Züge der Aehnlichkeit mit dem göttlichen Muster findet, das Er uns gegeben hat, so werden wir verworfen werden; dagegen werden wir verherrlicht, wenn wir uns Ihm gleichförmig gemacht haben. Jesus Christus ist die Form der Auserwählten; die Heiligen im Himmel sind nur Abbilder des auferweckten und verherrlichten Christus, wie sie auf Erden Abbilder des leidenden, verdemüthigten und thätigen Christus waren. Die Heiligen welche zur höchsten Glorie erhoben und unserm Herrn am nächsten gerückt sind, sind gerade diejenigen welche ihrem Vorbilde am besten nachgeahmt, die Ihn in sich am vollkommensten dargestellt haben. Wenn wir zur Herrlichkeit des Him-

---

[1]) Exod. 25, 40.
[2]) Joh. 13, 15.
[3]) Luc. 10, 42.

mels gelangen wollen, so müssen wir Maler werden; je treuer wir in uns seine Demuth, seinen Gehorsam, seine Liebe und seine andern Tugenden abschildern, desto mehr sichern wir unser Heil und desto grösser wird unsere Glorie im Himmel sein. Machen wir es, wie ein Maler, der vor Begierde brennt, ein Gemälde von grossem Werthe treu wiederzugeben: halten wir unsere Augen fortwährend auf Jesus Christus gerichtet. Begnügen wir uns nicht, einen oder zwei Züge unseres Vorbildes festzuhalten, gehen wir auf alle seine Gedanken ein, machen wir uns alle seine Tugenden zu eigen. Fangen wir jeden Tag von Neuem an und fahren wir fort, ohne jemals müde zu werden. Beim Aufstehen sollen wir uns Jesus bei seinem Erwachen vorstellen und anfangen, wie Er, Gott zu ehren. In unserer Betrachtung und den andern Gebeten bemühen wir uns auf die Gesinnungen der Ehrfurcht und Liebe einzugehen, wovon Er durchdrungen war, wenn Er sich diesen heiligen Uebungen hingab. Ebenso sollen wir es bei unsern Mahlzeiten, in unserm Umgange mit dem Nächsten und bei allen unsern Handlungen machen. Aber wie können wir dazu gelangen, vollkommen die Züge eines so schönen Vorbildes auszudrücken? Wir haben dazu nur den Wirkungen des heiligen Geistes in unsern Herzen zu folgen: Dieser göttliche Geist bemüht sich in uns das Bild Jesu Christi durch die Ausgiessung seiner Gaben zu formen; unglücklicherweise aber setzen wir seinen Wirkungen in unserer Seele Hindernisse, und das macht, daß wir oft eher Bilder des Satans als Bilder unseres Herrn sind. Vergessen wir ebenfalls nicht, daß, wenn Jesus Christus das Muster unserer Vollkommenheit ist, Er auch das Mittel ist, durch welches wir zu dieser Vollkommenheit gelangen können. Wenden wir uns denn oft an Ihn und sagen Ihm: „Herr, Du willst, daß ich an Deiner Nachfolge arbeite, und ich verlange es von ganzem Herzen; aber gedenke, daß ich nur ein armer Lehrling bin, daß ich ohne Dich nichts kann; bilde Dich also in mir ab, denn wenn Du den Pinsel nicht nimmst und nicht Hand anlegest, so werde ich nur Sudeleien machen und nur unförmliche Züge hervorbringen, die keine Aehnlichkeit mit Dir haben."

Bei einer andern Gelegenheit, da er über denselben Gegenstand sprach, sagte er: „Wir müssen uns besonders bemühen, Jesus Christus in der Unterwürfigkeit gegen seinen Vater und in seiner vollkommenen Abhängigkeit von seinem Willen nachzuahmen. Dieser göttliche Meister zeigt uns auf eine gar treffende Weise, wie wichtig es sei,

nur nach den Einsprechungen Gottes zu handeln. Er, der der höchste Herr des Himmels und der Erde war, das ewige Wort, das vollkommene Ebenbild seines Vaters, scheint keinen Willen, kein Urtheil, kein Ihm eigenthümliches Handeln zu haben. Er fragt immer seinen Vater, Er handelt nur nach dem Willen seines Vaters. „Ich bin nicht von mir selbst gekommen,“ [1]) sagt Er uns; „ich rede nicht von mir selbst.“ [2]) „Wie Ich höre, so richte Ich.“ [3]) Er lebt nicht, Er handelt nicht, Er richtet nicht; sein Vater lebt, handelt, richtet in Ihm. Ahmen wir diesem Verfahren nach; denken und handeln wir immer nach dem Geiste Jesu; halten wir uns stäts mit Ihm vereinigt, damit wir unaufhörlich seine göttlichen Einflüsse empfangen. Er selbst räth uns dieses, wenn Er sagt: Ich bin der Weinstock, und ihr seid die Reben. Wie die Rebe keine Frucht bringen kann, wenn sie nicht mit dem Weinstocke vereinigt ist, so könnt auch ihr keine Frucht bringen, wenn ihr nicht in mir bleibt. Bleibet in mir und machet daß Ich in euch bleibe. [4]) Zeigt Er uns dadurch nicht ganz klar, daß wir immer nach seinem Geiste handeln sollen? Aber ach! wie weit sind wir von dieser Vollkommenheit entfernt! O! wie sehr haben wir die Vorwürfe zu fürchten, die Er in dem Buche der geheimen Offenbarung einem Bischofe machte: „Ich finde deine Werke nicht voll.“ [5])

„Bemühen wir uns, sagte er ein anderesmal, alle Tage in der Liebe Jesu Christi zu wachsen. Wir wären sehr zu beklagen, wenn wir uns nicht von lebhaftem Verlangen getrieben fühlten, Ihn zu lieben und nur Ihn allein zu lieben. Gott der Vater setzt all' sein Wohlgefallen in seinen Sohn, [6]) und wir sollten gegen Ihn gleichgültig sein? Die Engel und Heiligen können nicht müde werden, seine wunderbaren Vollkommenheiten zu betrachten, und wir, wir sollten gegen Ihn nur Geringschätzung haben? Im Namen Jesus müssen sich alle Kniee beugen im Himmel, auf Erden und in der Hölle, [7]) und wir sollten Ihm die Ehre weigern,

---

[1]) Joh. 7, 28.
[2]) Joh. 14, 10.
[3]) Joh. 5, 30.
[4]) Joh. 15, 5—7.
[5]) Apok. 3, 2.
[6]) Matth. 3, 17.
[7]) Phil. 2, 10.

die Ihm zukommt? Wenn wir diese vollkommene Liebe erwerben wollen, fliehen wir oft zu Jesus, denn Er ist die Quelle aller Gnaden. Alles kommt uns von Ihm, und wir können nichts haben, als durch Ihn. Er gibt unsern Seelen das Leben, wie die Nahrung unserm Leibe das Leben gibt: klammern wir uns an Ihn, wie das Kind sich klammert an den Busen seiner Mutter; saugen wir an Ihm die Milch aller Tugenden. Das Kind schöpft die reinste Substanz seiner Mutter und nährt sich damit; ebenso schöpfen wir, wenn wir an Jesus festhalten, in Ihm ein ganz göttliches Leben."

„Nie erschien mir Jemand rührender, als Perboyre, wenn er von unserm Herrn Jesus Christus redete, sagte derselbe Priester, welcher uns die vorhergehenden Gedanken aufbewahrt hat. Er kam oft auf diesen Gegenstand zurück; unablässig führte er die Beispiele und Worte unseres Herrn an. Wenn er uns eine Erinnerung gab, so ließ er immer unsern Herrn reden und stellte Ihn uns als Vorbild auf. Unser Herr, sagte er, that Dieses, unser Herr that Jenes; wollen Sie es nicht machen wie Er? Muß ein Priester nicht ein anderer Christus sein? Es war unmöglich, nicht gerührt zu werden; er entzückte uns, und wir konnten, wenn wir ihn verliessen, mit den Jüngern die mit unserm Herrn auf dem Wege nach Emmaus sprachen, ausrufen: War unser Herz nicht ganz entflammt, als er mit uns redete. [1]) Ja, ich empfand dieselben Wirkungen in meinem Innern; er schien mir bei unserm Herrn selbst zu sein. Die Stunden verflossen wie Augenblicke, wenn er so im Ergusse seines Herzens sprach. Wenn ich ihn verließ, so fühlte ich, daß er Feuer in meine Seele gelegt hatte, und noch jetzt kann ich mir diese Unterhaltungen nicht zurückrufen, ohne lebhaft gerührt zu sein. Es scheint mir, ich sähe und hörte ihn noch; es scheint mir, ich athmete von Neuem den Wohlgeruch der Heiligkeit ein, den süssen Geruch Jesu Christi, den er immer um sich verbreitete."

An einem andern Tage besuchte ihn derselbe Priester und sagte zu ihm: „Herr Superior, ich habe meine geistliche Lesung noch nicht gehalten und ich gestehe Ihnen, daß ich mich nicht sehr dazu aufgelegt fühle. Ich habe mir die Freiheit genommen, zu Ihnen zu kommen, in der Hoffnung, daß Sie mir einige Worte der Erbauung sagen würden, die mich mehr befriedigten als alle Lesungen, die ich halten könnte." — Mein theurer Freund, antwortete Herr

---

[1]) Luk. 24, 32.

Perboyre, glauben Sie mich im Stande, etwas Erbauliches zu sagen? Sie würden viel besser thun, sich an unsern Herrn zu wenden und Ihn zu bitten, daß Er zu Ihrem Herzen rede. Er ist so gut! Er wird sich nicht weigern, Ihr Gebet zu erhören, und was Er Ihnen sagt, ist mehr werth als Alles was Sie hören und in den bessten Büchern lesen können. Oder, wenn Sie lieber wollen, und wenn Sie eine Lesung zu halten verlangen, die Ihnen von grossem Nutzen sein wird, nehmen Sie als Buch unsern Herrn selbst; erwägen Sie, wie Er den Tag zubrachte, und wie Sie den Ihrigen zugebracht haben; vergleichen Sie alle Ihre Handlungen mit den Seinigen von Ihrem Aufstehen bis jetzt; sehen Sie welche Bezüge bestehen zwischen Ihrer Gemüthsstimmung und der Seinigen, zwischen den Tugenden, die Er übte und denen, die Sie heute geübt haben. Durch dieses Mittel werden Sie wie in einem Spiegel die Fehler sehen, welche Sie begangen haben; Sie werden auch erkennen, was Ihnen mangelt, und die Betrachtung eines so schönen Vorbildes wird Sie ermuntern, mit neuem Eifer an Ihrer Vervollkommenung zu arbeiten." Perboyre sprach ziemlich lange über diesen Gegenstand mit ihm, und obgleich er sich unfähig glaubte, ihm etwas Gutes zu sagen, so erbaute er nichts destoweniger seinen Zuhörer, der, sehr zufrieden mit den Erwägungen die er gesammelt hatte, sich zurückzog.

Wenn der Diener Gottes so sehr auf die Nachahmung unseres Herrn drang, so übte er vollkommen, was er Andern empfahl. Er hätte nicht gewagt, einem Andern vorzuschreiben, was er nicht selbst that, und dabei erinnerte er sich dessen, wovon geschrieben steht: E r b e g a n n z u h a n d e l n, e h e e r l e h r t e. [1]) Da er glühend verlangte, Jesus Christus nachzuahmen, so betrachtete er Ihn unablässig; und da der heilige Geist für seine göttliche Wirksamkeit in ihm kein Hinderniß fand, so vervollkommnete Er in seiner Seele mehr und mehr das Bild des Heilandes. Täglich wandte er sich am Altare, im Augenblicke der Wandlung an unsern Herrn und sagte, die Hostie in den Händen, zu Ihm mit sehr grossem Eifer: „Sieh, o mein göttlicher Heiland, ungeachtet meiner Unwürdigkeit, will ich Dir ein Dasein geben, welches Du nicht hast, das im heiligen Sakramente. Ich bitte und beschwöre Dich jetzt, in mir dasselbe Wunder zu wirken, welches ich in Kraft der mir anvertrauten Voll-

---

[1]) Apstlgesch. 1, 1.

macht an diesem Brode wirken werde. Wenn ich sage: das ist mein Leib, so sage auch Du von Deinem unwürdigen Diener: das ist mein Leib. Mache durch Deine Allmacht und Deine unendliche Barmherzigkeit, daß ich in Dich verwandelt und ganz umgebildet werde. Meine Hände seien die Hände Jesu, meine Augen seien die Augen Jesu; meine Zunge sei die Zunge Jesu; alle meine Sinne und mein ganzer Leib mögen nur dazu dienen, Dich zu verherrlichen; besonders aber wandle meine Seele und alle ihre Kräfte um; mein Gedächtniß, mein Verstand, mein Herz seien Jesu Gedächtniß, Verstand und Herz; mein Handeln, meine Gedanken seien ähnlich Deinen Handlungen, Deinen Gedanken und möchtest Du, wie Dein Vater von Dir sagte: Heute habe ich Dich gezeugt,[1]) das auch von mir sagen können und ebenso wie Dein himmlischer Vater beifügen können: das ist mein geliebter Sohn, an Dem ich mein Wohlgefallen habe.[2]) Ja, zerstöre in mir Alles, was nicht von Dir ist, gib, daß ich nur durch Dich, in Dir und für Dich lebe, damit auch ich, wie Dein grosser Apostel sagen könne: Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir.“[3])

Diese Bitte, welche er während der Wandlung an Gott richtete mit einem Herzen, das vor Verlangen, erhört zu werden, brannte, erneuerte er bei seiner Danksagung. „Wenn ich das Leben betrachte, welches er führte, sagt Einer der Professoren von Saint-Flour, so drängt mich Alles zu dem Glauben, daß Gott ihn erhört hatte. Sein Herz lebte nur für Jesus und durch Jesus. Man hätte auf ihn anwenden können, was der heilige Johannes Chrysostomus vom heiligen Paulus sagte: das Herz Jesu Christi sei das Herz des heiligen Paulus geworden. Wenn ich ihn sah, so schien es mir immer, ich sähe unsern Herrn; wenn er redete, schien es mir, ich hörte unsern Herrn, wie Er mit den Menschen sich unterhielt; wenn er ging, schien es mir, ich sähe unsern Herrn gehen; es schien mir, unser Herr sei in ihn übergegangen; er sei ganz von Ihm erfüllt, wie ein Baum ganz erfüllt ist von dem Safte, der ihn belebt, oder wie ein im Feuer glühendes Eisen von dem Elemente ganz voll ist, das es durchdrungen hat. Ich sagte mir: Führte unser Herr, als Er auf Erden war, eine andere Sprache, hatte Er ein anderes Benehmen?“

[1]) Psalm 2, 7.
[2]) Matth. 3, 17.
[3]) Galat. 2, 20.

Siebentes Kapitel.

Seine Andacht zum Leiden des Heilandes.

Was besonders seine Andacht gegen unsern Herrn erweckte, war das Andenken an die Qualen, zu deren Erduldung seine Liebe ihn angetrieben hat. Er hat mich geliebt, sagte er oft mit dem heiligen Paulus, und sich für mich hingegeben. [1]) Dieser Gedanke war ein Feuerbrand, der sein Herz entflammte. Er hielt seine Augen immer auf den Urheber und Vollender unseres Glaubens [2]) geheftet und wurde nicht müde, seine Leiden zu betrachten. Bei der Vorbereitung auf das heilige Meßopfer erinnerte er sich, daß es mit dem am Kreuze dasselbe Opfer ist; indem er die priesterlichen Gewänder anzog, stellte er sich Jesus Christus gebunden, von seinen Feinden geknebelt, mit einem weissen Kleide als Zeichen der Verspottung vor. Wenn er zum Altare ging, so dachte er an Jesus Christus wie Er seinen Feinden entgegenging oder den Kalvarienberg bestieg, um daselbst sein Opfer zu vollenden. Im Laufe des Tages dachte er auch, daß Jesus Christus sich für ihn auf dem Altare geopfert habe, wie einst auf dem Kalvarienberge, und er sagte zu sich selbst: „Jesus Christus hat sich für mich dargebracht; ich muß mich also auch für Ihn darbringen, mein Leben muß ein fortwährendes Opfer sein.“

Der Anblick eines Krucifixes erweckte in ihm das lebhafte Gefühl der Liebe und mit Freuden richtete er oft seine Blicke darauf. Im Richterstuhl der Busse hielt er seine Augen auf dieses heilige Bild, welches er in der Hand trug, gerichtet. Er unterbrach oft seine Arbeit und betrachtete ein Krucifix, das auf seinem Tische stand, bedeckte es mit Küssen, drückte es an sein Herz oder benetzte es mit seinen Thränen. Kaum kam man auf sein Zimmer, ohne ihn auf den Knieen zu den Füssen des Heilandes zu finden und man hat bemerkt, daß seine Augen dann von Thränen feucht waren. Manchmal überraschte man ihn, wie schon früher gesagt worden, versenkt und bewusstlos vor dem Kreuze, oder weinend, seufzend und schluchzend wie ein Verbrecher und in diesem Zustande unfähig, sogleich auf irgend etwas Anderes zu achten.

---

[1]) Gal. 2, 20.

[2]) Hebr. 12, 2.

Jeden Freitag [1]) ehrte er auf besondere Weise das bittere Leiden und ausser dem Fasten, das er sich an diesem Tage auferlegt hatte, unterhielt er seinen Geist mit dem Andenken an die Leiden des Gottmenschen, dessen letzten Seufzer er liebevoll um drei Uhr Nachmittags auffing. Er unterließ nie den Kreuzweg zu halten, wenn es ihm möglich war. Die Zeit aber, wo er sich gewissermassen selbst zu übertreffen schien, war die den schmerzvollen Geheimnissen geweihte Woche, deren Andenken die Kirche ihren Kindern ins Gedächtniß ruft. Am Gründonnerstage und Charfreitage verließ er kaum das Grab, wo Jesus ruhte und blieb dort in tiefe Betrachtungen versunken. Abends kehrte er noch dahin zurück und setzte

---

[1]) Wie wohlgefällig dem Herrn das Andenken an sein bitteres Leiden am Freitage ist, zeigte Er noch in unsern Tagen durch die wunderbare Offenbarung des rothen Skapuliers zu Ehren des bittern Leidens und der heiligsten Herzen Jesu und Maria's, welche eine Tochter der christlichen Liebe vom heiligen Vincenz von Paul (fille de la charité) in Paris am 26. Juli 1846 von unserm Herrn selbst empfing. Christus erschien ihr mit dem rothen Skapulier in der Hand. Auf der einen Seite war Er am Kreuze dargestellt, mit den Leidenswerkzeugen am Fusse desselben und der Umschrift: „Heiliges Leiden unseres Herrn Jesu Christi rette uns.“ Die andere Seite trug das Bild der heiligsten Herzen Jesu und Maria's, überragt von einem Kreuze und der Umschrift: „Heilige Herzen Jesu und Mariä beschützet uns.“ Wiederholt erschien ihr noch später der Heiland mit diesem Skapulier in der Hand, so am Feste Kreuzerhöhung 1846, wo Er ihr die Worte sagte: „Alle diejenigen, welche dieses Skapulier tragen, werden jeden Freitag eine grosse Vermehrung des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe erlangen.“ Anfangs legte der Generalsuperior der Congregation der Mission wenig Gewicht auf diese Mittheilungen. Als er sich aber im Juni 1847 in Rom befand, glaubte er den heiligen Vater davon in Kenntniß setzen zu müssen. Zu seinem grössten Erstaunen erhoben sich keine Einwendungen dagegen und durch päpstliches Rescript vom 25. Juni 1847 wurden die Priester der Mission ermächtigt, das Skapulier zu weihen und zu vertheilen. Unter den vielen darauf verliehenen Ablässen führe ich nur den einen an, daß jeder Gläubige welcher das Skapulier trägt, wenn er Freitags oder in rechtmässigem Verhinderungsfalle, Sonntags, die heiligen Sakramente der Busse und des Altars empfängt und das Leiden des Herrn betrachtet und auf die Meinung des heiligen Vaters betet, wöchentlich einen vollkommenen Ablaß gewinnt. Genaueres über das Skapulier vom bittern Leiden nebst schönen Betrachtungen findet sich in dem Büchlein: Le scapulaire de la passion de Jésus-Christ et de la compassion de la sainte Vierge ou méditations et prières à l'usage des personnes qui en sont revêtues. Paris. Adr. Le Clere 1853. Deutsch: Das Skapulier des bittern Leidens u. s. w. Gratz bei Kienreich 1856.

seine Besuchungen stundenlang fort, wenn es ihm nicht geschah, daß er die ganze Nacht dort zubrachte.

Ein ehrwürdiger Priester erzählte, er habe Gelegenheit gehabt, in dieser Zeit mit ihm zu sprechen und ihn mit dem Andenken an das Leiden Christi ganz erfüllt gefunden. Perboyre unterhielt sich mit ihm über das Geheimniß des Tages und besonders über die Stelle des Evangeliums, wo es heisst, daß unser Herr auf dem Oelberge begann zu fürchten, Widerwillen und Traurigkeit zu empfinden.[1] „Unsere Seele, sagte er zu ihm, ist der Tempel Jesu Christi, und gar oft lassen wir Ihn dieselbe Todesangst fühlen, die Er am Oelberge am Abende vor seinem Tode empfand. Das geschieht, wenn wir uns zur Nachlässigkeit in seinem Dienste fortreissen lassen. Dann beginnt unser Herr Furcht zu fühlen; Er hat Furcht, nicht seinetwegen, sondern unsertwegen, weil Er sieht, wie grosser Gefahr des Verderbens diese Nachlässigkeit uns aussetzt; Er fürchtet für uns, wegen der uns drohenden Züchtigungen, wenn wir in unserer Lauigkeit verharren. Aber Er fängt nicht bloß an Furcht zu haben, sondern auch Widerwillen zu fühlen. So lange wir treu sind, in uns den Eifer zu unterhalten, setzt Er seine Wonne darein, in unsern Herzen zu leben; aber von dem Augenblicke an, wo wir für Ihn nur Kälte haben, hat Er Widerwillen gegen uns; denn wie sollte man nicht in Gesellschaft einer Person Widerwillen fühlen, die man mit Wohlthaten überhäuft hat und die nur Gleichgültigkeit zeigt? Endlich erfüllt sich, wenn Er sieht, daß wir in diesem Stande verharren und seinen Einsprechungen widerstehen, die uns drängen, denselben zu verlassen, sein Herz mit Traurigkeit, und seine Traurigkeit wird so groß, daß Er mit Wahrheit sagen kann, seine Seele sei traurig bis in den Tod.[2] Vom Oelberge bis zum Kalvarienberge ist nicht weit, und wenn wir nicht acht darauf geben, so wird es nicht lange dauern und wir lassen Ihn in unserm Herzen sterben."

Bei einer andern Gelegenheit theilte er demselben Priester folgende Erwägungen über die Geheimnisse der heiligen Woche mit. „In diesen Tagen, welche die Kirche für uns der Erinnerung an das widmet, was unser Herr für uns gelitten hat, wäre es eine grosse Schande für einen Christen, sich nicht mit diesen Geheimnissen

---

[1]) Mark. 14, 33. 34.
[2]) Matth. 26, 38.

der Liebe zu beschäftigen; für einen Priester aber wäre es eine Ungeheuerlichkeit, kalt und gleichgültig zu sein. Unser Herr verlangt Herzen zu finden, die mit seinen Schmerzen Mitleid haben und seine Liebe anzuerkennen wissen, aber es gibt nur Wenige, die seinem Verlangen entsprechen. Dieser göttliche Meister sieht uns wie seine Jünger in schimpflichen Schlaf versunken; Er kommt und klopft an die Pforte unseres Herzens und ladet uns ein, seine Schmerzen zu theilen, und wir geben uns nicht einmal die Mühe, auf Ihn zu achten! Er beklagt sich in der heiligen Schrift, daß Er umsonst Jemand gesucht habe, der für seine Leiden gefühlvoll sei und Er erklärt, daß Alle Ihm den Trost verweigert hätten, den Er verlangte. Ach! möge es nicht so mit uns sein; beeilen wir uns, Ihn zu lieben, wie Er es verdient und seien wir nur bemüht, Ihn zu trösten und Ihn durch unsern Eifer für die Gefühllosigkeit und den Undank zu entschädigen, die Er von der Mehrzahl der Geschöpfe erfährt.“ Nach dem Zeugnisse des Priesters, der die eben mitgetheilten Bemerkungen gesammelt hat, sagte Perboyre Alles dieses mit einem so ergriffenen Wesen, daß man davon ganz bewegt wurde und sich von ihm mit einem Herzen voll von den Gefühlen entfernte, wovon er selbst gegen das Leiden unseres Herrn durchdrungen war.

Er litt lebhaft, Gott durch die Sünden die in der Welt geschehen, beleidigt zu sehen. Er war davon so ergriffen, als wenn er unsern Herrn in Person beschimpft und verfolgt vor Augen gehabt hätte, wie Er es in seinem Leiden wurde. Die Zeit des Carnevals war für ihn eine Zeit der Betrübniß, und seine Bitterkeit verdoppelte sich während der drei letzten Tage wegen der schamlosen Ausschweifungen, wozu sie Gelegenheit bieten. Ausser den Bußwerken die er sich dann auferlegte, um den Zorn Gottes zu besänftigen, verweilte er lange Stunden in tiefe Traurigkeit versenkt vor den Tabernakeln. Er hätte gewünscht, unserm Herrn die Beschimpfungen vergessen machen zu können, denen Er ausgesetzt war und Ihn für den Undank so vieler Christen zu entschädigen. Er vergegenwärtigte sich dann diesen göttlichen Heiland in der Todesangst, wie Er am Oelberge Jemand suchte, der Ihn trösten möchte und vorzüglich seinen Jüngern sagte: Meine Seele ist betrübt bis in den Tod... Wollt auch ihr mich verlassen?... Wie, ihr konntet nicht eine Stunde mit mir wachen?[1])... Auch sah

[1]) Matth. 26, 38. 40.

man ihn sein Gebet bis eilf Uhr Nachts, einigemale selbst bis Sonnenaufgang verlängern.

Er empfahl die Betrachtung des Leidens Jesu Christi sehr. „Man beklagt sich zuweilen, sagte er, man könne nicht betrachten; es wäre genug, das Krucifix fünf Minuten lang im Geiste des Glaubens anzusehen, um sich von Liebe und Dankbarkeit gegen unsern Herrn ganz durchdrungen und bereit zu fühlen, Ihm besser zu dienen. Wer in dieser Uebung treu wäre und Gott täglich eine kleine Abtödtung zum Dank für das was Er für uns gelitten hat aufopferte, der würde grosse Fortschritte in der Vollkommenheit machen. Ja, es genügt, das Krucifix mit Glauben anzusehen, um Nutzen davon zu haben. Es ist nicht nothwendig, daß man lesen könne und schöne Bücher habe; das Krucifix ist das schönste und rührendste aller Bücher. Warum wechseln wir so oft mit dem Stoffe der Betrachtung? sagte er ein andermal, Eines genügt, und er zeigte auf das Krucifix. Bei einer andern Gelegenheit sagte er zu einem Geistlichen: „Ich kann nur bloß Eines betrachten" und er zeigte wieder auf das Krucifix. Es wäre für Perboyre zu wenig gewesen, Mitleid mit den Leiden Jesu Christi zu haben; er bemühte sich, mit Ihm sich zu kreuzigen, um mit dem heiligen Paulus sagen zu können: Ich bin mit Jesus Christus an's Kreuz geheftet.[1]) Mit Freude nahm er darum auch alles Kreuz auf, welches die Vorsehung ihm zuschickte. Wenn seine Gesundheit gestört war, so freute er sich, weil das ihn dem leidenden Jesus ähnlicher machte; wenn er eine Demüthigung erfuhr, so erfreute er sich in dem Gedanken, daß unser Herr mit Schmach gesättigt worden; wenn er die Widersprüche der Menschen erfuhr, so erfreute er sich auch darüber, weil er sich erinnerte, daß auch unserm Herrn widersprochen worden. Alles was ihm einen Zug der Aehnlichkeit mit dem gekreuzigten Jesus geben konnte, war für ihn ein Gegenstand der Freude.

---

[1]) Gal. 2, 19.

Achtes Kapitel.

Seine Andacht zu unserm Herrn im heiligen Altarssakramente.

Perboyre hatte nicht weniger Andacht gegen die Eucharistie als gegen das bittere Leiden. Dieser eifrige Liebhaber Jesu Christi hatte sich zwei Zelte gebaut, das Eine am Fusse des Kreuzes, das Andere am Fusse des heiligen Tabernakels; er ging unablässig vom Einen zum Andern, betrachtete dort die Liebe seines Gottes und berauschte sich in der Liebe. „Er war unersättlich in den Besuchungen des heiligen Sakramentes, sagte Einer seiner Zöglinge aus dem Noviziate; Alles was ihn in die Nähe der Kapelle führte, war für ihn eine Gelegenheit, sein Herz vor dem Altare auszugiessen und sich mit seinem Heilande zu unterhalten. Dort vergaß er sich selbst und brachte ganze Stunden unbeweglich, beinahe ohne Athem zu schöpfen in Anbetung zu. Er musste sich Gewalt anthun, um sich von dort zu entfernen. Er ging langsam und ungern weg. Wie ein Kind, das man von seiner Mutter reisst und das die Natur zu ihr zurückzieht: so kehrte er auch zum heiligen Tabernakel zurück, wo Derjenige ruhte, der sein Herz besaß und seine Wonne ausmachte. Wenn er die Kapelle, besonders nach einer verlängerten Besuchung verließ, so war seine Sprache glühender, sein Gesicht freudiger und heiterer, er sprach dann Flammenworte. Man erkannte, daß sein Herz ganz von dieser himmlischen Flamme erfüllt war, mit der er sich eben durchglüht hatte und welche sich selbst auf seinem Gesichte abspiegelte. Unser Herr zog ihn auch mit den Banden der Liebe und durch einen unwiderstehlichen Zug an sich. Wenn er nicht auf seinem Zimmer war, fand man ihn beinahe immer in der Kapelle, wo er verkostete, wie süß der Herr ist[1]) und wo er seine liebsten Freuden fand."

Er ging oft zu dieser reichen Quelle, sei es um dort die Gnaden zu schöpfen, deren er bedurfte, sei es um Dem dort Gesellschaft zu leisten, der aus Liebe zu uns die Trübsal unserer Verbannung theilen wollte. „Die Andacht gegen das heilige Sakrament, sagte er, muß der entscheidende Charakter der Priester sein. Sie müssen die Hüter dieses Sakramentes und die Gesellschafter Jesu Christi

---

[1]) Psalm 33, 9.

auf unsern Altären sein. Wenn sie wüssten, wie viel Schmerz sie unserm Herrn bereiten, und wie vieler Gnaden sie sich berauben, indem sie nur selten zu den Füssen des heiligen Tabernakels kommen, sie würden sich wohl hüten, sich davon zu entfernen und ihre grösste Beflissenheit darein setzen, Ihm aufzuwarten."

Sein süssester Trost war die Feier der heiligen Messe und die Aufnahme Jesu in sein Herz. „Ich bin nie zufriedener, sagte er eines Tages, als wenn ich das heilige Meßopfer dargebracht habe." die grösste Entbehrung die er erdulden konnte, war die der heiligen Kommunion. Diese zwang ihn in einem auf seiner Reise geschriebenen Briefe zu dem Ausrufe: „O, wie glücklich fühlt man sich, auf der weiten Einöde des Oceans von Zeit zu Zeit sich in der Gesellschaft unseres Herrn zu befinden!" Einer seiner Professoren von Saint-Flour hatte ihm eines Tages gesagt, er habe geglaubt, sich der Feier der heiligen Messe enthalten zu müssen, weil er grosse Kopfschmerzen hatte und fürchtete sie nicht mit gehöriger Andacht zu lesen. Darauf sagte er ihm: „Sie haben Unrecht gehabt, Gott verlangt nicht den Kopf, er verlangt nur das Herz." Ein anderer Priester, der vor ihm seine Absicht aussprach, das heilige Opfer nicht darzubringen, weil er sich in grosser Trockenheit befände, erhielt folgende Antwort: „Machen Sie es wie die, welche von ihren Gläubigern gedrängt werden und nicht zahlen können. Sie leihen, nicht wahr? Wohlan, leihen Sie auch von der heiligen Jungfrau, was Sie bedürfen. Bei ihr finden Sie Glauben, Demuth, Liebe, mit einem Worte, Alles was Sie glauben, das Ihnen fehlt, und damit werden Sie Grund haben, zufrieden zu sein, denn nicht mit Ihrer Bereitschaft, sondern mit der Maria's werden Sie Jesus Christus empfangen."

Er bereitete sich mit der grössten Sorgfalt zur heiligen Messe vor. Außer der Betrachtung und andern frommen Uebungen, die er angestellt hatte, brachte er zuweilen eine ganze Stunde vor dem Altare zu, wo er den Herrn beschwor, ihn in die Stimmung zu versetzen, welche eine so grosse Handlung erfordert. Man wird seine innern Gesinnungen besser aus den Rathschlägen erkennen, die er einem frommen Priester gegeben, der, Zeuge seines Eifers, ihn bat, ihm eine Methode zu entwerfen, das heilige Opfer gut darzubringen. Der Diener Gottes machte Anfangs Schwierigkeiten, auf seine Wünsche einzugehen; endlich aber nach lebhaftem Drängen, sagte er ihm mit der Ueberzeugung und dem Ausdrucke der Frömmigkeit, die

ihn kennzeichneten, folgende Worte: „Vor der Feier der heiligen Messe müssen wir uns bemühen, uns in dieselbe Verfassung zu setzen, wie unser Herr, der sich für uns auf dem Altare opfert: wie Jesus Christus sich für uns opfern will, ebenso müssen wir uns Gott opfern und uns seinem heiligen Willen darbieten. „Ahmet das nach, was ihr behandelt," sagt uns die Kirche. Wenn wir zur Kirche gehen, müssen wir mit dem Gedanken erfüllt sein, daß wir uns mit Jesus dem Wohlgefallen Gottes darbieten, und wir müssen mit dem heiligen Thomas sagen: „Gehen auch wir, und sterben wir mit Ihm." [1]) Jesus verlangt, daß wir auf diese Gesinnungen eingehen; Er scheint uns zu sagen: Erwäget meine Güte gegen euch; Ich gestatte euch, das heiligste, das furchtbarste aller Geheimnisse zu feiern: Ich gebe mich euch ganz hin, aber unter der Bedingung, daß ihr euererseits euch mir schenket. Dieser liebenswürdige Heiland macht einen Vortrag mit uns; aber wie vortheilhaft ist dieser Vertrag für uns, da wir alle Güter empfangen und da wir so Geringes geben!"

„Ausser dieser Hingabe unserer selbst, die wir Gott darbringen, wäre es sehr nützlich, Ihm ein besonderes Opfer zu weihen. Dieses Opfer müssen wir in unsern Herzen suchen und uns deshalb genau erforschen, um zu erkennen, an welchen Dingen wir am meisten hängen oder welches Opfer Gott am angenehmsten sein würde. Wir müssen darin edelmüthig verfahren und uns hüten, das Benehmen Kains nachzuahmen, der Gott gerade das Schlechteste aus seinen Herden opferte; ahmen wir vielmehr dem frommen Abel nach, der Ihm das Besste opferte, was er hatte, oder den Edelmuth des Abraham, der sich bereit zeigte, seinen Sohn Isaak zu opfern. Seien Sie überzeugt, die Zeit, welche Sie darauf verwenden, dieses Opfer zu suchen, ist gut verwandt, und es ist eines der bessten Mittel, welches Sie anwenden können, die Gleichgültigkeit zu vermeiden und viele Frucht aus dem heiligen Meßopfer zu ziehen. Ich wenigstens denke nicht, daß ein Priester auf eine für ihn vortheilhafte Weise celebriren kann, wenn er ohne diese Verfassung an den Altar geht. Nachdem dieses Opfer bestimmt ist, muß man es im Geiste mit der Hostie auf die Patene legen und beim Offertorium es Gott darbieten und Ihn bitten, es als ein Schlachtopfer anzunehmen und zu vernichten."

---

[1]) Joh. 11, 16.

„Dann bemühen Sie sich, sich eine hohe Idee von der Wichtigkeit des Opfers, welches Sie darbringen wollen, zu machen. Stellen Sie sich vor, Sie seien der einzige Priester auf der Welt und beauftragt, für die Bedürfnisse der ganzen Welt einzustehen und von allen Seiten eilten die, welche bei der grossen Handlung welche Sie verrichten wollen, betheiligt sind, herbei, um Sie zu bitten, Gott ihre Anliegen darzubringen; und diese Anliegen seien so zahlreich, daß sie sich von der Erde bis zum Himmel erhöben. Tausende Gerechter haben um eine grosse Menge Gnaden zu bitten und eine noch weit grössere Anzahl von Sündern von allen Geschlechtern, Altern und Ständen; die Engel und Heiligen des Himmels, besonders die Schutzengel und heiligen Patrone kommen und bitten Sie für die Seelen, welcher sie sich annehmen. Welchen Eindruck würden Sie fühlen, wenn alle diese Personen, alle diese Engel und Heiligen Ihnen in sichtbarer Gestalt erschienen; wenn Sie von ihnen umgeben, gedrängt würden und wenn Sie ihre bittenden Stimmen hörten, die inständig Ihre Liebe anflehten? Fügen Sie noch dazu die jammervollen Seufzer so vieler Seelen im Fegfeuer, die ebenfalls grosse Vortheile aus dem heiligen Meßopfer zu sammeln hoffen. O! wie könnten wir uns der Lauheit überlassen, wenn wir gedächten, daß wir durch eine andächtig gelesene heilige Messe zum geistigen Wohle so vieler Seelen beitragen und daß wir berufen sind, ihre Fürsprecher bei Gott zu werden? In Ihrer Eigenschaft als Mittler müssen Sie nothwendig gut mit Gott stehen, denn wie könnten Sie wirksam vermitteln, wenn Sie in seinen Augen nicht wohlgefällig sind? Daraus müssen wir begreifen, wie wichtig es für uns ist, in uns eine grosse Reinheit des Gewissens und grossen Eifer zu unterhalten. Es ist wol wahr, daß wir in Wirklichkeit nur Einen Mittler, Jesus Christus, haben, und daß die hauptsächliche Frucht des heiligen Meßopfers von dem Zustande des opfernden Priesters unabhängig ist; aber wir wissen auch, daß Gott droht, die Segnungen der Priester zu verfluchen, die Ihm nicht mit Eifer dienen und ihre Opfer zu verwerfen; wir wissen, daß die Gebete der Heiligen, so lange sie auf Erden waren, grosse Wirksamkeit bei Gott hatten und reichliche Gnaden über die herabzogen, für welche sie dieselbe aufopferten."

„Nachdem Sie nun von der Wichtigkeit der Handlung welche Sie begehen wollen durchdrungen sind, waschen Sie ihre Hände und bitten Gott mit aller Inbrunst, deren Sie fähig sind, Ihnen

die nothwendige Reinheit des Gewissens zu gewähren, um würdig zu celebriren. Indem Sie den Amiktus über Ihre Schultern legen, achten Sie darauf, daß die Priester Anfangs ihn über das Haupt legten; er erinnert Sie also, die Augen für alle irdischen Dinge zu verschliessen und alle Ihre Gedanken auf Gott zu richten. So bitten Sie unsern Herrn, Sie mit dem Helme des Heiles zu umgeben und Sie vor allen Angriffen des Teufels sicher zu stellen, der, da er weiß, wie viel Ehre die Handlung, welche Sie verrichten wollen, Gott und wie viel Nutzen dem Nächsten verschafft, alle seine Anstrengungen aufbietet, damit die Priester ohne Andacht celebriren und die heiligen Geheimnisse auf eine Weise behandeln, die wenig geeignet ist, die Frömmigkeit der Gläubigen zu beleben. Indem Sie die Albe nehmen, beachten Sie, daß sie durch ihre Weisse ein Symbol der Reinheit des Gewissens ist, mit welcher Sie sich Gott nähern müssen. Demüthigen Sie sich tief und bitten Sie ihn, Sie im Blute des Lammes zu waschen, damit die Darbringung des heiligen Opfers für Sie ein Unterpfand der ewigen Freuden sei. Indem Sie sich mit dem Cingulum umgürten, denken Sie, daß die Reinheit der Hauptschmuck des Priesters sein muß, der Jesus Christus darstellt; denken Sie auch, daß die Gnade Gottes alle Ihre Sinne fesseln und gefangen nehmen müsse, wie der Gürtel alle Falten Ihres Gewandes hält. Beschwören Sie den Herrn, daß Er selbst Sie umgürte mit dem Gürtel der Reinheit und in Ihnen das Feuer der Begierlichkeit auslösche, damit die Keuschheit in Ihnen glänze. Der Manipel war Anfangs nur ein Schweißtuch, dessen die Priester sich bedienten, die Thränen abzutrocknen, welche die Andacht sie während der Feier des heiligen Meßopfers reichlich vergiessen ließ; nehmen wir ihn nie, ohne innerlich darüber zu seufzen, daß wir von der Inbrunst der alten Priester so weit entfernt sind. Dieses Stück erinnert uns auch an die Verpflichtung, reich zu sein an guten Werken und unser Leben in Arbeit, Busse und Thränen zuzubringen, und deswegen sagen wir zu Gott: Gib, o Herr, daß ich würdig sei, den Manipel der Thränen und des Schmerzes zu tragen, damit ich mit Frohlocken die Belohnung der Arbeit empfange. Die Stola bezeichnet die Unschuld; darum bitten wir beim Anlegen Gott, Er möge uns mit dem Gewande der Unsterblichkeit bekleiden, welches wir durch die Uebertretung der ersten Aeltern verloren haben: — ein Gebet das die Gesinnungen tiefer Demuth und

Zerknirschung erfordert, um die Gnade zu erlangen, welche wir erflehen. Die Kasel bedeutet das Joch unseres Herrn; nehmen Sie sie mit der Bereitwilligkeit, sich von Ihm führen zu lassen und keinen andern Willen zu haben, als den Seinigen. Jubeln wir freudevoll bei der Wiederholung der Worte Jesu Christi: Mein Joch ist süß und meine Bürde leicht.[1]) Vergessen wir nicht, wenn wir es edelmüthig tragen, daß der innere Friede in dieser Welt uns zu Theil wird und daß wir die Gnade erlangen, heilig zu leben und Gott in der Herrlichkeit ewig zu besitzen."

„Wir müssen wohl auf die Art acht geben, wie wir die verschiedenen Gebete aussprechen, die uns vorgeschrieben sind; denn es ist ein grosses Unglück für einen Priester, auf den Sinn der Gebete nicht acht zu geben, die er an Gott richtet und auf die Bedeutung der Gewänder, womit er sich bekleidet. Wenn er sich mehr bemühte, in den Geist der Kirche einzudringen, er würde zu inbrünstiger Feier reichliche Gnaden herabziehen, während er durch seine Nachlässigkeit oft ein Gegenstand grosser Betrübniß für den Himmel wird und den Gläubigen die Erbauung und die Gnaden raubt, die sie von ihm zu erwarten berechtigt sind. Um dieses Unglück zu vermeiden, wäre es ein gutes Mittel, seine Betrachtung über diesen Gegenstand anzustellen und dabei zu verharren, bis man diese glückliche Gewohnheit angenommen, die priesterlichen Gewänder im Geiste des Glaubens anzulegen, welchen die Kirche von allen Dienern der Altäre verlangt. Sie werden auch wohl thun, in dem Handbuche für die Weihen Alles das nachzulesen und zu betrachten, was auf das heilige Meßopfer Bezug hat, um eine hohe Idee von der Erhabenheit dieser Verrichtung, sowie von der Weise, wie man sie verrichten muß, zu fassen."

„Es gibt noch andere Mittel, die ganz geeignet sind, Ihre Andacht zu erregen, wenn Sie sich vorbereiten, die heilige Messe zu lesen. Der Glaube lehrt Sie, daß das Opfer unserer Altäre dasselbe ist, welches einst auf dem Kavarienberge dargebracht worden, und daß Sie dabei die Stelle Jesu Christi vertreten. Die Gewänder sollen Sie an das erinnern, was Jesus Christus von Seiten seiner Feinde erlitten und in Ihrem Herzen lebhafte Gefühle der Liebe, der Dankbarkeit und des Mitleids für Ihren göttlichen Meister erwecken. So wenn Sie das Schultertuch anlegen,

---

[1]) Matth. 11, 30.

denken Sie an die Beschimpfungen die Er während der Nacht zu erdulden hatte, welche Er im Hause des Kaiphas zubrachte, als man Ihm die Augen mit einem Tuche verband, um freier in sein erhabenes Antlitz speien zu können. Indem Sie die Albe anziehen, denken Sie an das weisse Kleid, mit welchem Er am Hofe des Herodes bekleidet wurde; bitten Sie Ihn, Er möge Ihnen eine grosse Verachtung gegen die Weisheit der Welt einflössen und versprechen Sie Ihm, künftig nur die Thorheit des Kreuzes hochzuschätzen. Der Gürtel und der Manipel erinnern Sie an die Bande, mit denen seine Hände gefesselt wurden und an die Ruthen, die zu seiner Geisselung dienten. Die Stola kann Ihnen auch den Strick vorstellen, den man Ihm um den Hals legte, als man Ihn wie einen Uebelthäter durch die Strassen Jerusalems schleppte. Wenn Sie die Kasel nehmen, denken Sie an den Pupurmantel, den man Ihm zum Spott umhing, an das Kreuz, das Er auf seinen Schultern trug; stellen Sie sich den traurigen Zustand vor, in welchem sich damals Ihr göttlicher Herr befand und tragen Sie Mitleid mit seinen Verdemüthigungen und Schmerzen. Indem Sie sich mit diesen Gewändern bekleiden, verpflichten Sie sich, Ihm nachzuahmen, zu leiden, verdemüthigt zu werden wie Er und für Ihn. Bemühen Sie sich auf die Gesinnungen einzugehen, in welchen Er sich befand, als Er sein Opfer brachte; opfern Sie sich Gott auf, um, wenn es nöthig wäre, ein Sühnopfer für die Sünden der Menschen zu werden. O, wenn es einen Augenblick gibt, wo der Priester von Eifer für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen entflammt sein muß, so ist es besonders derjenige, wenn er auf dem Punkte steht, das heilige Meßopfer darzubringen, ein Augenblick, der ihm Alles das vergegenwärtigt, was Jesus Christus hat leiden wollen, um die Unbilden wieder gut zu machen, die durch die Sünde seinem Vater zugefügt worden sind und um das Menschengeschlecht loszukaufen!"

„Bevor Sie die Sakristei verlassen, verbeugen Sie sich vor dem Krucifix; verfehlen Sie nie, es mit grosser Demuth und Andacht zu thun; bitten Sie unsern Herrn, Sie zu segnen und am Altare mit Ihnen zu sein, damit Er in Ihnen und durch Sie handle und daß sein Geist alle Gebete belebe, die aus Ihrem Munde gehen. Das Hinausgehen an den Altar geschehe mit so grosser Frömmigkeit und Sammlung, daß man bei Ihrem Anblicke Jesus Christus selbst zu sehen meint. Ihr Herz muß dann von zwei Gedanken durchdrungen sein, der Eine des Schmerzes, der Andere der

Freude: von dem Gedanken des Schmerzes, bei der Erinnerung an das Leiden des Herrn, und von dem Gedanken der Freude wegen der Freude, die Er selbst empfand, als Er mit seinem Kreuze beladen, den Kalvarienberg bestieg. Sie müssen sich auch in den Gedanken erfreuen, daß Sie sich Gott als Schlachtopfer darbringen, um allen Dingen dieser Welt abzusterben und nur für Ihn zu leben."

„Am Altare stellen Sie sich vor, Sie seien Jesus auf dem Kalvarienberge, und das muß Ihr vorherrschender Gedanke während der ganzen Dauer des heiligen Opfers sein. Beim Eröffnen des Meßbuches um die heilige Messe zu lesen, bitten Sie den sanftmüthigen Jesus auch Ihr Herz zu eröffnen, damit nicht bloß der Mund die Gebete hersage, welche Sie zu sprechen haben. Jedesmal wo Sie den Altarstein küssen, erinnern Sie sich an das, was der heilige Paulus von dem Steine sagte, welchen die Israeliten in der Wüste mit sich führten: „Dieser Stein war Christus"[1]) d. h. ein Bild des Heilandes und Gesetzgebers der Menschen. Der gesalbte Stein auf unsern Altären ist auch ein Sinnbild Christi, auf welchem wir erbaut sind. Küssen Sie ihn also mit derselben Hochachtung und derselben Verehrung, als wenn es unser Herr selbst wäre; hüten wir uns wohl, das Benehmen des Judas nachzuahmen, der unsern Herrn küsste, den er verrathen wollte. Man gibt dieses Zeichen der Zuneigung nur Freunden, und folglich betheuern wir jedesmal, so oft wir den Altarstein küssen, unserm Herrn unsere Liebe gegen Ihn."

„Die Worte: Dominus vobiscum, auf welche das Volk antwortet: Et cum spiritu tuo, die oft in der Messe wiederholt werden, sind auch sehr geeignet, unsere Andacht wieder zu beleben. In der That wünschen Sie, wenn Sie dieselben aussprechen, der Herr möge mit allen Gläubigen sein. Müssten Sie aber nicht erröthen, wenn Er nicht mit Ihnen wäre, wenn Ihr Geist zerstreut wäre, wenn Ihr Herz nicht voll Zärtlichkeit gegen Gott wäre? Bemerken Sie auch, daß das Volk, sobald Sie diese Worte ausgesprochen haben, Ihnen antwortet: Et cum spiritu tuo; „Er sei auch mit deinem Geiste." Und warum antwortet das Volk Ihnen so? Um Ihnen zu zeigen, wie sehr es sich an der Handlung betheiligt, die Sie verrichten und wie nöthig es hat, daß Sie mit Inbrunst celebriren. Denn wie könnten Sie wirksam für dasselbe eintreten,

---

[1]) 1. Kor. 10, 1.

wenn Sie nicht in der Verfassung wären, worin Jesus Christus Sie verlangt? denken Sie, daß nicht bloß die bei dem heiligen Opfer Gegenwärtigen von Ihnen diese Verfassung fordern, sondern daß die ganze Welt, der Himmel und die Erde, die Lebendigen und die Verstorbenen Sie beschwören, ihre Bitten nicht zu vergessen und durch Ihren Glauben, Ihre Demuth, Ihre Liebe ein guter Mittler zu werden. Denken Sie sich dann, Sie hörten alle diese Seelen, die Ihnen sagten: Du kannst von uns die grössten Uebel abwenden, du kannst uns die kostbarsten Gnaden erwerben, du kannst uns der Hölle entreissen und uns die Pforte des Himmels öffnen; sei also ganz bei der Handlung, die du verrichtest, denn wenn du dich der Lauigkeit überlässest, so erlangen wir die Gnaden nicht, welche die Frucht deiner guten Vorbereitung sein sollten. Sie fühlen sich von unangenehmen Zerstreuungen eingenommen? denken Sie sich, alle diese Seelen kämen und erinnerten Sie an die Anliegen, die sie Ihnen empfohlen haben und würfen Ihnen Ihre Nachlässigkeit vor, ihre Schutzengel, ihre heiligen Patronen, Maria und Jesus Christus selbst sagten Ihnen ebenfalls: Der Herr sei mit deinem Geiste; er weiche nie aus deinen Gedanken, nie aus deinem Herzen."

„Die Präfation ist besonders geeignet, Ihre Andacht zu erregen. Zuerst sagen Sie zum Volke: erhebet die Herzen" und das Volk antwortet Ihnen: „wir haben sie zum Herrn erhoben." Ach! welch' eine Beschämung für Sie, wenn Ihr Herz noch von irdischen Gedanken entzündet wäre! Ist es nicht billig, daß wir die Ersten seien, das zu üben, was wir Andern empfehlen? Nach der Präfation vergessen Sie nicht, daß Sie sich mit Jesus vereinigt haben, das Lob des Herrn mit den Engeln zu singen und daß Ihr Herz von Liebe ganz entbrannt sein muß."

„Wie sollten wir beim Beten des Kanon's, der mit dem Worte: Communicantes anfängt, nicht von heiligem Schrecken erfüllt sein? In der That erklären wir durch diese Worte, daß wir in Gemeinschaft mit der seligsten Jungfrau Maria, der Mutter Gottes, mit den Aposteln, den Martyrern und allen Heiligen sind. Sammeln wir uns denn und sagen wir mit heiligem und ehrfurchtsvollem Zittern: Wer bin ich, daß ich in Gemeinschaft trete mit Maria und allen Heiligen des Himmels? Welche Verbindung besteht zwischen der Königin der Engel und dem niedrigsten Sünder, zwischen meinem Leben und dem der Heiligen, als sie auf Erden waren? Habe ich

die Reinheit und Demuth Maria's, den Eifer der Apostel, die Beständigkeit der Martyrer, den Edelmuth der Bekenner, die Heiligkeit der Priester, den Geist der Busse und Abtödtung der Einsiedler? Wenn Ihre Kleider zerrissen, mit stinkendem und widerlichem Kothe bedeckt wären, würden Sie es wagen, den Pallast eines Königs zu betreten und sich unter die grössten und ausgezeichnetsten Männer seines Reiches zu setzen? Würden Sie nicht erröthen, sich mitten in einer so glänzenden und ausgezeichneten Gesellschaft in solchem Zustande zu befinden? Wie viel mehr aber müssten wir fürchten, den Altar zu besteigen, wenn unser Gewissen nicht ganz gereinigt ist! Fürchten wir, daß wir anstatt ein Gegenstand des Wohlgefallens für den Himmel, nur ein Gegenstand des Abscheues durch den traurigen Zustand unserer Seele seien, und bitten wir Gott, uns Theil nehmen zu lassen an der Reinheit des Gewissens, deren wir bedürfen, um das makellose Schlachtopfer darzubringen. Noch mehr, anerkennen wir, daß wir von allem Guten enblößt sind, welches uns dem himmlischen Hofe wohlgefällig machen könnte; beschwören wir Maria, uns ihre Reinheit und ihre Demuth mitzutheilen; die Apostel, in unsere Herzen das Feuer zu ergiessen, wovon sie für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen entbrannt waren; die Martyrer, uns Theil zu geben an ihrer heldenmüthigen Standhaftigkeit im Leiden für den Glauben; bitten wir endlich alle Heiligen, uns alle Tugenden zu erlangen, die uns fehlen, damit wir uns ohne Furcht dem ganzen himmlischen Hofe beigesellen können, ohne über unsere Armuth erröthen zu müssen.

„In dem Masse wie Sie sich der Wandlung nähern, muß Ihre Inbrunst fortwährend wachsen. Richten Sie alle Aufmerksamkeit auf das, was Sie in diesem so feierlichen Augenblicke thun wollen; stellen Sie sich unsern Herrn vor, wie Er mitten unter seinen im Speisesaale versammelten Jüngern, dieses Sakrament der Liebe einsetzte und handeln Sie im selben Geiste wie dieser göttliche Heiland. Dann besonders müssen wir unsern Glauben beleben, denn nicht ohne Grund wird in den Worten der Wandlung dieses göttliche Opfer ein Geheimniß des Glaubens genannt. Ich rathe Ihnen auch, den Augenblick der Wandlung zu benützen, um unserem Herrn eine Bitte vorzutragen, die Ihm sicherlich sehr angenehm sein wird. Da der Priester ein anderer Christus sein soll, so müssen wir glühend verlangen, Ihm ähnlich zu werden. Wie können wir aber vollkommen unser Vorbild darstellen? Nur durch

den Beistand seiner Gnade. Es scheint mir nun, daß der Augenblick der Wandlung sehr günstig ist, Ihn um diese Gunst zu bitten. Wenden Sie sich also mit Vertrauen und Demuth an Ihn und bitten Sie Ihn, Er möge durch seine Allmacht eine Wandlung in Ihnen bewirken, die Sie in Ihn umwandle, damit Sie nicht mehr seien, was Sie vorher waren, sondern daß Sie in Jesus Christus umgebildet werden und mit dem heiligen Apostel sagen können: Nicht mehr ich lebe, sondern Jesus Christus lebt in mir.[1]) Sie werden wohl thun, Ihm diese Bitte während Ihrer Danksagung nach der Messe zu erneuern und Ihm inständig anzuliegen, Ihnen diese ausgezeichnete Gunst zu gewähren."

„Nach der Wandlung muß die Gegenwart Jesu Christi auf dem Altare mehr als genügend sein, in Ihnen die Gefühle der zärtlichsten Liebe zu erregen. Geben Sie also wohl acht, daß Sie Den vor sich haben, der vor allen Zeiten war, der vom Himmel herabgestiegen ist, der von der seligsten Jungfrau Maria geboren worden, der für uns am Kreuze gestorben ist. Denken Sie, daß Sie von Tausenden Engeln umgeben sind, die zitternd Ihn anbeten und in glühenden Flammen in seiner Gegenwart entbrennen. Wenn Sie die heilige Hostie anfassen, so thun Sie es mit derselben Ehrerbietigkeit, demselben Glauben und derselben Zärtlichkeit wie Maria, da sie ihren göttlichen Sohn in ihre Hände nahm; und wenn Sie niederknieen, so unterlassen Sie nie, eine kleine Pause zu machen, zur Anbetung unseres Herrn."

Als man ihn um die Ursache fragte, warum man beinahe immer das Evangelium des heiligen Johannes am Schlusse der Messe lese, antwortete er: „Nichts ist geeigneter, uns eine hohe Idee von Dem zu geben, Der sich im heiligen Opfer auf so ausserordentliche Weise verdemüthigt hat; nichts ist auch mehr im Stande, uns zu lehren, wie wir den Schatz würdigen sollen, den wir in unserm Herzen besitzen, und in uns hohe Gesinnungen der Dankbarkeit zu erregen. Nach der Messe müssen unsere Gedanken ganz heilig sein; wir müssen zu uns selbst sagen; ich habe Den erzeugt, der keinen Anfang gehabt hat, ich habe meinem Schöpfer das Dasein gegeben, ich habe Ihn in meine Seele aufgenommen: wie könnte ich mich jetzt niedrigen und Gottes unwürdigen Gedanken überlassen? Alles in mir muß heilig und göttlich sein. Die Kirche will uns

---

[1]) Gal. 2, 20.

auch lehren, daß Jesus Christus zu uns gekommen ist, um unsere Finsternisse zu zerstreuen und uns zu Kindern des Lichtes zu machen. Hüten wir uns, daß wir von dem Lichte das Er uns bringt, keinen Gebrauch machen und daß man nicht von uns wie von den Juden sagen könne: „Das Licht leuchtet in den Finsternissen und die Finsternisse haben es nicht begriffen.“[1]) Ach! wie viele empfangen alle Tage dieses göttliche Licht und sind nichts destoweniger in den Finsternissen! Hüten wir uns auch, daß man nicht auf uns die Worte anwenden könne: „Er war in der Welt und die Welt hat Ihn nicht erkannt.“[2]) Jesus kommt in unser Herz und gar oft achten wir nicht auf Ihn, weil wir in Zerstreuung leben. Verabscheuen wir ein solches Betragen und nehmen wir Ihn so auf, daß wir zu der Zahl derjenigen gehören können, von welchen es heisst: Allen denen aber, die Ihn aufnahmen, gab Er die Macht, Kinder Gottes zu werden.[3]) Bitten wir Ihn inständig, uns diese Gnade zu gewähren, denn wenn wir wahre Kinder Gottes werden, so werden wir eben dadurch Jesu Christo gleichförmig.“

„Nach der Messe müssen unsere Handlungen Zeugniß ablegen, daß wir Jesum Christum wahrhaft empfangen haben, daß wir erneuert und gleichsam in Ihn umgebildet worden sind. Erinnern wir uns auch, daß Jesus Christus sich für uns geopfert hat und sagen wir uns oft: Jesus hat sich für mich geopfert, aber unter der Bedingung, daß ich mich für Ihn opfere. Mein Leben sei also ein fortwährendes Opfer meiner selbst in seinen heiligen Willen. Nach dem heiligen Opfer scheint Jesus Christus uns zu sagen: Du siehst, was Ich für dich gethan habe, wohlan, Ich verlange jetzt, daß du ebenso viel für mich thuest. Opfere dich also für mich; opfere diese ungeregelten Neigungen, diese Leidenschaft, die dich unterjocht, diese Sinnlichkeit, diesen Stolz, diese Ungeduld, diese Feigheit, diesen weltlichen Sinn u. s. w. Du bist Priester in Ewigkeit,[4]) folglich bist du immer Opferer. Dein Herz ist der Altar, auf welchem du mir fortwährend Opfer bringen sollst; wehe dir, wenn du nach der Natur lebst, denn die Natur wird dich viele Sünden begehen lassen;

---

[1]) Joh. 1, 5.
[2]) Joh. 1, 10.
[3]) Joh. 1, 12.
[4]) Psalm 109, 4.

und wenn du sündigest, so bist du es nicht mehr, der opfert, sondern die Sünde, der Teufel, die Natur, welche dich herabwürdigen und dich opfern."

Um die Mittel, sich zur Frömmigkeit bei der Darbringung des heiligen Meßopfers zu erregen, zu verändern, gab der eifrige Diener Gottes auch folgende Rathschläge: Es ist eine sehr nützliche Uebung, wenn man die Messe eines heiligen Papstes oder Priesters liest, sich lebhaft vorzustellen, wie er sich zur heiligen Messe vorbereitete, wie er die priesterlichen Gewänder anzog, mit welcher Frömmigkeit, welcher Sittsamkeit, welchem Geiste des Glaubens er die heiligen Geheimnisse feierte. Wir haben grossen Grund uns zu verdemüthigen, wenn wir sehen, wie entfernt wir davon sind, Gott mit dem Eifer dieser Heiligen zu dienen; und wir müssen den Entschluß fassen, ihnen treuer nachzuahmen und sie bitten, uns zu helfen, auf die Gesinnungen einzugehen, welche sie beseelten, wenn sie das heilige Opfer darbrachten."

„Es wäre mir unmöglich, fügt der Priester bei, an welchen Perboyre sich damals wandte, mich Alles dessen zu entsinnen, was er mir über die Stimmung, in welche man sich versetzen müsse, sagte, um die heilige Messe recht zu feiern und den Eindruck wiederzugeben, welchen seine Worte auf mich machten. Nachdem ich ihn gehört hatte, schien es mir, ich hätte nie die Wichtigkeit dieses erhabenen Opfers begriffen; und wenn ich in der Folge Gott das heilige Opfer darbrachte, so hatte ich das Herz ganz voll Gedanken, die er mir mitgetheilt hatte. Ich erinnerte mich besonders an die Anliegen, wovon er mir gesprochen hatte und glaubte mich von Tausenden bittender Seelen umgeben, die mich beschworen, Mitleid mit ihnen zu haben."

Es ist unnütz, hier zu wiederholen, daß Perboyre bei den Rathschlägen, die er gab, nichts empfahl, was er nicht selbst übte. Man war besonders erbaut, wenn man ihn am Altare sah; seine Frömmigkeit und Sittsamkeit flössten den Lauesten Andacht ein. Bei der Lebhaftigkeit seines Glaubens hätte man sagen sollen, die Gottheit habe für ihn ihre Schleier und ihr geheimnißvolles Dunkel abgelegt; sein gewöhnlich blühendes Gesicht belebte sich in diesem Augenblicke mehr und wurde gleichsam stralend. Oft erstickte er gewissermassen, beherrscht von seinen Gedanken der Liebe gegen Gott und er musste einige Augenblicke innehalten; andere male wurde er von einer Art von Entzückung ergriffen und hatte Mühe sich zurecht-

zufinden und das heilige Opfer fortzusetzen. Als er das pariser Haus bewohnte, kamen die Gläubigen der Nachbarschaft häufig und erkundigten sich nach der Stunde, wann er die heilige Messe lesen würde, um derselben beizuwohnen und Früchte der Erbauung daraus zu schöpfen.

Er sagte eines Tages einem Priester, der sich gegen ihn über die geringe Andacht beklagte, die er bei der Feier der heiligen Messe fühlte: „Ich fühle mich niemals besser gestimmt zu celebriren, als wenn ich den Altar verlasse.“ In der That theilte Gott ihm grosse Erleuchtungen mit und ergoß in sein Herz die Flammen der glühendsten Liebe. Beim Schlusse der Messe konnte er die Güte Gottes gegen ihn nicht genug bewundern, er fühlte sich dann von der lebhaftesten Dankbarkeit durchdrungen und bereit, für Ihn die grössten Opfer zu bringen. Man hat darauf schliessen können aus folgenden Worten, die wir mit Freude hier wiederholen und die sich in einem Briefe finden, den er während seiner Reise nach China schrieb: „Wenn wir Sonntags die heilige Messe lesen konnten, dann war unsere Freude groß; unser Herr ließ uns, indem Er in unsere Herzen herabstieg, die überstandenen Leiden und Mühen vergessen und wir fühlten, daß Alles, was wir für Ihn thaten, nichts war im Vergleich mit dem, was Er für uns that.“

Nach der Messe brachte er gewöhnlich eine halbe Stunde mit der Danksagung am Fusse des Altares zu; zuweilen aber vergaß er sich gänzlich bei unserm Herrn und ganze Stunden verflossen, ohne daß er es bemerkte. Das besonders waren für ihn Augenblicke des Glückes; er war ganz bei dem, der sich ihm hingegeben hatte. Er hätte gewünscht, tausend Herzen zu haben, Ihn zu lieben und tausend Stimmen, Ihm seine Dankbarkeit auszudrücken. Da er fühlte, wie er nicht im Stande war, Ihm für eine solche Güte zu danken, so lud er alle Geschöpfe des Himmels und der Erde ein, sich mit ihm zu vereinigen; aber da es ihm schien, das wäre noch nicht genug, und da er verlangte, seinem Gott eine der Wohlthat gleiche Dankbarkeit darzubringen, so bat er Ihn, er wolle sich selbst danken und sagte Ihm, Er allein wäre fähig, eine so grosse Liebe zu erkennen. Ein Priester bat ihn eines Tages, ihm zu sagen, wie er seine Danksagung anstelle und wie man sie halten müsse? Der Diener Gottes erröthete bei dieser Frage und antwortete ihm: „Glauben Sie mich im Stande, eine gehörige Danksagung zu halten? Gott weiß, wie schlecht ich sie verrichte. — Aber wie machen

Sie es denn? erwiederte der Fragende. — Ich bitte unsern Herrn, Er möge sich selbst Dank sagen und sage Ihm, daß ich unfähig bin, es zu thun. — Aber wenn es sich so verhält, erwiederte der Priester, was habe ich nöthig, eine Danksagung zu halten? ich kann mich dann zurückziehen und unserm Herrn sagen, Er möge sich selbst danken, da ich dazu nicht im Stande sei. — Das hiesse sich sehr täuschen, wenn man so handelte, sagte Perboyre; obgleich wir nicht im Stande sind, Gott für eine so grosse Gunst wie es sich gebührt, zu danken, so thun wir doch Alles, was von uns abhängt, Ihm unsere Erkenntlichkeit zu bezeigen; und da wir es nur sehr unvollkommen thun können, so müssen wir unsern Herrn bitten, unser Unvermögen zu ersetzen. Dieser göttliche Heiland, der die Güte selbst ist, wird sich unserm Verlangen fügen, aber Er will dabei nicht allein sein, Er will es in uns und mit uns thun. Wenn wir nicht thun, was von uns abhängt, so ziehen wir keine Frucht aus unserer Kommunion."

Es war ihm nicht genug, unserm Herrn nach der heiligen Kommunion zu danken, er dachte, ein Priester, der Jesus Christus in sein Herz aufgenommen hat, müsse sein ganzes körperliches und geistiges Leben zu seinem Dienste verwenden und sich gewissermassen für Ihn verzehren. Da er einem jungen Priester, der seine erste heilige Messe las, assistirt hatte, umarmte er ihn nach seiner Danksagung und sagte ihm: „Sie sind nun ein Priester in Ewigkeit; alle Tage werden Sie das Glück haben, Den in Ihr Herz aufzunehmen, der die Freude der Engel im Himmel ausmacht; Sie dürfen aber auch nicht vergessen, was unser Herr gesagt hat: „Wer mich isst, wird leben meinetwegen." [1]) Muß ein Knecht nicht für den arbeiten, der ihn ernährt? Dieser Gedanke folgte ihm überall; darum war sein Leben auch nur eine beständige Danksagung und ein fortwährendes Opfer seiner selbst an das Wohlgefallen Gottes.

---

[1]) Joh. 55, 58.

Neuntes Kapitel.

Seine Andacht zu den Heiligen.

Nach Gott besaß die heilige Jungfrau die ganze Neigung Perboyre's. Er feierte ihre Feste mit zärtlicher und kindlicher Andacht, er fastete Samstags zu ihrer Ehre, hielt seine Betrachtung über ihre Vorzüge und eiferte sich mit allen Beweggründen, die seinen Eifer vermehren konnten, zu ihrem Dienste an. Täglich betete er treulich den Rosenkranz und hielt viel auf diese fromme Uebung; und eines Tages, nachdem er mit Geistlichen über Lehrgegenstände gesprochen, ließ er, da er sich bereitete, seine gewohnten Huldigungen seiner guten Mutter darzubringen, seinem Herzen die schönen Worte entschlüpfen: „Ein gut gebetetes Ave Maria ist mehr werth als alle Wissenschaft der Welt." Ein Priester hatte ihn gefragt, wie er es anfangen müsse, den Rosenkranz gut zu beten, da antwortete er ihm: „Viele suchen Methoden dazu; was mich betrifft, ich suche keine; darum bete ich ihn auch gar schlecht; ich glaube indeß, die besste Weise ihn zu beten ist die, sich mit den Worten des Ave Maria selbst zu beschäftigen, weil diese Worte recht betrachtet und recht verstanden, fähig sind, in uns Gesinnungen zu erwecken, welche alle Menschenworte zusammen uns nicht einflössen können. Ich meine, man kann keine bessere Intention haben, als die des Engels und an Maria kein schöneres, ehrenvolleres und ihr angenehmeres Gebet richten."

Seine Verehrung Maria's bestand besonders in der Nachahmung ihrer Tugenden. Er bemühte sich eifrig, ihr Herzen zu gewinnen; er wünschte, daß die Priester die eifrigsten Verbreiter ihrer Verehrung, ihre ergebensten Diener wären. „Wir müssen ein anderer Christus sein, sagte er, aber wie können wir Jesus ähnlich werden, als durch Maria? In ihrem Schose hat unser Herr seine menschliche Gestalt angenommen; ebenso müssen Alle, welche Abbilder Jesu werden wollen, im geistigen Schose Maria's gebildet werden. Werfen wir uns ihr also ans Herz, wie das Kind sich an die Brust seiner Mutter wirft; verlassen wir sie nicht, seien wir unablässig um sie: dadurch werden wir ein anderer Christus und wir können in Wahrheit sagen, daß wir Brüder Jesu Christi und Kinder Maria's sind."

„Ein Priester, der in seinem Amte etwas Gutes wirken will, muß nothwendig zu der erhabenen Gottesmutter seine Zuflucht nehmen. Der Herr selbst hat uns das Verfahren gezeigt, welches wir einschlagen sollen: es leidet nicht den geringsten Zweifel, daß Er die Welt ohne die Vermittlung Maria's hätte retten können; doch Er hat es nicht gethan; sondern Er hat gewollt, daß die Welt durch einen Mann und ein Weib gerettet würde, ebenso wie sie durch einen Mann und ein Weib verloren gegangen war. Das Heil ist uns durch Maria gekommen; durch sie allein können wir Frucht bringen. Bittet sie also, alle eure Worte, alle eure Werke zu segnen, damit ihr Erfolg haben könnt. Wenn ihr predigt, wenn ihr Beicht hört, wenn ihr das heilige Meßopfer darbringt, wenn ihr betet, machet euch Maria geneigt; thut nichts ohne sie, und ihr werdet reichliche Segnungen über Alles herabziehen, was ihr unternehmet."

Der heilige Joseph, zu dem er grosses Zutrauen hatte, war auch für ihn Gegenstand einer ganz besondern Verehrung. An ihm bewunderte er vorzüglich seine Hingebung in die Hand Gottes, seine Liebe zum Stillschweigen, zur Zurückgezogenheit und zum verborgenen Leben; und diese Tugenden bemühte er sich am meisten, nachzuahmen, um sich einem so schönen Vorbilde ähnlich zu machen. Häufig empfahl er diese Andacht und wenn er Jemand ein Andenken gab, so war es gewöhnlich eine kleine Abhandlung über seine Tugenden, oder das Buch, betitelt: Monat des heiligen Joseph.

Die Ehre dieses grossen Heiligen lag ihm sehr am Herzen. Darüber theilt ein Missionar, der unter seiner Leitung sein Noviziat hielt, Folgendes mit: „Obgleich er eine unverwüstliche Sanftmuth besaß, so fand ich den Ton beinahe streng, den er mir gegenüber wegen des heiligen Joseph annahm. Ich hatte in dem Handbuche für die Weihen die schöne Litanei gelesen, die zu Ehren dieses grossen Heiligen aus den Worten der heiligen Schrift zusammengestellt ist, und da es mir schien, daß man ihm Eigenschaften beilege, die nur auf unsern Herrn passen könnten, so machte ich ihm darüber meine Bemerkung. Er dachte, ich wollte dem heiligen Joseph seine Ehre in etwas verkürzen und unternahm es, alle die ehrenvollen Titel, die man ihm in der Litanei gab, die Tugenden, die er geübt hatte, zu erheben, und die besondern Vorzüge, womit der Herr ihn begünstigt hatte, zu vertheidigen. Er sprach mit einem Feuer und einer Lebhaftigkeit, die ich nie an ihm gesehen hatte und die mich einsehen ließ, wie sehr er den heiligen Joseph

liebte und bewunderte. Er ermahnte uns, ihn mit Vetrauen anzurufen. „Gehet zu Joseph,“ [1]) sagte er zu uns, und er theilte die Meinung der heiligen Theresia über das Ansehen dieses grossen Heiligen bei Gott. Nicht zufrieden, ihn anzurufen, suchte er ihm besonders nachzuahmen als Vorbild des innern und zurückgezogenen Lebens.“

Er hatte auch eine grosse Andacht zu den heiligen Engeln, besonders zum heiligen Schutzengel. Er rief oft den Seinigen an und verließ nie sein Zimmer, ohne diesen treuen und hingebenden Führer zu bitten, über ihn zu wachen. Bevor er sein Bevier betete, bat er die seligen Geister um Hülfe, das Lob Gottes zu feiern, wie sie es im Himmel feiern. Nach demselben verrichtete er noch ein kurzes Gebet um sich von Neuem unter ihren Schutz zu stellen. Ein Priester fragte ihn eines Tages, warum er sich so oft an die heiligen Engel wende? Darauf gab er ihm diesen Grund an: „Gleich und gleich gesellt sich gerne. Da wir zur erhabenen Würde des Priesterthums erhoben worden sind, sind wir nach dem Ausdrucke der heiligen Schrift, [2]) die Engel des Herrn geworden; wir müssen folglich gerne mit den Engeln des Himmels verkehren und sie oft bitten, uns zu helfen, auf eine Weise zu leben, die unserer Würde angemessen ist.“

Die grosse Liebe der Engel zu den Menschen war oft der Gegenstand seiner Bewunderung; er dankte ihnen für das, was sie zu unsern Gunsten thun und er sagte mit tiefem Gefühle der Traurigkeit, er könne die Undankbarkeit der Menschen gegen sie nicht begreifen. Wenn er eine schwierige oder wichtige Angelegenheit beginnen sollte, verfehlte er nie, zu den Schutzengeln der Personen seine Zuflucht zu nehmen, mit welchen er zu verhandeln hatte und er sagte, daß er sich bei dieser Uebung immer sehr gut befunden habe.

Man möge uns erlauben, bei dieser Gelegenheit anzuführen, was die Priester darüber mitgetheilt haben, die bei ihm in St. Flour lebten. „Wir können uns nicht entbrechen, einige Worte über die Andacht zu sagen, die er zu den heiligen Engeln trug und die er die Väter des geistlichen Lebens nannte. Denn er hat in dem Hause die häufige Wiederholung des Gebetes: Heiliger Engel Gottes u. s. w. eingeführt und wenn die Lehrer und Zöglinge diesem frommen und heilsamen Gebrauche treu bleiben, so verdanken wir

---

[1]) Genesis 41, 55.

[2]) Luk. 20, 36.

das ihm. Seine Verehrung für diese Fürsten des himmlischen Hofes ging so weit, daß er beim Grüssen der Personen, die ihm begegneten, die förmliche Meinung hatte, ihren Schutzengel zu grüssen. „Wenn es sich darum handelt, mit Jemand zu verkehren, sagte er uns, so ist es sehr nützlich, den Engel vermitteln zu lassen, der mit der Hut dieser Person beauftragt ist; oft erhält man dadurch, was man umsonst nachgesucht hätte, wenn man sich seiner nicht bedient hätte. Wir sehen in der heiligen Schrift, daß Gott sich tausendmal des Amtes der Engel bedient hat; warum sollen wir es nicht ebenso machen? Sie bieten uns das lebendige Bild des beschaulichen Lebens in bewunderungswürdiger Vereinigung mit dem thätigen dar; sie bewahren Frieden und Ruhe unzerstörbar trotz der Unordnungen der Erde; suchen wir ihnen nachzuahmen, soviel die menschliche Schwäche es uns gestatten kann und wir werden uns in jeder Beziehung wohl dabei befinden.“

Man denkt wohl, daß er nicht vergaß, den Tribut seiner Huldigung allen Heiligen darzubringen, welche die Kirche ehrt, daß er oft zu ihrer Fürbitte seine Zuflucht nahm, daß er das Andenken an ihr Beispiel sich für seinen Fortschritt zu Nutze machte. Jeden Tag widmete er eine besondere Verehrung dem Heiligen, dessen Fest man feierte. Die Feste, die im christlichen Jahre aufeinander folgen, stellten sich ihm als eine glänzende Krone dar, die von dem Wohlgeruche Jesu Christi ganz durchduftet war. Er bereitete sich dazu mit neuem Eifer, er betrachtete ihre Geheimnisse und durchdrang sich mit den Gefühlen, welche die Kirche an diesen heiligen Tagen ihren Kindern einzuflössen sucht. Man sah ihn dann stralender, und er unterhielt sich gerne über diese Feste, bei welchen er sein Verlangen, dem Herrn ganz anzugehören, sich vermehren fühlte.

Zehntes Kapitel.

Sein Geist des Gebetes.

Die Uebung des Gebetes war immer das unterscheidende Kennzeichen wahrer Diener Gottes. Dieses ist einer der Punkte, worin Perboyre gezeigt hat, wie sehr er von der Liebe Gottes und seiner Gerechtigkeit ergriffen war. Das Gebet war für ihn die erste und nützlichste von allen seinen Uebungen. Er versäumte es nie; jeden

Morgen widmete er sich ihm mit bewunderungswürdigem Eifer. „Die Betrachtung, sagte er, ist das Athemholen der Seele. Unser Leib könnte ohne die Luft, die er athmet, nicht leben. Nun, ebenso stirbt unsere Seele, wenn sie aufhört, durch die Betrachtung zu athmen. Das ließ den Propheten sagen: „Ich habe meinen Mund geöffnet und den Geist an mich gezogen.“ [1]) Unser Herr hat nichts so sehr empfohlen, als das Gebet und die Betrachtung, und Er selbst widmete demselben viele Zeit, um uns ein Beispiel zu geben.“

Ueber gewisse Priester, die ihre Betrachtung abkürzen zu müssen glauben, weil sie mit Arbeit überladen sind, sagte er: „Mir wenigstens scheint es, daß ich in einem ähnlichen Falle, weit entfernt, an Abkürzung meiner Betrachtung zu denken, sie im Gegentheil verlängern müsste. Wer eine lange Reise zu machen und eine grosse Arbeit zu übernehmen hat, hütet sich wohl, weniger Nahrung zu sich zu nehmen, als gewöhnlich; er fürchtet, sich abzuschwächen; im Gegentheil, er nimmt mehr Nahrung zu sich, er wählt kräftigere Speisen aus, um sich zu stärken und leichter der Ermattung zu widerstehen. Aber, sagen Sie, ich habe keine Zeit. Glauben Sie mir, Sie werden mit Gott in einer Stunde mehr thun, als in vier, wenn Sie sich selbst überlassen sind. Ein Mann, der nicht von der Betrachtung lebt, kann sich abarbeiten und glauben viel zu thun; in der That aber thut er viel weniger als derjenige, welcher erst arbeitet, nachdem er sein Licht und seine Kraft im Schose Gottes geschöpft hat.“ Er führte dabei an, was den Aposteln geschah, welche die ganze Nacht gearbeitet hatten, ohne etwas zu fangen und die in einem Augenblicke, als unser Herr sich bei ihnen befand, ihre Netze voll Fische sahen. Er brachte auch das Beispiel grosser Diener Gottes bei, die ungeachtet ihrer vielfältigen Beschäftigungen, doch der Betrachtung eine beträchtliche Zeit widmeten; und er schloß daraus, daß man, um viel Gutes zu thun, diese Uebung nicht abkürzen, sondern verlängern müsse, wie es die grösßten Heiligen gethan haben.

Da er eines Tages über die Hindernisse sprach, die sich unsern Fortschritten in der Betrachtung entgegenstellen, machte er folgende Bemerkungen: „Ich kenne keine grössern Hindernisse für unsere Fortschritte in der Betrachtung, als die Fehler, die in uns sind,

---

[1]) Psalm 118, 131.

und die wir nicht genug zu verbessern trachten. Wer in dieser heiligen Uebung Fortschritte machen will, muß sich jeden Abend über die Fehler erforschen, die er während des Tages begangen hat; diese Fehler müssen dann den Gegenstand der Betrachtung für den folgenden Tag ausmachen. Wenn man sich so bemühte, eine Zeitlang seine Betrachtung über die Fehler des vorigen Tages anzustellen und sie in grosser Bitterkeit des Herzens zu beweinen, so würde man bald eine grosse Reinheit des Gewissens in sich begründen und grosse Fortschritte in der Betrachtung machen. Streben wir uns selbst kennen zu lernen; das ist das besste Mittel, welches wir ergreifen können, von unsern Fehlern uns loszumachen. Wenn wir uns recht erkännten, würden wir uns verabscheuen, würden wir uns nicht ertragen können und wir wären bereit, die wirksamsten Mittel zu unserer Besserung zu ergreifen.

Man fragte ihn, welches das besste Betrachtungsbuch sei? und er antwortete: „Viele Personen sind in Verlegenheit, Betrachtungsbücher zu finden, die ihnen zusagen; ich kenne kein vortrefflicheres und wohlfeileres, als unser eigenes Herz und das Herz Jesu. Man kann dieses das Buch der Bücher nennen, und ich rathe Ihnen, sich dessen oft zu bedienen. Ja, erforschen Sie sich selbst genau; ergründen Sie recht das Herz Jesu und Sie werden in kurzer Zeit grosse Fortschritte in der Tugend machen. In Ihrem Herzen finden Sie einen Abgrund von Elend und in dem Herzen Jesu einen Abgrund von Barmherzigkeit; in Ihrem Herzen finden Sie einen Abgrund von Armuth, und in dem Herzen Jesu einen Abgrund von Reichthümern; in Ihrem Herzen finden Sie einen Abgrund von Stolz, und in dem Herzen Jesu einen Abgrund von Demuth; in Ihrem Herzen finden Sie einen Abgrund von Zorn, Ungeduld, Mangel an Abtödtung, und in dem Herzen Jesu finden Sie einen Abgrund von Sanftmuth, Milde, Geduld und Abtödtung; in Ihrem Herzen finden Sie endlich einen Abgrund von Fehlern und Sünden, und in dem Herzen Jesu einen Abgrund von Heiligkeit und alle Schätze der Tugenden. Diese Erwägungen werden Sie antreiben, sich zu verdemüthigen, nach Besserung zu verlangen, und den lieben Jesus zu bitten, Ihnen seine Reichthümer mitzutheilen. Neben das Herz Jesu werden Sie wohl thun das Herz des Heiligen zu stellen, dessen Fest die Kirche feiert und zu betrachten, wie dieses Herz dazu gelangt ist, sich mit dem Geiste Jesu zu erfüllen und Ihm ähnlich zu werden; Sie werden den Entschluß fassen, wie er an der Nach-

ahmung unseres Herrn zu arbeiten; Sie werden sich besonders vornehmen, den Tag über an der Erwerbung der Tugend zu arbeiten, die diesen Heiligen besonders ausgezeichnet hat und ihn deshalb mehreremale im Tage anrufen."

„Warum ändern wir so oft den Gegenstand der Betrachtung? sagte er ein andermal; nur Eins ist nothwendig, nämlich Jesus Christus. Betrachten wir unaufhörlich diesen Gegenstand, denn er ist unerschöpflich. Unser Herr hat uns gesagt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben." [1]) Ich bin der Weg, aber welcher Weg? Der Weg der Demuth, der Liebe, des Gehorsams, der Abtödtung, der Vollkommenheit, der Glückseligkeit und der Glorie. Wenn wir vollkommen werden wollen, wenn wir zur Glückseligkeit und zur himmlischen Glorie gelangen wollen, so müssen wir nothwendig diesen Weg wandeln. Damit wir uns aber nicht verirren, bedürfen wir einer Fackel, die uns leuchtet. Wohlan, Er wird uns auch als Fackel dienen, denn Er ist die Wahrheit und Er erklärt uns, daß derjenige, welcher Ihm folgt, nicht in der Finsterniß wandelt, sondern das Licht des Lebens hat. [2]) Wir bedürfen auch der Kraft, uns auf diesem Wege aufrecht zu erhalten und zu beharren. Jesus wird auch unsere Stärke sein; Er hat unsere Speise werden wollen, indem Er sich uns in der heiligen Eucharistie gab, und deshalb sagte Er uns: Ich bin das Leben. Im Krucifix, dem Evangelium und der Eucharistie finden wir Alles, was wir wünschen können. Es gibt keinen andern Weg, keine andere Wahrheit, kein anderes Leben; an Ihn allein müssen wir uns folglich halten, Ihn müssen wir studiren, zu Ihm unablässig unsere Zuflucht nehmen."

„Wir fragten ihn eines Tages, so melden die Professoren des niedern Seminars von Saint-Flour, wie man es mit der Betrachtung machen müsse? Unter den tausend Sachen, die unserm Gedächtnisse entfallen sind, antwortete er uns: „Wenn Sie die Betrachtung anstellen wollen, so legen Sie soviel als möglich alle Bücher bei Seite; die Sprache des Menschen erscheint darin mehr oder minder: bedienen Sie sich des heiligen Evangeliums, und wenn Sie sich zu verwirrt fühlen, über eine Stelle nachzudenken, so wenden Sie sich an den heiligen Geist; Er ist unbestreitbar der besste Aus-

---

[1]) Joh. 14, 6.
[2]) Joh. 8, 12.

leger. Auch schien es uns, er erflehe von Gott vorzüglich die Gabe der Einsicht. Oft führte er die Worte des königlichen Propheten im Munde: „Gib mir, o Herr, Einsicht, auf daß ich deine Gebote erkenne.“ [1])

Bei einer andern Gelegenheit unterwies er Jemanden so, der ihn über denselben Gegenstand um Rath gefragt hatte: „Wenn Sie in der Betrachtung zu Gott gehen, so stellen Sie sich vor Ihn mit sanftem Vertrauen; sprechen Sie zu Ihm mit derselben Hingebung wie ein Kind, wenn es mit einem Vater spricht den es ehrt und liebt. Gehören wir nicht zu denen, die immer zu Gott reden wollen und die Ihm keine Zeit lassen, zu ihnen zu reden. Sagen wir Ihm oft wie der Prophet: Rede Herr, denn dein Diener hört. [2]) Man sieht Viele, die, anstatt zu betrachten, nur mit Nachdenken beschäftigt sind; die Betrachtung ist jedoch viel nützlicher, als das Andenken; denn dieses ist unnütz ohne die Betrachtung und dient selbst oft zu nichts. Sechstausend Jahre schon denkt der Teufel nach und er ist noch immer schlecht. Vergessen wir nicht, wenn wir uns in die Betrachtung begeben, daß das Herz sie vielmehr anstellen muß, als der Geist und erinnern wir uns besonders, daß wir, um fortzuschreiten, daran arbeiten müssen, in uns eine tiefe Demuth des Herzens zu begründen, weil Gott sich vor den Stolzen verbirgt und sich den Demüthigen offenbart.“

Ein junger Priester, dessen Vertrauen er besaß, sagte ihm eines Tages, er finde sich oft am Ende seiner Betrachtung unschlüssig, weil er nicht wisse, an welche Entschlüsse er sich halten solle; wenn er seine Bedürfnisse überblicke, so käme es ihm vor, er habe deren Hunderte zu wählen; er verlangte zu wissen, ob er Viele fassen und sie oft ändern solle? Er erhielt folgende Antwort: „Mein lieber Freund, seien Sie überzeugt, wenn Sie am Schlusse Ihrer Betrachtung zwei Entschlüsse fassen, so fassen Sie einen zu viel; und wenn Sie jeden Tag einen neuen fassen, so kommen Sie an's Ende des Jahres mit allen Ihren Fehlern; und als Neujahrsgeschenk für den lieben Jesus haben Sie am ersten Tage des Jahres nichts als einen Berg von Treulosigkeiten darzubieten. Wenn der heilige Franz von Sales und der heilige Vincenz von Paul jeden Tag einen neuen Entschluß gefasst hätten, so wäre der heilige Franz von Sales nie

---

[1]) Psalm 118, 125.
[2]) I. Kön. 3, 10.

dazu gekommen, in sich diese bewunderungswürdige Sanftmuth zu begründen, welche alle Welt entzückte; nie hätte der heilige Vincenz die tiefe Demuth erworben, worin er ein so vollkommenes Vorbild geworden ist. Es ist sehr wichtig, sich immer an demselben Entschlusse zu halten, bis man dahin gelangt ist, den Fehler gänzlich zu verbessern, den man sich zu bekämpfen vorgenommen hatte, oder die Tugend zu erwerben, in welcher man sich zu begründen nöthig gefunden hatte. Jeden Morgen müssen wir ihn in der Betrachtung auffrischen, um dann mit mehr Kraft zu handeln. Ausserdem muß man ihn zum Gegenstande seiner besondern Gewissenserforschung machen und sich Mittags und Abends über die Treue Rechenschaft geben, mit welcher man an der Verbesserung seiner Fehler oder am Fortschritt in der Uebung der Tugenden arbeitet."

Eilftes Kapitel.

Sein Eifer im Breviergebet.

Perboyre betrachtete das heilige Officium als ein zweites Opfer, das er Gott in Vereinigung mit unserm Herrn Jesus Christus darbrachte, und er sagte Ihm mit dem Propheten: „Ich will Dir ein Opfer des Lobes darbringen." [1]) Er erwog, daß er nicht in seinem Namen, sondern im Namen der Kirche dieses erhabene Amt versah, zu welchem er verordnet war, und daß er da wie am Altare, die Stelle des ewigen Hohenpriesters vertrete, des wahren Mittlers, der unablässig für die Menschen bei seinem Vater eintritt. Er stellte sich alle Bedürfnisse der streitenden und leidenden Kirche vor Augen und betrachtete sich einerseits als den Geschäftsträger, der über Beide die Segnungen Gottes herabziehen soll: andererseits aber, von Schrecken ergriffen beim Anblick der Wichtigkeit der Handlung, die er verrichten sollte, demüthigte er sich vor Gott und anerkannte seine Unfähigkeit, ein solches Amt zu verwalten. Dann erhob er sich in die Himmel und vereinigte sich mit den Lobgesängen der Engel; er bat die Heiligen und die Königin aller Heiligen, seine Schwachheit zu ergänzen; er vereinigte sich besonders mit unserm

---

[1]) Psalm 115, 17.

Herrn dem einzig mächtigen und wirksamen Mittler bei Gott. Voll von dem Gedanken des Propheten, daß das Lob nicht schön ist im Munde des Sünders,[1]) bemühte er sich, durch innere Akte der Verdemüthigung und Reue sich zu reinigen.

Nach diesen Vorbereitungen nahm er noch seine Zuflucht zu Gott, indem er die Vorbereitungsgebete mit einer Inbrunst und einem Tone der Stimme verrichtete, die es leicht erkennen liessen, wie sehr es ihm am Herzen lag, von Gott zu erlangen, daß die Handlung, die er verrichten wollte, ihm wohlgefällig sei. Er legte besondern Nachdruck auf die Worte: „Herr Jesu Christe, in Vereinigung mit jener göttlichen Meinung" u. s. w. und drückte so das Verlangen aus, das heilige Officium in derselben Meinung und mit derselben Andacht zu beten, mit der Jesus Christus, als Er auf die Erde kam, seinem Vater seine Gebete aufopferte. Wenn er die Worte sprach: O Gott, achte auf meine Hülfe, Herr eile mir zu helfen, so that er es mit dem tiefen Gefühle seiner Bedürftigkeit, begleitet mit andringendem Flehen zu Gott, um seine Gnaden herabzuziehen. Wenn es ihm zuweilen geschah, nicht so durchdrungen zu sein, wie er wünschte, so erneuerte er diese Anrufung, bis sein Geist und sein Herz vorbereitet waren, das Lob des Ewigen zu verkündigen. Wie ein geschickter Musiker sein Instrument nicht ertönen lässt, bis er es gestimmt und in Stand gesetzt hat, harmonische Töne hervorzubringen, so begann er sein Breviergebet erst, wenn er sein Herz vollkommen vorbereitet hatte. Man kann auch sagen, daß seine Gebete eine angenehme Musik vor den Ohren Gottes waren und daß er, soviel ein Sterblicher es kann, das Amt der Engel versah, die in den Höhen der Himmel auf goldenen Harfen die unendliche Glorie des Allmächtigen feiern.

Wenn er sich allein befand, so betete er sein Brevier immer auf den Knieen und mit unbedecktem Haupte. Wenn er es mit Andern beten musste, so sprach er vor dem Beginne desselben gewöhnlich über eine aufs Gerathewohl herausgenommene Stelle der Psalmen und seine Bemerkungen halfen in den heiligen Schriften Schätze entdecken, die man nicht vermuthet hatte. „Anderemale, so sagen die Professoren, die ihn in Saint-Flour gekannt haben, ließ er dem Beten des heiligen Officiums die Lesung einiger Verse aus dem neuen Testament oder der Nachfolge Christi vorhergehen und

---

[1]) Eccli. 15, 9.

sagte zu uns: Erfrischen wir unsere Seele ein wenig. Zuweilen fügte er bei: Die Worte der Psalmen sind von dem Geiste der Liebe hervorgebracht; wir müssen sie also in demselben Geiste beten, der sie hervorgebracht hat, und folglich müsste jedes Wort, das aus unserm Munde geht, ein Akt der Liebe sein. Ein anderes mal sagte er: Beten wir das Brevier so, daß wir nicht zu erröthen haben beim Anblicke der Tugendbeispiele, die das Leben des Heiligen uns bietet, dessen Officium wir halten."

Um diese Pflicht zu erfüllen, suchte er immer die passendsten Orte und vermied diejenigen, welche ihn Zerstreuungen hätten aussetzen können. Er betete auch sehr oft, wenn er allein war, das Brevier zu den Füssen des heiligen Tabernakels und betete es langsam, mit Verständniß, voll Andacht in der Stellung der tiefsten Ehrfurcht und Selbstentäusserung. Er hatte einen ganz besondern Zug zu den Psalmen, deren Worte ihn so sehr rührten, daß er gar oft innehalten musste, um seinem Herzen ein wenig Ruhe zu geben.

Man bemerkte an ihm eine ausserordentliche Aufmerksamkeit, wenn er am Ende jeden Psalmes das Ehre sei dem Vater u. s. w. betete. Er neigte dann mit grosser Ehrfurcht das Haupt und erschien von ganz besonderer Andacht durchdrungen. „Wir müssen, sagte er, uns auf besondere Weise während der Doxologie sammeln, unsere Inbrunst wieder beleben und uns vorbereiten, den folgenden Psalm mit mehr Andacht zu beten. Es wäre hinreichend, das Ehre sei dem Vater mit Glauben und Andacht auszusprechen, um Vergebung der Fehler zu erlangen, die unserer Gebrechlichkeit während des Breviergebetes entschlüpft sind; durch dieses Mittel würden wir Gott auch Ersatz leisten für die Zerstreuungen, denen wir uns überlassen hätten." Er wenigstens fühlte sich sosehr angetrieben, die heiligste Dreifaltigkeit zu ehren, daß es ihm oft geschah, dieses Gebet vier oder fünfmal zu wiederholen.

Es war nicht selten, daß er durch die Betrachtung einer Wahrheit abgezogen, mitten in einem Psalm oder selbst in einem Verse sich unterbrach. „Plötzlich, sagt ein Augenzeuge, hielt er inne mit gegen Himmel gerichteten Augen. Dann sah er nichts mehr um sich herum, sein Geist war ganz in Gott. Nachdem sie einige Zeit gewartet hatten, brachten ihn seine Nachbarn aus diesem Zustande heraus, und er erröthete, entschuldigte sich und fragte dann: Wo stehen wir? und fuhr mit derselben Inbrunst fort, wie vorher." Fügen wir noch das Zeugniß eines Missionars hinzu, der dieselbe

Beobachtung gemacht hat. „Ich war so glücklich, sagte er, oft mit ihm das heilige Officium zu beten. Am genauesten konnte ich bei dieser Gelegenheit beurtheilen, wie sehr er in Gott lebte. Bevor er anfing, war er lange Zeit schweigsam und gesammelt, auf den Knieen, bereitete seine Seele zum Gebete vor und durchdrang sich ganz mit der Gegenwart Gottes. Darauf begann er leise, aber mit einem Tone, einem Gesichte, einem Aeussern, die zur Inbrunst und Sammlung einluden. Wir brauchten eine bedeutende Zeit, das heilige Officium zu beten, wenigstens ein Drittel mehr, als Andere nöthig haben, denn in Zwischenräumen hielt er plötzlich mitten in einem Psalme oder beim Ehre sei dem Vater inne und verharrte darin, bis ich ihn mahnte, fortzufahren. Dann nahm er ruhig ohne zu erstaunen oder sich zu beeilen den unterbrochenen Vers wieder auf und zuweilen fragte er mich auch, wo wir ständen? Hatte er in jeder Pause eine Entzückung des Geistes oder war er der freien und überlegenden Betrachtung einer Wahrheit hingegeben? Ich weiß es nicht. Nie habe ich ihm über diese langen und häufigen Pausen eine Frage gestellt. Sie wiederholten sich sechs oder siebenmal in jedem Officium, zuweilen mehr, zuweilen weniger. Es ist mir mehreremale geschehen, daß ich, ohne etwas zu sagen, wartete und ihn so vertieft ließ, um zu sehen, ob er zu sich selbst komme und wie das enden würde; selten aber hatte ich die Geduld, bis an's Ende zu warten. Wenn er aus diesem Zustande zu sich kam, so glich er nicht Jemand, der aus dem Schlafe, sondern der aus der Betrachtung kommt. An gewissen Tagen wollte er lieber allein sein, um sein Brevier zu beten und es schien mir, daß er dann mehr in Gott versenkt war. Durch die Kenntniß, die ich von seinen Gewohnheiten erlangt hatte, wusste ich, wenn ich ihn bloß sah, voraus, daß ich an dem Tage das Glück nicht haben würde, das Officium mit ihm zu beten, und das war mir eine Entbehrung, weil er ermunterte, gut zu beten, und ich habe nur ihn gefunden, der beständig diesen Eindruck auf mich machte. Obgleich er nicht immer an denselben Stellen innehielt, hatte ich doch bemerkt, daß die Verse, wo der Psalmist von den Eigenschaften und Vollkommenheiten Gottes spricht, es waren, die ihn mehr in Beschauung versetzten. Unsere grossen Feste ergriffen ihn auch tief und wenn man sie feierte, war er mehr ausser sich, als an andern Tagen.“

Nach dem Officium schien er ganz erfüllt von der heiligen Glut, die er daraus geschöpft hatte. „Wie oft waren wir nicht

erstaunt, sagten mehrere Geistliche, wenn er, nachdem wir das Brevier gemeinsam gebetet hatten, uns die Erleuchtungen mittheilte, die Gott ihm über einige Stellen der heiligen Schrift gegeben hatte!"

Eines Tages unterhielt er sich über die Vortheile, die aus dem andächtigen Beten des Breviers hervorgehen und sagte: Das heilige Officium ist für die, welche es gut beten, eine reiche Quelle von Gnaden; weiter ist es eine Schule, in welcher wir die Uebung aller Tugenden lernen können. Der Lehrer, welcher uns unterrichtet, ist der heilige Geist, von welchem unser Herr gesagt hat: Er wird euch Alles lehren!" [1]) Ausser diesem Lehrer haben wir noch die Heiligen, deren Fest wir begehen. Sie sprechen zu uns in gar beredter Weise und zeigen uns durch ihr Benehmen, wie wir den Lehren des heiligen Geistes entsprechen sollen. Wie kommt es, daß wir täglich das Brevier beten und nicht heiliger sind?"

Man sieht, er betrachtete das Brevier als ein kräftiges Mittel, die zu heiligen, welche es beten; aber er hielt es auch für sehr nützlich für die Gläubigen. „Wir haben, sagte er, nur zwei Mittel, Seelen zu retten: das Brevier und das heilige Meßopfer. Wenn wir das Brevier beten, verrichten wir das Amt des Mittlers bei Gott ebensogut, als wenn wir das heilige Meßopfer darbringen. Aber wir können nur dann gute Mittler bei Gott sein, wenn wir bei Dem in Gnaden stehen, bei welchem wir dieses Amt zu versehen berufen sind. Ohne das werden wir nicht willkommen bei Ihm sein und es ist sehr zu fürchten, daß alle unsere Bitten abgeschlagen werden. Um das Officium mit Nutzen zu beten, muß man ein wahrhaft priesterliches Leben führen, sich bemühen, Jesus Christus nachzuahmen und Alles zu erfüllen, was Er in den heiligen Schriften, in den Dekreten der Päpste und der Concilien von uns verlangt. Bevor wir also das Officium beten, bitten wir den Herrn, unsern Lippen und besonders unsern Herzen die glühende Kohle zu nähern, mit der Er die Lippen des Propheten reinigen ließ; denn je reiner unsere Seele ist, desto wirksamer wird unsere Vermittlung bei Gott sein. Es ist mir oft in den Sinn gekommen, man könne auf das Brevier die Worte wohl anwenden, welche der heilige Greis Simeon von unserm Herrn sagte: Dieser ist zum Falle und zur Auferstehung Vieler gesetzt. [2]) Fürchten wir daher und bemühen

---

[1]) Joh. 14, 26.

[2]) Luk. 2, 34.

wir uns, auf die Stimmung einzugehen, welche die Kirche unsererseits verlangt, damit wir über uns und das Volk die Segnungen des Himmels herabziehen können."

Zwölftes Kapitel.

Seine Liebe und sein Eifer.

„Das hiesse nicht Jesus Christus lieben, sagte Perboyre, wenn man sich weigerte, den Nächsten zu lieben. Die Liebe war der Beweggrund Alles dessen, was unser Herr für die Menschen gethan hat; wir können Seine wahren Jünger nur in soweit sein, als wir uns bestreben, Ihm nachzuahmen." Dieses übte er mit solcher Genauigkeit während seines ganzen Lebens, daß es schien, er sei nur ein Herz und eine Seele mit der ganzen Welt. Ein geschworener Feind der übeln Nachrede, beeilte er sich, wenn man von Jemand vor ihm übel redete, geschickt das Gespräch abzulenken. Er verabscheute den Geist des Gezänkes und Streites; wenn er es zuweilen für gut hielt, seine Meinung aufrecht zu erhalten, weil es ihm schien, daß die Sache Gottes es erfordere, so bewahrte er die grösten Rücksichten gegen die, deren Meinungen er nicht theilte. Er leistete gerne Dienste und that es mit sehr wohlwollender Liebenswürdigkeit. Als er noch Novizenmeister war, schickte ein Priester, den er in Saint-Flour gekannt hatte, ihm einen seiner Brüder zu, der einen Brief überbrachte, in welchem er ihm denselben empfahl. Er erhielt die folgende Antwort:

„Mein theurer Herr!

„In der Erwartung, daß Ihr Bruder Ihnen selbst schreibt, beeile ich mich, Ihnen anzukündigen, daß er heute wohlbehalten und zufrieden angekommen ist. Seine Reise hat ihn nicht ermüdet. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, mit welchem Vergnügen ich dieses liebe Kind umarmt habe; wie Sie so freundlich sind, vorauszusetzen, fühle ich für ihn das Herz eines Bruders in mir. Ich bedauere, daß Philemon nicht auf den bewunderungswürdigen Brief des heiligen Paulus geantwortet hat; er würde mir geholfen haben, auf Ihren reizenden Brief würdig zu antworten. Wenn ich dahinter zurück

bleibe, so halten Sie sich dafür an ihn; meine Gesinnungen geben den Seinigen nichts nach. Ihr Bruder hat zu viele Ansprüche auf mein ganzes Interesse und auf meine ganze Zärtlichkeit, als daß ich mir ein Verdienst daraus machen könnte, ihn meiner ganzen Sorgfalt zu versichern; nehmen Sie in liebevoller Unterstellung an, ich sei Ihr Stellvertreter."

„Da es gerade die Stunde der Post ist, so beeile ich mich, zu schliessen, indem ich mich Ihren Gebeten empfehle und Sie versichere, daß Sie mich immer unter Ihre anhänglichsten und ergebensten Freunde zählen können, u. s. w."

Sein Entgegenkommen voll Herzlichkeit entzückte Diejenigen, welche mit ihm in Verbindung standen. Er fühlte besondere Zärtlichkeit gegen Betrübte, deren Leiden er mit bewunderungswürdigem Geschick zu lindern wusste, und die gerechten Seelen, welche im Fegfeuer zurückgehalten wurden, hatten einen reichen Theil an seinen Gebeten. Ueber seine Liebe gegen die Armen erzählte ein Priester der Mission Folgendes: „Er hörte sie gerne an, unterhielt sich mit ihnen und schickte Keinen weg, ohne ihm etwas zu geben. Er hatte Einige, die als seine Armen ihm gehörten, die von ihm regelmässige Unterstützungen und besonders Erinnerungen erhielten, heilig und nach Gottes Willen zu leben. Da eine wundervolle Salbung aus seinen Worten floß und man ihm nicht nahen noch ihn hören konnte, ohne besser zu werden, so wurden seine Armen immer gute Christen. Obwol er sie Alle liebte, so hatte er doch eine ausgeprägte Vorliebe für verschämte Armen. Er sah in den Armen die Person Jesu Christi selbst, der ihn um Almosen bat, denn der Geist des Glaubens war groß in ihm, alle Worte unseres Herrn waren ihm kostbar und dienten ihm sowol zur Regel seiner Neigungen als seiner Worte und Handlungen. Deswegen waren die Kinder der besondere Gegenstand seiner Zärtlichkeit; er umgab sich gerne mit ihnen, wie sein göttlicher Meister."

Seine Liebe zeigte sich hauptsächlich in seiner Sanftmuth gegen Jedermann. „Ich habe nie Jemand gesehen, der sich so in seiner Gewalt hatte wie er, sagte Einer seiner Zöglinge; allen seinen Handlungen war diese Tugend der Sanftmuth aufgeprägt, und wenn zuweilen die Umstände ihn zwangen, den Ton der Festigkeit anzunehmen, so erkannte man leicht, daß Leidenschaft keinen Theil daran hatte, daß seine Pflicht allein ihn so zu handeln nöthigte." Ein

früherer Großvikar von Montauban gab von ihm dieses Zeugniß: „Herr Perboyre war nicht bloß sanft, sondern er war die Sanftmuth selbst.“

Treu bewahrte er das Andenken an die Dienste die man ihm erwies, schnell vergaß er üble Behandlung, oder wenn er das Andenken daran bewahrte, so geschah es, um denen mehr Wohlwollen zu bezeigen, die ihm Unrecht gethan hatten. Als er eines Tages einen Kanonikus von Montauban durch eine Strasse von Paris begleitete, riefen einige Arbeiter, die an ihnen vorbeikamen, ihnen grobe Beschimpfungen nach; Perboyre schien nicht darauf Acht zu geben und nachdem er einige Schritte gemacht hatte, sagte er zu dem Priester: „Diese armen Leute sind sehr zu beklagen; sie kennen das Böse nicht, das sie thun: das ist für uns ein Grund mehr, für sie zu beten, und sie Gott im heiligen Meßopfer anzuempfehlen.“ Wenn Jemand gegen ihn eingenommen war, obgleich er keine Veranlassung dazu gegeben hatte, so war er immer bereit, die ersten Schritte zu thun: mehreremale hat man ihn gesehen, wie er nach dem Beispiele des heiligen Vincenz vor der heiligen Messe Personen aufsuchte, die er übel gegen sich gestimmt wusste, sich vor ihnen auf die Kniee warf und sie bat, ihm das Unrecht zu vergeben, das er ihnen gethan haben könnte, obwol er sich nichts vorzuwerfen hatte.

Aus dieser Liebe ging ein glühender Eifer für die Ehre Gottes und das Heil des Nächsten hervor. „Der Herr, sagte er, vergleicht in der heiligen Schrift die Priester mit Fischern und Jägern: zeigt Er uns dadurch nicht klar genug, daß wir mit dem Heile der Seelen immer beschäftigt sein und nie die Gelegenheit, Gutes zu thun vorübergehen lassen sollen?“ Ein Diakon, der bald die Priesterweihe empfangen sollte, bezeugte ihm eines Tages seinen Schmerz, den er empfand, indem er die Zeit seiner Weihe herannahen sah. Lächelnd antwortete er ihm: „Wohlan, mein lieber Freund, was gibt es darüber so sehr zu jammern? Sie werden dadurch nur um so eher im Stande sein, Gott zu verherrlichen und sich dem Nächsten nützlich zu machen.“

Nach seiner Meinung sollten alle Worte, alle Handlungen eines Priesters gleichsam ebensoviele Schlingen sein um Seelen zu fangen, und das übte er bei jeder Gelegenheit. Er konnte keine Seele im Stande der Sünde sehen, ohne sich angetrieben zu fühlen, sie einem so traurigen Zustande zu entreissen. Als er zum Novizenmeister ernannt wurde, bemerkte er, daß der Barbier, der jede Woche zu

ihm kam, in völliger Vergessenheit seiner religiösen Pflichten lebte; er unternahm es alsbald ihn über seine wahren Interessen aufzuklären und durch seine Rathschläge, seine Sanftmuth und seine Gebete gelang es ihm, denselben zu bekehren und ihn im Guten bis zu seinem Tode zu befestigen. Dieser Mann redete nie von seinem Wohlthäter als mit lebhafter Dankbarkeit und sprach es aus, daß seine Sanftmuth es bewirkt habe, daß er in sich gegangen sei.

Klug und aufgeklärt in seinem Eifer, vermied er Alles was nach Uebereilung ausgesehen hätte und wusste Zeit und Umstände zu unterscheiden, die bald Sanftmuth, bald Festigkeit bald Zärtlichkeit oder Geduld erforderten; er ergriff alle Maßregeln, die Werke zu gutem Ende zu führen, die er für die Ehre Gottes unternahm, allein er rechnete nur auf den Beistand der Gnade. In seinen Gebeten flehte er oft den Herrn an, es möge Ihm gefallen, seiner Kirche Priester nach seinem Herzen zu geben; und es war Gegenstand tiefer Betrübniß für ihn, für die Sache Gottes gleichgültige Priester zu sehen. In den Quatemberzeiten verdoppelte er seine Inbrunst und empfahl zu beten, um die Segnungen des Himmels über die Ordinanden herabzuflehen.

Wenn er zu predigen hatte, so bereitete er sich besonders durch Gebet vor und er rieth diese Uebung sehr an. „Wenn unser Herr, sagte er, uns nicht eingibt, was wir sagen sollen, wenn Er nicht in uns predigt, so erschöpfen wir uns umsonst, etwas auszurichten. Ich tadle die nicht, welche die Bücher zu Hülfe nehmen, aber es scheint mir, das Krucifix müsste das erste und letzte Buch sein, welches wir zu Rathe zögen; dort findet man wahrhafte Erleuchtung, und dort schöpft man die nothwendige Salbung, die Herzen zu rühren. Wenn man besorgt wäre, sich genugsam am Fusse des Kreuzes vorzubereiten, so wäre jedes Wort, das aus dem Munde geht, wie eine Kohle welche die Herzen erwärmte und entflammte." Man fragte ihn eines Tages, ob man sich lange auf die Predigt vorbereiten müsste, und ob es nicht vorzuziehen wäre, auf der Kanzel nur den Eingebungen seines Eifers zu folgen? Er antwortete: Unser Herr hat sich dreissig Jahre lang zur Predigt seines Evangeliums vorbereitet; die meisten Prediger wirken nichts, weil sie sich nicht genug vorbereiten. Bevor man auf die Kanzel steigt, muß man die Wissenschaft besitzen, die man lehren will; besonders muß man beten und betrachten; die Zeit die man zu Füssen des Kruci-

fixes zubringt, ist am bessten und am nützlichsten angewandt. Der heilige Paulus wollte nichts als Jesus und Jesus den Gekreuzigten wissen; er predigte nichts anders. Am Fusse des Kreuzes bereiteten die Heiligen sich vor; dort schöpften sie die Feuerworte, welche die Herzen entflammten. Wenn die Prediger sich derselben Mittel bedienten, so würden sie auch dieselben Erfolge erzielen."

Besonders im Richterstuhle der Busse entfaltete sich der Eifer des frommen Missionars; mehrere von denen, die sich an ihn wandten, haben erklärt, daß es ihnen geschienen, sie sähen und hörten nicht einen Menschen, sondern einen Engel oder Jesus Christus selbst. Die Güte mit welcher er seine Beichtkinder behandelte, zerstreute gewissermassen die Schaam und die Furcht zu beichten; man fühlte nur ein Verlangen, die Sünde zu verlassen und nicht mehr in dieselbe zu fallen.

Ein junger Priester, der ihn um Rath fragte, wie er sich im Richterstuhle der Busse benehmen müsste, erhielt von ihm einige Rathschläge, die wir hier wiedergeben, weil sie den Geist des Glaubens und den Eifer athmen von dem er beseelt war. „Wenn Sie sich in den Beichtstuhl begeben, so achten Sie darauf, daß Sie Seelen mit Gott versöhnen, die Hölle bekämpfen, den Himmel erfreuen, die erhabensten Verrichtungen erfüllen wollen, die unser Herr während seines sterblichen Lebens erfüllt hat. Muß das Sie nicht mit einem heiligen Schrecken durchdringen und Sie antreiben, hohe Gesinnungen der Bewunderung beim Hinblick auf die Gewalt zu fassen, welche Gott Ihnen anvertraut hat? O! wie sehr sollten wir uns demüthigen, wenn wir auf dem Punkte stehen, uns solchen Verrichtungen hinzugeben! Ich will Andere reinigen, müssen wir zu uns selbst sagen, aber bin ich auch selbst rein? Ich will die Sünde in Andern bekämpfen, aber bin ich treu, sie in meiner Seele zu bekämpfen? Ich will Andere anregen, an ihrer Vollkommenheit zu arbeiten, aber bin ich auch voll Eifer für meine eigene Heiligung? Welch ein Stoff zur Untersuchung für uns! Bevor Sie in den Beichtstuhl gehen, denken Sie auch, daß Sie des Beistandes der Gnade sehr bedürfen. Rufen Sie Maria an, die heiligen Patrone und die heiligen Engel derjenigen, die Ihnen beichten werden; besonders nehmen Sie Ihre Zuflucht zu Jesus Christus und bitten Sie Ihn um Hülfe, dieses Amt mit den Gesinnungen zu verwalten, die Ihn selbst beseelten, als Er auf Erden war."

„Wenn Sie vor Ihrem Beichtstuhle stehen, so stellen Sie sich

vor, Sie sähen auf der Thüre die Worte geschrieben: „Wie schrecklich ist dieser Ort.[1]) Denn wenn Sie auch jetzt Richter sind, so werden Sie auch Ihrerseits gerichtet werden und viel strenger als Diejenigen, welche sich an Sie wenden. Erwägen Sie, daß dieser Beichtstuhl, in welchen Sie eintreten wollen, voll Gefahren für einen unabgetödteten Priester ist, und daß es keinen Ort gibt, wo er denselben mehr ausgesetzt ist. Die Teufel welche sehen, wie nachtheilig dieses Amt ihnen ist, bieten alle ihre Anstrengungen auf, den Priester zu hindern, es mit Nutzen zu verwalten: sie greifen ihn selbst auf die schrecklichste Weise an; und wenn er nicht auf seiner Hut ist, wenn er nicht im Geiste des Glaubens handelt, so wird er nicht bloß nichts Gutes wirken, sondern er wird auch die grösste Gefahr laufen. Fürchten wir daher, daß wir uns selbst zu Grunde richten, indem wir suchen, Andere zu retten und daß die Teufel auch eines Tages von uns sagen, was sie von unserm Herrn Jesus Christus am Kreuze sagten: Andere hat er gerettet, und sich selbst konnte er nicht retten.[2]) Diese Worte, die eine Gotteslästerung im Munde der Juden waren, werden zur Wahrheit an dem Priester, der aus Mangel an Wachsamkeit sein Verderben im heiligen Richterstuhle der Busse findet. Doch darf man sich nicht von zu grosser Furcht hinreissen lassen: wir müssen auf den Schutz der heiligen Jungfrau, der Engel, der Heiligen des Himmels und auf den ganz besondern Beistand hoffen, den unser Herr allen Denen verleiht, die sich in seinem Namen und zu seiner Ehre in Gefahr begeben. Der Glaube zeigt uns, daß wir nicht allein in den Beichtstuhl gehen, sondern daß der ganze himmlische Hof und der Fürst des himmlischen Hofes selbst mit uns ist; und wenn wir dort nur die Sache Gottes suchen, so werden wir ihn voll Verdiensten und in seinen Augen viel wohlgefälliger verlassen."

„Einmal in den Beichtstuhl eingetreten, seien Sie ganz bei dem Amte, das Sie zu versehen haben. Wenn Sie Ihr Beichtkind sich den Namen Vater geben hören, so nehmen Sie für dasselbe ein Herz voll Liebe an, und wenn Sie ihm den Segen geben, so sprechen Sie diese Worte im Geiste des Glaubens, verbunden mit dem brennenden Verlangen, Gott möge in dem der vor Ihnen ist, das wirken, was Sie für ihn verlangen. Wenn Sie ohne

---

[1]) Gen. 28, 17.
[2]) Matth. 27, 42.

Aufmerksamkeit beten, so wird Ihr Segen zu nichts dienen, wenn Sie es aber mit Inbrunst thun, so haben Sie allen Grund zu glauben, daß Gott Ihr Gebet erhören und Ihrem Beichtkinde die Aufrichtigkeit und die Reue gewähren wird, die Sie für dasselbe erbitten. Wenn wir wüssten, wie vieler Gnaden wir die Seelen dadurch berauben, daß wir die Ceremonien und Gebete der Kirche nicht mit Glauben verrichten, so würden wir viel aufmerksamer sein, sie gut zu verrichten!

Während der ganzen Zeit wo Sie mit Ihrem Beichtkinde zu thun haben, rathe ich Ihnen, es immer im Geiste des Glaubens zu betrachten und sich in ihm das Bild unseres Herrn vorzustellen, welches durch die Sünde verunstaltet ist und dem Sie seine erste Schönheit wiedergeben sollen. Unser Nächster ist aber nicht bloß das Bild unseres Herrn; der Glaube lehrt uns, daß wir durch unsere Taufe Glieder Jesu Christi geworden sind; folglich machen alle Christen mit Jesus Christus vereint, der ihr Haupt ist, einen Theil seines geheimnißvollen Leibes aus. Jesus Christus hat zwei Körper, seinen mystischen und seinen natürlichen. In seinem natürlichen Leibe ist Jesus Christus, wie der heilige Paulus sagt, heilig, unschuldig, geschieden von den Sündern und erhabener als der Himmel;[1]) aber es ist nicht ebenso mit seinem mystischen Leibe. Da die Sünder ebenso gut Theile desselben sind, als die Gerechten, so folgt daraus, daß der Leib Jesu Christi in den Sündern krank und entstellt ist. Man kann auf den mystischen Leib unseres göttlichen Heilandes anwenden, was der Prophet von ihm in seinem Leiden sagte: „Wir sahen ihn gleich wie einen Aussätzigen."[2]) Aber unser Herr duldet es, sich in diesem Zustande zu sehen und er verlangt sehr von der Sünde befreit zu werden, die ihm so grossen Abscheu einflösst. Wenn sich also ein Beichtkind in Ihrem Richterstuhle einstellt, so denken Sie, Jesus Christus selbst biete Ihnen dieses Glied seines mystischen Leibes dar und sage Ihnen: „Alles was du für diesen thust, hast du für mich gethan."[3]) Wenn Sie diese Seele verschmähen, wenn Sie dieselbe vernachlässigen, so verschmähen Sie mich, so vernachlässigen Sie mich, Sie haben es mir gethan. Wenn Sie dieselbe nicht

---

[1]) Hebr. 7, 26.
[2]) Isai. 53, 4.
[3]) Matth. 25, 40.

mit Güte behandeln, wenn Sie dieselbe entmuthigen, auf mich fällt Ihre schlechte Behandlung, Sie haben es mir gethan; auf mich, der Ich euer Schöpfer, euer Wohlthäter, euer Vater bin, der Ich so viele Beschwerden und Verdemüthigungen ertragen habe, der Ich all mein Blut für euch vergossen habe, Sie haben es mir gethan. Wenn Sie im Gegentheil mit Liebe für diese Seele erfüllt sind, Ich weiß Alles anzuerkennen, was Sie gethan haben, Sie haben es mir gethan. Stellen Sie sich vor, unser Herr entfalte in diesem Augenblicke seine ganze Zärtlichkeit, um Ihr Herz zu rühren, Er zeige Ihnen seine Wunden, um Ihr Mitleid für seine kranken Glieder zu erregen, stellen Sie sich vor, Sie sähen auf der Stirne Ihres Beichtkindes die Worte geschrieben: „Alles was ihr dem Geringsten von diesen gethan habt, das habt ihr mir gethan.“ Denken Sie, daß Sie, indem Sie sich Ihrem Amte mit Eifer und Glauben widmen, alle Werke der geistlichen Barmherzigkeit erfüllen, denen unser Herr das Himmelreich versprochen hat. Erwägen Sie, wie groß Ihre Freude sein wird, wenn Sie vor seinem Richterstuhl erscheinen werden und Er Ihnen sagt: Komme, Gesegneter meines Vaters, und besitze das Reich das dir bereitet ist, vom Anbeginn der Welt: Ich war nackt, weil Ich das Kleid der Unschuld in meinen Gliedern verloren hatte, und du hast es mir wieder gegeben; Ich hatte Hunger und Durst in meinen Gliedern, und du hast mir zu essen und zu trinken gegeben; Ich war verbannt, weil die Sünde mich aus diesen Seelen vertrieben, die mein Reich waren und durch deinen Eifer hast du mich wieder auf meinen Thron gesetzt; Ich war krank und leidend und du hast meine Wunden verbunden; Ich war im Gefängnisse und in Fesseln, und du hast mich besucht, du hast mich getröstet, du hast mich von meinen Fesseln befreit und mir die Freiheit wieder gegeben.“ [1])

„Stellen Sie sich auch die hehre Gottesmutter vor, die mit schmerzdurchbohrtem Herzen Sie bittet, für diese Seelen zu sorgen, die ihr so theuer sind: sie hat auf dem Kalvarienberge das Opfer des natürlichen Leibes ihres Sohnes gebracht, um den Gliedern seines mystischen Leibes das Leben zu geben. Welchen Schmerz empfindet sie, indem sie diese todten oder sterbenden oder mit Wunden bedeckten Glieder sieht! Könnten Sie die Bitten einer so guten

---

[1]) Matth. 25, 34—36.

Mutter zurückweisen und ihre Thränen verachten? Stellen Sie sich noch die Schutzengel und heiligen Patrone dieser Seelen vor, die Sie beschwören, Alles zu thun, was von Ihnen abhängt, diese Seelen der Hölle zu entreissen, und ihnen die Pforten des Himmels zu öffnen.

„Die ganze Zeit über, die Sie im Beichtstuhle bleiben, verlieren Sie Jesus Christus, dessen Stelle Sie vertreten nicht aus dem Auge; fragen Sie sich oft: Wenn Jesus Christus hier wäre, wie würde Er sich benehmen? Was würde Er sagen? Erheben Sie oft Ihr Herz zu Ihm und bitten Ihn um die Gnaden, die Ihnen unter diesen Umständen so nothwendig sind. Wenn Sie Dinge hören müssen, die auf die schöne Tugend Bezug haben, sagen Sie Ihm: „Jesus, der du die Keuschheit so sehr geliebt hast, erbarme dich unser!“ [1]) Wenn Sie zur Ungeduld versucht werden, sagen Sie Ihm: „Jesus, sanft und demüthig von Herzen, erbarme dich unser!“ Wenn Sie unschlüssig sind, wie Sie entscheiden sollen, flehen Sie Ihn um Erleuchtung an und sagen Sie Ihm: „Jesus, Engel des grossen Rathes, erbarme dich unser!“

„Wenn ein grosser Sünder sich an Sie wendet, so denken Sie, daß er das Schaf ist, dem der gute Hirt schon lange nachgelaufen ist, und daß Sie nichts thun können, was Ihm mehr Freude macht, als wenn Sie sich bemühen, es zu Ihm zurückzubringen. Wenn es eine laue Person ist, so denken Sie, daß Jesus Christus sie zu Ihnen schickt, die Flecken auszulöschen, welche sie entstellen und die sie zum Gegenstande des Ekels für Ihn machen. Wenn es eine gerechte Seele ist, so denken Sie, unser Herr verlange, daß Sie dieselbe stufenweise zu grösserer Vollkommenheit führen. Wenn es eine Ordensperson ist, so erinnern Sie sich, daß es besonders von diesen Personen heisst: Ihr seid todt und euer Leben ist verborgen mit Jesus Christus in Gott. [2]) Sie müssen ihr begreiflich machen, daß diese kleinen Fehler, welchen die Bräute Jesu Christi sich überlassen, ebenso viele Dornen sind, die den Augapfel ihres göttlichen Bräutigams verletzen.“

„Es ist ein sehr nützlicher Gebrauch, wenn man im Beichtstuhl ist, ein Krucifix in der Hand zu halten und oft seine Blicke darauf zu richten, um dort die Liebe, die Geduld und den Eifer zu schöpfen, deren man bedarf. Ich rathe Ihnen, sich desselben zu

---

[1]) Aus der Litanei vom süssen Namen Jesus.

[2]) Kol. 3, 3.

bedienen. Aber hüten Sie sich, besonders im Beichtstuhle die Aufzählung der Beschimpfungen gleichgültig anzuhören, die Ihrem göttlichen Herrn angethan worden sind. Eines der grössten Unglücke, die einen Priester treffen können, ist es, kalt die Sünden anzuhören, die man ihm sagt. Wie wagen wir zu behaupten, wir liebten unsern Herrn, wenn wir nicht mit dem Propheten sagen können: „Die Schmähungen derer, die Dich beschimpfen, sind auf mich zurückgefallen.“ [1])

„Wenn die Person, die sich an Sie wendet, sich über einen schweren Fehler anklagt, so sagen Sie zu sich selbst: Es gibt keinen Fehler, den ich nicht begehen könnte. Fürchten Sie sich, zu fallen und nehmen Sie sich vor, mit der grössten Sorgfalt zu wachen. Wenn Sie auf einem schlüpfrigen Wege gingen und Sie sähen mehrere Personen fallen, so würden Sie fürchten und auf sich acht geben, um nicht auch zu fallen. Wir müssen mit um so mehr Grund dieselbe Vorsicht in dem gebrauchen was unsere Seele betrifft; denn wir wandeln Alle auf demselben Wege, und wenn der Weg für Andere schlüpferig ist, so ist er es nicht weniger für uns. Es gibt keinen Ort, wo der Priester nützlichern Unterricht empfinge, als im Beichtstuhle; ebenso gibt es keinen Ort, wo er sich mehr selbst verläugnen muß und wo er mehr Verdienste erwerben könnte.“

Der Priester, welchem Perboyre die Regeln des Benehmens vorzeichnete, die man eben gelesen, sammelte sie begierig; er wurde nicht müde, ihn zu fragen und ihn reden zu lassen. „Und das erhielt man nicht leicht, fügte er bei, denn man musste ihn drängen und oft darauf zurückkommen, um seine Bescheidenheit zu besiegen. Allein welche erhabene Gedanken, welche schöne Gefühle drückte er in seinen Unterhaltungen aus! Er sprach mit sanftem zärtlichem Tone der Stimme, mit so durchdrungenem und überzeugtem Wesen, daß ein einziges seiner Gespräche mir mehr nützte, als eine ganze Retraite hätte thun können. Seine Worte flossen in die Seele mit der Süssigkeit des Honigs und hinterliessen dort tiefe Eindrücke. Was er mir sagte, rührte mich um so mehr, da ich wusste, daß er es selbst übte. Es war einer seiner Grundsätze, ein Priester dürfe nichts empfehlen, wovon er nicht vorher das Beispiel gebe, und es gebe nichts Schimpflicheres, als Andere die Wege der Vollkommenheit zu zeigen und sie selbst nicht zu gehen.“

---

[1]) Psalm 68, 10.

Der folgende Auszug eines Briefes, den er schrieb, als er auf dem Punkte stand, in China einzudringen, genügte für sich allein, zu zeigen, wie rein und glühend der Eifer war, der sein Herz entflammte. Man wird uns also erlauben, ihn zum Schlusse dieses Kapitels anzuführen. „Diesen Abend noch, sagt der edelmüthige Missionar, schiffe ich mich nach Fo-Kien auf einer chinesischen Barke ein, die von Christen geführt wird. Als Soldat, dem die Verwegenheit die Stelle des Muthes vertritt, fühlte ich mein Herz beim Herannahen des Kampfes zittern. Ich bin nie zufriedener gewesen, als bei dieser Gelegenheit. Ich weiß nicht, was meiner auf der Laufbahn wartet, die sich vor mir eröffnet: ohne Zweifel viel Kreuz; das ist das tägliche Brod des Missionars. Und was kann man Besseres wünschen, wenn man einen gekreuzigten Gott predigen will? Möchte Er mich die Süssigkeit seines bittern Kelches verkosten lassen! Möchte Er mich meiner Vorgänger würdig machen, mit denen ich mich vereinigen will! Möchte Er nicht gestatten, daß Einer von uns den schönen Vorbildern nicht entspräche, welche unsere Genossenschaft uns in diesen fernen Ländern darbietet! Vor einem Jahrhundert hatte Herr Appiani, dieser unbesiegliche Bekenner der Treue gegen den heiligen Stuhl, der in China alle Tugenden der ersten Kinder des heiligen Vincenz leuchten zu lassen gekommen war, schon die Belohnung für fünf und dreissig Jahre des Apostolates empfangen; und vor wenigen Jahren hat Herr Clet, nach einer ebenso langen und verdienstvollen Laufbahn das Glück gehabt, als Martyrer zu sterben: alle Christen die ihn gekannt haben, können nicht müde werden, seine Wohlthaten und seine Tugenden zu verkündigen. Es fehlt uns weder an Beispielen, noch an Beweggründen, uns anzuregen und aufrecht zu erhalten. Doch da ich so schwach bin, so würde mir Alles ungenügend erscheinen, wenn ich nicht auf den mächtigen Beistand Ihrer Gebete und auf die aller unserer Mitbrüder und unserer Schwestern der christlichen Liebe rechnen könnte. Ich werde auch nicht aufhören, ihn mit dem lebhaftesten Ansuchen zu verlangen.....“

Dreizehntes Kapitel.

Seine Demuth und sein Gehorsam.

Da der ehrwürdige Perboyre immer seine Augen auf Den gerichtet hielt, der uns gesagt hat: „Lernet von mir, denn Ich bin sanftmüthig und demüthig von Herzen,“ [1]) so liebte er mit besonderer Neigung die Verachtung, die Erniedrigung und das verborgene Leben. Die mit ihm zusammengelebt haben, waren von seiner Demuth überrascht und Alle geben ihm gerne das Zeugniß, daß sie nie einen demüthigern Menschen als ihn gesehen hätten. Er hatte als Wahlspruch die Worte der Nachfolge Christi angenommen: „Sei gerne unbekannt und für nichts geachtet.“ Da er in China hörte, daß sein Oheim einige seiner Briefe dem Druck übergeben habe, wurde er dadurch erschreckt; er drückte ihm den Schmerz aus, den er darüber fühlte und ungeachtet seiner Ehrfurcht und Anhänglichkeit an ihn meldete er ihm, er würde aufhören, ihm zu schreiben, wenn er seine Schreiben ferner der Oeffentlichkeit übergebe.

Jemand, der ihn genau gekannt hatte, sagte: Nie sprach er von sich, noch von seinem Lande, noch von seinen Aeltern, noch von etwas was ihn fern oder nahe betreffen konnte. Es wäre unmöglich gewesen, von ihm zu wissen, wo er gewesen, welche Aemter er in der Genossenschaft bekleidet hatte. Nie fragte er, was man von ihm denke, nie zeigte er sich aufgeregt, wenn man aus Unachtsamkeit etwas gesagt oder gethan hatte, was für jeden Andern unangenehm gewesen wäre. Immer bescheiden in seinen Worten wie in seinem Benehmen, athmete seine Haltung nur Demuth und Religion; Tadel und Lob fanden an ihm immer denselben: er verschmähte das Lob, weil er sich desselben nicht würdig glaubte und er nahm gern den Tadel an, weil er nichts anderes zu verdienen meinte.“

Er konnte es schwer begreifen, daß man ihn in den Aemtern dulden könne, die man ihm anvertraute und er war erstaunt, daß man sich würdigte, an ihn zu denken. Eines Tages unterhielt er sich im Vertrauen mit einer seiner Schwestern, die Tochter der christlichen Liebe war, und erklärte ihr, wenn er vor Empfang des

---

[1]) Matth. 11, 29.

Priesterthums gewusst hätte, was ein Priester in den Augen des Glaubens sei, so würde er nie haben einwilligen können, daß man ihm die Hände auflege. Aus China schrieb er an seinen Oheim und sagte ihm, er betrachte sich nicht als einen Missionar, sondern als die Mißgeburt eines Missionars. Er hielt sich endlich für ein verabscheuungswürdiges Wesen und unfähig zu allem Guten. Das sind seine Ausdrücke.

„Ich denke nicht, sagte Einer der Professoren von Saint-Flour, daß je ein Sünder auf der Welt mehr Sorge getragen habe, seine Fehler zu verbergen, als er anwandte seine Tugenden zu verbergen. In vertraulicher Unterhaltung machte er wunderbare Bemerkungen aber ohne den Eindruck zu ahnen, den er hervorbrachte. Nichts rührte mich so, als ihn von göttlichen Dingen reden zu hören. Ich fand mich eines Tages schlecht aufgelegt zum Messelesen, begab mich zu ihm und sagte ihm: Herr Superior, ich muß die heilige Messe lesen gehen; ich habe versucht, mich vorzubereiten, allein ich kann mich nicht sammeln: Sie würden mir einen Dienst leisten, wenn Sie selbst mir eine Betrachtung halten wollten: was Sie sagen, wird mir gut thun. Da Perboyre sich entschuldigte, entgegnete ich ihm, er wäre Schuld, daß ich die Messe schlecht lesen würde. „Aber glauben Sie denn, erwiederte er, daß ich im Stande sei, eine Betrachtung zu halten? Ach! Gott weiß, wie schlecht ich sie halte. Endlich gab er meinem Bitten nach, setzte sich auf die Kniee, nahm als Text die Worte: Der Friede sei mit euch[1]) und sprach beinahe eine halbe Stunde über den Frieden des Herrn, und zeigte, wie kostbar dieser Friede sei, wie wichtig es sei, ihn zu erwerben und was man dazu thun müsse. Er brachte so schöne und rührende Sachen vor, daß ich von Bewunderung erfüllt war."

Bei einer andern Gelegenheit war der Obere des höhern Seminars weniger glücklich. Die Missionare hielten vereinigt ihre jährlichen geistlichen Uebungen und Perboyre machte sie mit. Der Obere hielt zwei Vorträge täglich; aber da er die Tugenden seines Mitbruders kannte, dachte er, dieser würde sie viel besser halten als er; und darum schlug er ihm vor, dieses Amt zu übernehmen. Perboyre sah in diesem Verfahren nur ein Uebermaß von Demuth und weigerte sich standhaft ungeachtet der dringenden Versuche, die Seinige zu überwinden. „Sehen Sie, sagte er später, welche Be-

---

[1]) Luk. 24, 36.

scheidenheit von Seiten des Herrn Superiors! Und an wen wandte er sich? An den Unfähigsten von Allen. Wie würde ich Ihre Geduld geübt haben, wenn Sie genöthigt gewesen wären, mich während einer ganzen Woche zu hören!"

Während des Gebetes oder der Betrachtung drückte seine Haltung die Selbsterniedrigung aus, in die er sich in Gegenwart der göttlichen Majestät stürzte; allein der Anblick seines Elendes, wovon er tief durchdrungen war, wurde für ihn zum Antriebe, sich Gott mit mehr Vertrauen zu nähern, wie der folgende Zug zeigt. Ein Priester, den er leitete, kam eines Tages zu ihm und sagte ihm, er fühle grosses Widerstreben, das heilige Opfer darzubringen, weil es ihm schien, sein Gewissen sei nicht rein genug. Perboyre antwortete ihm: „Sie bekümmern sich darüber, was für mich ein Grund ist, mich Gott mit weniger Furcht zu nähern; wenn ich an den Altar gehe, ohne innere Vorwürfe gehört zu haben, so erschrecke ich sogleich, in dem Gedanken, ich sei verwegen zu Gott hingetreten; wenn dagegen mein Gewissen mir einen Vorwurf macht, so habe ich weniger Unruhe, weil ich mit mehr Demuth zu Gott gekommen bin."

Er war immer bereit, Bemerkungen anzunehmen, die man ihm machen wollte und bei ihm konnte man die Rücksichten und die Umschreibungen sparen, zu denen man mehr als einmal gezwungen ist, um nicht die Empfindlichkeit der Eigenliebe aufzuwecken. Er ertrug ohne sich zu beklagen, das schlimme Verfahren, das man gegen ihn anwandte. „Es war wol nöthig, sagte ein Missionar, daß Gott, um ihn heiliger zu machen, ihm zuweilen die Zustimmung der Menschen nahm, und ihn auf dem Wege der Trübsal wandeln ließ. Ich habe ihn bei einer Gelegenheit schmerzlich ergriffen gesehen, wo sein übrigens gerechter Eifer, wie der Ausgang später zeigte, ihm empfindliche Zurechtweisungen zugezogen hatte. Ich bewunderte seine Demuth und seine Liebe denen gegenüber, die ihm, in guter Meinung, unklugerweise einen schlimmen Streich gespielt hatten. Ich bin auch Zeuge gewesen eines für ihn sehr ermüdenden Widerspruches; er schien dabei empfindlich, das ist wahr, allein diese Prüfung diente nur dazu, seine ganze Klugheit, Geduld und Liebe mehr hervortreten zu lassen, und am andern Morgen glaubte er sich verpflichtet wegen dieser kleinen Empfindlichkeit um Verzeihung bitten zu müssen. Ein andermal fürchtete er in meiner Gegenwart mit einem Seminaristen, der es verdiente, ein wenig zu trocken

gesprochen zu haben; er entschuldigte sich deswegen bei mir wegen des Aergernisses, das er mir gegeben zu haben glaubte. Alles das gab mir eine hohe Meinung von seiner Demuth und der Reinheit seines Gewissens."

Ein Priester, der bemerkt hatte, wie sehr Perboyre sich in Verdemüthigungen gefiel, wollte ihn eines Tages auf die Probe stellen und richtete deshalb gar wenig schmeichelhafte Worte an ihn, und er hörte sie mit sehr zufriedener Miene an. Dieser Priester änderte darauf seine Angriffe und fuhr gegen die Genossenschaft der Mission los, in der Meinung, er wäre vielleicht empfindlicher gegen die Kritik über seine Genossenschaft, als über seine Person, allein dieser zweite Angriff hatte nicht mehr Erfolg als der erste.

Zur Bekräftigung dessen, was schon über die Demuth Perboyre's gesagt worden ist, führen wir noch einen Brief an, den er aus China an seinen Bruder in Paris schrieb:

Mein lieber Bruder!

„Ich bin Dir vielen Dank schuldig für die Gebete, die Du für mich verrichtest und deren ich so sehr bedarf. Setze sie fort, lieber Bruder, und vermehre sie noch, wenn es möglich ist: der liebe Gott wird es Dir vergelten. Ich muß Dich indessen darauf aufmerksam machen, daß Dein Eifer Dich in einem Punkte verwirrt. Wenn Du Gott bittest, aus mir einen heiligen Franz Xaver zu machen, so stellst Du eine Bitte an Ihn, die sicherlich nicht in der Ordnung seiner Vorsehung liegt; denn sie kann nicht erhört werden, ohne daß vorher zwei grosse Wunder geschähen, eines an meinem Leibe und das andere in Bezug auf meine Seele. Einerseits macht meine schwache Leibesbeschaffenheit und meine Kränklichkeit, die Du theilweise kennest mich physisch unfähig zu grossen Arbeiten; andererseits lassen meine grossen und zahllosen geistigen Erbärmlichkeiten mich nicht zweifeln, daß ich Einer von denen bin, wovon geschrieben steht: „Sie seien abscheulich und verworfen für jede Art des Guten."[1]) Nein, ich werde kein grösserer Wundermann in China als in Frankreich sein; es ist genug, mein lieber Bruder, wenn ich ein guter kleiner Paßgänger sein kann. Wenn Du also an Gott ein Gebet richten willst, was Ihm angenehm und mir nützlich ist, so bitte Ihn ernstlich um meine Bekehrung und Hei-

---

[1]) Tit. 1, 16.

ligung, dann um die Gnade, daß Er mich in meinem kleinen Kreise sein Werk nicht zu sehr verderben lasse, sondern daß Er mich wenigstens zum Theil seine Absichten mit mir erreichen lasse und mir für das Uebrige Barmherzigkeit gewähre. Höre darum nicht auf, mit allem möglichen Eifer für das Heil der armen Chinesen zu beten; täglich stürzt eine unendliche Zahl in die Hölle. Aber beunruhige Dich nicht, welcher Personen und welcher Mittel Gott sich bedienen solle: die Schätze der Vorsehung enthalten unzähliche Hülfsmittel. Wenn wir Ihn um Regen für unsere Felder bitten, so bitten wir Ihn nicht, daß Er ihn ohne Wolken fallen lasse oder daß diese Wolken eher von einer als der andern Seite des Horizontes kommen möchten."

Man kann keine schönere und erhabenere Gesinnungen ausdrücken; man sieht da eine Seele, die nur die Ehre Gottes sucht und die sich selbst ganz vergisst.

Bei einer so tiefen Demuth, bei einem Herzen das so voll von Liebe zu Gott und dem Verlangen Christo nachzufolgen ist, konnte der Gehorsam Perboyre's nur vollkommen sein, und sein ganzes Leben gibt Zeugniß davon. Von seiner Kindheit an zeichnete er sich durch seine Gelehrigkeit aus und diese Verfassung wuchs während der ganzen Zeit, die er in der Genossenschaft verlebte. Er gab sich gänzlich der Leitung seiner Obern in Allem hin, was ihn betraf; er bekannte eine so grosse Ehrfurcht gegen sie, daß er nicht das geringste Wort des Murrens gegen sie gesagt hätte, was ihn auch immer betroffen hätte. Alles strebte zum Besßten in seinen Augen; die Verwaltung seiner Obern stellte ihm die Verwaltung Gottes selbst vor, und er hatte sich so sehr in der Unterwürfigkeit befestigt, daß er nach dem Beispiele seines göttlichen Meisters lieber das Leben verloren, als gegen den Gehorsam gefehlt hätte.

Vierzehntes Kapitel.

Armuth, Keuschheit, Bescheidenheit, Abtödtung und Geduld des ehrwürdigen Perboyre.

Die Armuth war Perboyre's Freude, weil Jesus Christus sie so sehr geliebt und seinen Jüngern empfohlen hatte. Da wir anderswo verschiedene Züge erzählt haben, welche zeigen, ein wie grosser Liebhaber dieser Tugend er war, so beschränken wir uns hier darauf, das anzuführen, was ein Missionar darüber sagte, der ihn gekannt hat, als er Novizenmeister war. „Reinlichkeit und Sinn für Ordnung herrschten in seinem Zimmer, seinen Kleidern und Allem was ihm gehörte, aber Alles war sehr arm. Man sah an den Wänden nur einige Bilder ohne Rahmen oder in Rahmen von schwarzem Holze, die unsern Herrn, die heilige Jungfrau, den heiligen Joseph und den heiligen Vincenz von Paul darstellten. Als Kunstgegenstände bemerkenswerthe Stiche, Bücher mit prächtigem Einbande hatten keinen Einlaß bei ihm. Er trug gewöhnlich in der Woche eine verschossene Soutane, die er im Kleider- oder Vorrathszimmer ausgesucht hatte; und nur der Gehorsam konnte ihn bestimmen, anders zu handeln. Neue Kleider gefielen ihm nicht und er gebrauchte sie nur an Sonn- und Festtagen und mit einem gewissen Schmerz. Er ließ nichts verderben, selbst nicht ein Stück weisses Papier; er wachte darüber, daß man sorgfältig die Kleider und Schuhe sammelte, die den Armen gegeben werden konnten, denen ebenso seine bescheidenen Hülfsmittel zu Gute kamen, wovon er für sich selbst nichts ausgab.“

Wenn er die Armuth in hoher Achtung hielt, so war er nicht weniger aufmerksam auf die Bewahrung des kostbaren Schatzes der Keuschheit. Die Gnade, die von seiner Kindheit an ihm die Liebe zu dieser Tugend eingeflösst hatte, bewahrte ihn später mitten unter den Gefahren wie sie Daniel in der Löwengrube und die drei hebräischen Knaben im Feuerofen beschützte. Er konnte ohne zu leiden nicht bloß kein Wort anhören, was auch noch so wenig unanständig war, sondern er wollte selbst nicht, daß man die Worte Reinheit und Keuschheit ausspreche, indem er mit dem heiligen Franz von Sales sagte, diese Tugend verliere schon, wenn sie genannt werde. Er hatte mit Personen des andern Geschlechtes nur die streng un-

entbehrlichen Verbindungen und sprach mit ihnen immer ernst und kurz. Ein Zug soll zeigen, wie weit er das Zartgefühl in diesem Punkte trieb. In der Zeit wo er seiner Familie einen Besuch machte, verlangte Eine seiner Schwestern, die in eine Genossenschaft einzutreten dachte, eine besondere Unterredung mit ihm, die ihr auch zugestanden wurde, allein er forderte, daß Einer seiner Brüder in einiger Entfernung im Zimmer bliebe. Dieser, der damals noch jung war, vergaß gar bald den Auftrag und verließ seinen Posten, was ihm eine Zurechtweisung von Seiten Perboyre's zuzog. Wer diese Vorsicht übertrieben findet, den erinnern wir an das Beispiel des heiligen Vincenz und mehrerer anderer Heiligen, die ein ausserordentliches Zartgefühl in Allem zeigten, was diese Tugend betraf.

Alle Welt war von der Sittsamkeit, die in seinem Gesichte und an seiner Person erglänzte, überrascht. Er hielt die Augen gesenkt und richtete sie nie auf die Personen, mit welchen er sprach. Auf der Strasse ging er schweigsam neben seinem Begleiter; wenn dieser das Wort an ihn richtete, so verschob er die Antwort auf einen andern Augenblick, und wenn er aus der Stadt oder ins Haus zurückgekehrt war, so sagte er zu ihm: „Sie haben mich das gefragt: ich habe daran gedacht," und dann beeilte er sich, ihn zu befriedigen.

Zu der Bescheidenheit Perboyre's muß man seine Liebe zur Abtödtung fügen. Obgleich er immer leidend war, so unterbrach er doch deshalb weder die Arbeit noch das Gebet. Er versagte seinen Augen tausend kleine unschuldige Befriedigungen, wie die Betrachtung einer Blume, einer reizenden Aussicht, eines Denkmals von reicher Architektur. Da er eines Tages mit einem andern Priester reiste, zeigte ihm dieser schöne Landschaften, merkwürdige Gebäude und suchte seine Neugierde oder Bewunderung zu erregen, allein seine Begeisterung erhielt von Perboyre kaum einige Blicke des Wohlgefallens, die ihn nicht von dem einzigen Gegenstande abzogen, mit dem sein Herz sich mit Freude beschäftigte. Wenn er saß, lehnte er sich nicht an den Rücken des Stuhles, kreuzte die Beine nicht und gestattete seinem Körper keine der geringen Erleichterungen, die man nicht als Sinnlichkeit ansieht. In Folge dieses Geistes der Abtödtung liebte er das Sprachzimmer nicht und ging nur aus Noth dahin; wenn ihn Jemand dahin rufen ließ, so begab er sich dahin, indem er sich unserm Herrn empfahl, hörte mit Wohlwollen, was man ihm zu sagen hatte, antwortete bescheiden,

begann keine Unterhaltung, die dem Gegenstande des Besuches fremd war, richtete immer einige Worte der Erbauung an den, der ihn besuchte und kehrte freudig in seine Zelle zurück.

Diese Tugend zeigte sich nicht weniger an ihm in den Unterhaltungen und Erholungen. „Er hatte, sagt Einer seiner Zöglinge des Noviziates, etwas von dem Stillschweigen des heiligen Joseph. Seine Unterhaltung war nicht hastig oder geräuschvoll, sondern sanft, angenehm und heiligend. Er stellte keine Behauptung auf, als nur um Gelegenheit zu geben, ein Wort der Erbauung zu sagen oder eine Seele mehr zu Gott hinzuziehen. Die Neugierde nach menschlichen Dingen war gänzlich in ihm erloschen; wenn man ihn fragte, gleichviel worüber, sammelte er sich bevor er antwortete, befragte Gott und bat Ihn, ihm einzugeben, was er sagen solle; dann gab er mit Sanftmuth und Güte eine immer weise und christliche Antwort. Wenn man auf etwas bestand, bewahrte er gewöhnlich ein bescheidenes Stillschweigen, aber er stritt nicht, erhob die Stimme nicht und suchte seine Meinung nicht geltend zu machen. Um eine Entscheidung zu geben, wandte er oft die Worte der heiligen Schrift an, wovon er voll war, und selbst wenn er seine eigenen Worte brauchte, so hatten sie ich weiß nicht was Göttliches, welches ihnen Salbung gab, sie angenehm machte und tief in die Seele dringen ließ; man war geneigt zu glauben, der heilige Geist gebe sie ihm ein und rede durch seinen Mund. Seine Unterhaltung, einfach und ungekünstelt, war viel mehr im Himmel, als auf der Erde und erhob die zum Himmlischen, welche ihn hörten. Wenn er sich einer Gruppe anschloß, so brachte er bald und natürlich die Unterhaltung auf göttliche Dinge. Wenn Jemand beharrlich von weltlichen Dingen sprach, so beobachtete er Stillschweigen und verschwand bald geräuschlos. Er hatte alle Gaben des heiligen Geistes empfangen; er war ein Seraph auf der Erde, bevor er es im Himmel wurde; er erschien und war wahrhaft in Gott versenkt mit Milde, ohne Zwang und wandelte immer in seiner heiligen Gegenwart."

Was seine Abtödtung bei den Mahlzeiten betrifft, so wollen wir noch Einen seiner frühern Novizen reden lassen. „Wenn man ihn im Speisesaale sah, so schloß man ohne Mühe, daß die Nothwendigkeit der einzige Beweggrund dieser Handlung war. Da einige Mitbrüder den Eindruck erzählten, den er auf sie gemacht, wenn sie am Tische aufwarteten, so begann ich ihn mit ganz besonderer Auf-

merksamkeit zu betrachten, wenn die Reihe des Aufwartens an mich kam; und indem ich ihn beobachtete, erinnerte ich mich folgender Stelle des heiligen Bernhard, die er in einer Unterhaltung angeführt hatte: „Gehen wir zum Mittagmahl wie zu einer Strafe und zum Abendessen wie zu einer Arznei.“ Seine Haltung, der Ausdruck seines Gesichtes zeigten klar, wie sehr seine Gesinnungen mit dem Gedanken des heiligen Abtes von Clairvaux übereinstimmten. Obwol er grosse Sorge trug, jede Sonderbarkeit zu vermeiden und seine Abtödtungen zu verbergen, so überraschte man ihn doch mehreremale wie er ein gewisses Pulver in die Speisen warf, um ihnen einen bittern und unangenehmen Geschmack zu geben. Wenn eine Schüssel gut zubereitet schien, so nahm er nur einen kleinen Theil heraus, bestreute ihn mit Salz, rührte ihn einige Zeit auf seinem Teller herum und aß ihn langsam, um seine Bitterkeit besser zu schmecken. Seine Abtödtung war so groß, daß man erstaunt war, wie er mit so wenig Nahrung leben könne und auch diese kleine Erfrischung gewährte er sich nur mit Seufzen und Bedauern.“

Obgleich er gewöhnlich schwach und in einem beinahe kränklichen Zustande war, so sah man ihn niemals den Heilmitteln nachlaufen, noch alle die kleinen Sorgen anwenden, worauf wenig abgetödtete Personen studiren und achten. In seinen Krankheiten nahm er die Heilmittel, die man ihm gab und ließ sich behandeln, wie man wollte. Während des letzten Winters, den er in Paris zubrachte und der sehr strenge war, beobachtete Einer seiner Novizen ihn genauer, um zu sehen, wie er sich benehme. „Er machte es aber nach seiner Gewohnheit, sagte dieser Novize, ohne sich um die Kälte zu kümmern und ohne zu suchen, sich zu wärmen. Da ich ihn bedauerte, ging ich zu dem, der mit der Sorge für das Materielle des Hauses beauftragt war und bat ihn, in seinem Zimmer Feuer anzünden zu lassen. Die Sache wurde schleunig ausgeführt und Perboyre ließ es zu; aber er gab so wenig darauf, daß sein schlechter Ofen nie gut brannte; er wurde davon eingeräuchert ohne warm zu werden, und wenn kein Anderer dafür sorgte, so unterließ er Alles, um mehr nach seiner Neigung dem Gebete obzuliegen und eine so kostbare Zeit nicht zu verlieren.“

Nicht zufrieden, seinen Leib leiden zu lassen, widmete er sich besonders der innern Abtödtung. Man kann über die Fortschritte, die er darin gemacht, aus folgenden Einzelheiten urtheilen, welche

ein Anderer seiner Novizen angab. Mich hat an diesem heiligen Mitbruder am meisten die Herrschaft überrascht, die er immer über sich selbst, über seine Sinne und alle Regungen der Natur zu üben schien. Alles in seinem Aeussern, in seinem Blick, in seinem Gange, seiner Haltung, seinen Unterhaltungen, dem Tone seiner Stimme verkündigte einen sich selbst gänzlich abgestorbenen und fortwährend mit Gott vereinigten Menschen. Es ist mir oft geschehen, daß ich ihn mit neugieriger Aufmerksamkeit betrachtete, seine geringsten Bewegungen untersuchte, die Beweggründe seines Benehmens erforschte, und es ist mir nie gelungen, an ihm das geringste Anzeichen der Eigensucht, der eiteln Selbstgefälligkeit oder Ungeduld zu erspähen. Meine Aufmerksamkeit verdoppelte sich, wenn man ihm irgend Lob spendete oder wenn er ein Zeichen der Ehrfurcht empfing; allein ich habe beständig bemerkt, daß Alles das keinen Eindruck auf ihn machte und daß es schien, er habe bei diesen Gelegenheiten nichts zu bekämpfen. Man kann darüber dasselbe sagen bei unangenehmen Vorfällen, bei Sticheleien und Scherzen; seine Ruhe, seine Heiterkeit, sein Selbstvergessen verläugnete sich nie. Mochte die Sache der Natur hart oder schmeichelhaft sein, sie bewegte ihn nicht mehr, als wenn es sich um etwas gehandelt hätte, das ihn nicht kümmerte."

Beschliessen wir dieses Kapitel mit einem Zuge der Geduld des Dieners Gottes. Er war nach Carcassonne gegangen in der Meinung, einige Tage bei seinen Mitbrüdern zuzubringen, die das höhere Seminar dieser Stadt leiteten. Er kam dort gegen Mitternacht an, in Begleitung eines Missionars der sonst mit guten Eigenschaften begabt, nicht so viele Geduld hatte, als er. Als sie aus dem Wagen stiegen, drohte das Wetter einen Sturm, und in der That wurden sie während ihres Ganges nach dem Seminar von einem sehr heftigen Regen überfallen. An der Pforte angelangt, hatten sie unendliche Mühe, den Pförtner zu wecken, der ruhig schlief, während der Regen sie durchnässte. Der Pförtner zeigte sich endlich, aber sei es, daß er noch halb im Schlafe war, oder daß die Finsterniß ihn verhinderte, die zu unterscheiden, welche er vor sich hatte, er erkannte sie nicht als Priester; er bildete sich ein, es wären Nachtstreicher oder Vagabunden, die sich auf seine Kosten belustigen wollten; und ohne sich die Mühe zu geben, zu untersuchen, ob er sich täusche oder nicht, ließ er sie auf der Strasse und ging wieder zu Bette. Während dieses Auftrittes sagte Perboyre kein Wort und wünschte sich Glück, daß er etwas zu leiden habe; sein

Reisegefährte aber, dessen Charakter sehr lebhaft war, gab sich mit mehr Kraft an's Klopfen und Läuten. Perboyre ermahnte ihn zur Geduld, aber umsonst, denn sein Mitbruder war nicht so bereit wie er, die Nacht in stürmendem Regen zuzubringen, der schon alle ihre Kleider durchnässt hatte. Endlich erwachte einer der Direktoren, dessen Zimmer auf die Strasse ging, kam an's Fenster, um zu erfahren, was es gäbe und da er die Reisenden erkannte, beeilte er sich, sie einzulassen. Der Gefährte Perboyre's hatte grosse Lust, den Pförtner auszuzanken; allein dieser fand, wie man nicht zweifelt, einen Fürsprecher, der sich seiner Sache annahm und einen Verweis von ihm abwandte.

Fünfzehntes Kapitel.

Seine Klugheit, seine Einfalt und seine Treue in der Erfüllung seiner Standespflichten.

„Die Klugheit ist die Wissenschaft der Heiligen;" Perboyre besaß sie in einem hohen Grade. Er bekleidete verschiedene Aemter, die ihm anvertraut wurden, mit einer Weisheit, wegen der ihn Alle bewunderten, die mit ihm zusammen lebten. Er war nicht hastig in seinen Handlungen. Bevor er sie unternahm, befragte er Gott und wurde nicht müde, seinen Willen zu erforschen, bis er sich ihm klar angezeigt hatte. Es war nicht nothwendig, lange mit ihm umzugehen, um sich zu überzeugen, daß er sich von dieser Uebung nie entfernte. Oft sah man ihn die Entschliessungen, um die er befragt worden, auf den folgenden Tag und selbst auf eine entferntere Zeit verschieben, um Musse zu haben, sie mit Gott zu überlegen. „Bevor man handelt, wiederholte er oft, muß man unsern Herrn befragen, der der grosse Meister der Wissenschaft ist und zu Ihm mit demüthigem Vertrauen sagen: Herr, was willst Du, daß ich thue? was willst Du, daß ich sage? was willst Du, daß ich rathe? Wenn wir treuer wären, Ihn zu befragen, so würde Er nicht ermangeln, uns mit seinem göttlichen Lichte aufzuklären und wir würden viele Fehler vermeiden." Wenn man ihn um seine Meinung fragte, so verfehlte er nie, nach dem Beispiele des heiligen Vincenz von Paul, sein Herz zu Gott zu erheben mit der Bitte, ihn zu

erleuchten. In den Rathschlägen die er gab, suchte er, fern von allen Berechnungen menschlicher Klugheit, einzig die Sache Gottes und der Personen, die sich an ihn wandten. Eine grosse Zahl von ihnen, die sich gelehrig zeigten, auf ihn zu hören, hatten sich in der Folge Glück zu wünschen, daß sie das Widerstreben überwunden, welches sie dabei fühlten und auf ihre eigene Einsicht verzichtet hatten, die sie antrieb, anders zu handeln; die Erfahrung hat ihnen gezeigt, wie richtig sein Blick war.

Die Klugheit muß immer von der Einfalt begleitet sein, wie unser Herr es uns empfiehlt, [1]) und das zeichnete auch Perboyre aus. Er hatte die Aufrichtigkeit und Frische der Jugend so wohl erhalten, daß man an ihm nie den Schatten einer Verstellung hat bemerken können, und durch diese kostbare Eigenschaft hatte er sich das innige und rückhaltslose Vertrauen aller derer erworben, die ihn kannten. In der Nachfolge seines göttlichen Lehrers gefiel er sich besonders bei Kindern und armen Landleuten, welche ihrerseits ein ganz besonderes Vergnügen empfanden, mit ihm umzugehen, weil seine Einfalt sie vollkommen ungezwungen machte. Als er das geistliche Erziehungshaus von Saint-Flour verließ, sagten die Aeltern der Zöglinge: „Wie schade, daß wir ihn verloren haben! man konnte so gut mit ihm verhandeln!" Er verabscheute Alles, was nach Stolz, Herrschsucht und gekünsteltem Wesen schmeckte. Er war einfach in seiner Einrichtung, in seinen Gebärden, in seiner Sprache. Man findet den Ausdruck dieser Tugend in allen seinen Briefen, besonders in denen, die an Eine seiner Schwestern gerichtet waren, die er aus der Taufe gehoben hatte, und die damals Tochter der christlichen Liebe war. Er schrieb ihr:

„Meine theuerste Schwester!

„Unsere Brüder haben schon mehrere Briefe von mir erhalten, und Du nicht das kleinste Blättchen. Aber tröste Dich, mein liebes Töchterchen, jetzt ist die Reihe an Dir, und diesesmal bekommst Du Alles und sie nichts. In dem Augenblicke, wo ich Dir schreibe, kannst Du Nachrichten von mir haben durch den Brief, den ich an Jakob von Batavia aus schrieb, in den ersten Tagen des Juli. Du wirst gesehen haben, daß unsere Reise glücklich gewesen, Dank der barmherzigen Vorsehung unseres Herrn und dem Schutze seiner

---

[1]) Matth. 10, 16.

heiligen Mutter. Ungeachtet Deiner Furcht bin ich gesund und wohl bis nach China gekommen, und was noch mehr ist, ich befinde mich besser als bei meiner Abreise aus Frankreich. Jetzt musst Du Gott danken für unsere gute Fahrt mit ebensoviel Inbrunst, als Du darangesetzt hast, ihn darum zu bitten. Vor fast zwei und einem halben Monate sind wir in Macao angekommen und unsere Gesundheit ist immer sehr gut. Wir haben wieder Kinder werden müssen und uns wieder an das A, B, C geben, oder vielmehr es gibt weder A noch B, noch irgend einen Buchstaben des Alphabets in der chinesischen Sprache, die darum nicht weniger schwer zu lernen ist. Wenn wir sie ein wenig ordentlich verstehen, so wollen wir uns ihrer bedienen, um dem Satan den Krieg zu erklären in dem weiten chinesischen Reiche, wo noch so viele Millionen Ungläubige sind. Dann besonders, ich hoffe es, wirst Du für mich beten, daß unser Herr mir die Gnade gebe, wirksam an der Ausbreitung seines Reiches in den Seelen zu arbeiten und zugleich mich selbst ein wenig zu heiligen. Ich dränge nicht sehr darauf, weil ich denke, Du wirst Alles thun, was Du kannst und Du wirst selbst die Almosensammlerin bei Denen machen, die reich an Eifer und Inbrunst sind. Wenn Du diese doppelte Aufgabe gut vollbracht hast, so halte Dich in Betreff meiner vollkommen ruhig, ohne Dich weder wegen meiner Gesundheit, noch wegen meiner Gefahren zu quälen; bilde Dir nicht ein, daß jeden Augenblick alle Chinesen mir auf den Fersen seien und nur daran dächten, mich zu verderben. Sie sind Menschen, die ich weit mehr liebe, als fürchte. Ich versichere Dir, daß ich selbst den Kaiser oder seine Mandarinen oder seine Häscher nicht fürchte. Doch habe ich in diesem Lande einen eigenen Feind, vor dem ich mich sehr hüten muß. Dieser ist wahrhaft zu fürchten: es ist der schlimmste Kerl den ich kenne; er ist kein Chinese, sondern ein Europäer. Er wurde in seiner Kindheit getauft und später zum Priester geweiht. Er ist aus Frankreich mit uns auf demselben Schiffe nach China gekommen. Ich kann nicht daran zweifeln, daß er mir überallhin folgt und er wird gewiß meinen Untergang herbeiführen, wenn ich das Unglück habe, allein in seine Hände zu fallen. Ich nenne ihn Dir nicht, denn Du kennst ihn. Wenn Du seine Bekehrung erlangen könntest, so würdest Du ihm einen grossen Dienst erzeigen und Dein Bruder verdankte Dir sein Glück."

„Du denkst wohl, meine liebe Schwester, daß ich Dich nicht

vergessen habe und daß ich Dich oft unserm Herrn empfehle, besonders im heiligen Meßopfer. Ich war bei unserer Trennung nicht minder ergriffen als Du. Aber man muß wol einige Opfer für den bringen, der für uns gestorben ist und der die so reich belohnen wird, die seines Dienstes wegen Alles verlassen. Was mich tröstet, wenn ich Dich so fern von mir sehe, ist das Vertrauen, welches ich habe, daß Du immer eine würdige Tochter der christlichen Liebe sein wirst durch Deine Demuth und Einfalt, durch Deinen Gehorsam gegen Deine Obern, durch Deine Frömmigkeit und Deine Inbrunst in den geistlichen Uebungen, Deinen Eifer und Deine Geduld im Dienste der Armen. Dein Beruf ist so schön! Allein man muß durchaus seinen Geist haben und deswegen unsern Herrn oft darum bitten, der mehr verlangt, ihn Dir zu geben, als Du verlangen kannst ihn zu empfangen."

„Da ich diesesmal nicht an unsere Aeltern schreibe, so überlasse ich Dir die Sorge und das Vergnügen, ihnen Nachricht von mir zu geben. Sage ihnen, daß ich sie von ganzem Herzen umarme. Ich wünsche, daß sie ebenso zufrieden seien und sich eben so wohl befinden, wie ich es bin."

Perboyre bemühte sich nicht weniger, mit Eifer und Pünktlichkeit alle seine Standespflichten zu erfüllen. Er liebte seinen Beruf ohne Maß; er betrachtete es als eine der grössten Gnaden, die er von Gott empfangen habe, daß er in die kleine Gesellschaft berufen worden und er konnte sich kein grösseres Unglück denken als das eines Missionars, der dahin kommt, ihn zu verlassen. Er hätte sich gerne für die Genossenschaft geopfert, an welcher er nach seinem eigenen Ausdrucke von Grund seines Herzens hing. Er konnte die grossen Mittel zur Heiligung nicht betrachten, die er darin fand, ohne sich von Freude und Dankbarkeit durchdrungen zu fühlen. Er unterhielt sich gerne über sein Glück mit seinen Mitbrüdern und ermunterte sie durch seine Reden, der Heiligkeit ihres Standes gemäß zu leben; aber wir müssen hier wiederholen, was wir anderswo gesagt haben; sein Beispiel predigte noch wirksamer als seine Worte; sie boten das treue Bild dessen, was ein guter Missionar sein soll.

Eine seiner süssesten Freuden während er in China lebte, war es, von seinen Mitbrüdern Briefe zu empfangen, worin von den Segnungen die Rede war, welche Gott über die Gesellschaft ergoß. Man kann sich davon überzeugen, wenn man folgende Antwort liest, die an einen Priester des pariser Hauses gerichtet ist:

„Mein Herr und theuerster Mitbruder!

„Die Gnade unseres Herrn sei mit uns immerdar.“

„Der liebe Brief, den Sie die Güte hatten, mir im vorigen Jahre, im Monat Februar zu schreiben, ist mir dieses Jahr im Monat Juli zugekommen. Es ist mir nicht möglich, Ihnen all das Vergnügen und die Erbauung auszudrücken, die er mir bereitet hat. Von Anfang bis zu Ende entströmt ihm der Geruch heiliger Einfalt. Das ist der Wohlgeruch der gesegneten Genossenschaft, die Gott des heiligen Vincenz mehr und mehr würdig zu machen beliebt. Sie haben die Aufmerksamkeit gehabt, mir im Einzeln von den jungen Mitbrüdern zu reden, die ich im Seminar gekannt habe, wo sie mich mit so viel Liebe ertrugen. Das Gemälde, das Sie mir von ihren Arbeiten und Erfolgen machen, kommt ganz passend, dasjenige ihres erbaulichen Beispieles zu vervollständigen, welches ich wie einen Schatz im Herzen bewahre. Bei dieser Gelegenheit unterlassen Sie nicht, wenn es Ihnen gefällig ist, mich ihren Gebeten zu empfehlen, deren ich gar sehr bedarf. Auf die Ihrigen, mein lieber Mitbruder, rechne ich immer mehr als auf die meinigen. Ich rechne auch nicht wenig auf die des Herrn Lego, der also noch ein Zeichen des Interesses an dem Letzten aller Menschen geben will. Ich bitte Sie, mich ihm und Allen denen zu empfehlen, die die Liebe haben, mich mit ihrem Andenken und besonders mit einem Antheil an ihren Gebeten zu beehren.“

„Ich bin, u. s. w.“

Er hatte eine kindliche Zärtlichkeit gegen den heiligen Vincenz und konnte nicht an ihn denken oder von ihm reden, ohne sich von Liebe und Verehrung durchdrungen zu fühlen. Er las oft sein Leben sowie die Konferenzen, die er den ersten Missionaren hielt und die voll des Geistes Jesu Christi sind. Die Einrichtungen, welche dieser grosse Heilige seinen Kindern gegeben, waren sein beständiges Studium; er wurde nicht müde, dieses Meisterstück von Frömmigkeit, Klugheit, ganz göttlicher Weisheit zu bewundern und sein Betragen stellte so gut die himmlischen Unterweisungen dar, die darin enthalten sind, daß sein Leben nichts anderes ist, als die in Ausübung gebrachten Einrichtungen des heiligen Vincenz. Er dachte, die Missionare hätten nicht nöthig, anderswo Mittel zur Vollkommenheit zu suchen,

weil sie Alles, was sie in diesem Bezuge wünschen könnten, in dem Leben und den Schriften ihres seligen Stifters fänden. Gerade als er sich zur Abreise nach China rüstete, besuchte ihn seine Schwester Antoinette, Tochter der christlichen Liebe, die damals in Paris wohnte, und bat ihn, ihr schriftlich die Rathschläge zu geben, die er für sie nützlich hielte. Obgleich ihm nicht unbewusst war, wie glücklich er sie machen würde, wenn er ihrer Bitte nachgäbe, begnügte er sich doch zu antworten: „Du hast Deine heiligen Regeln, die Konferenzen und das Leben des heiligen Vincenz, das genüge Dir, Du hast nichts anderes zu thun.“ Als die Stunde der Trennung kam und er sie unter der Last des Opfers, welches Gott von ihr forderte, niedergedrückt sah, führte er sie in die Kapelle vor die kostbaren Ueberreste des heiligen Vincenz und sagte ihr: „Du darfst den Bruder nicht so sehr bedauern, da Du den Vater so nahe hast.“

Einer seiner Zöglinge des Noviziates drückte sich über ihn folgendermassen aus:

„Der heilige Direktor, den die Vorsehung mir gegeben hatte, flösste mir die höchste Achtung, die lebhafteste Neigung, das vollste Vertrauen ein. Alles fesselte mich an ihn, seine ungemeine Frömmigkeit, die Kraft seines Verstandes, das Wissen, welches ich an ihm zu erkennen glaubte und eine Vereinigung von Tugenden, die ich nicht genug bewundern konnte. Ich betrachtete in seiner Person ein Vorbild, das uns vor Augen gestellt war; ich fand in seinem Benehmen immer die lebendige und vollkommene Erklärung seiner Lehren über den Geist und die Tugenden des wahren Missionars. Er machte, daß ich meinen Beruf liebte. Was mir bei dieser Vereinigung, woran nichts fehlte, am bemerkenswerthesten schien, war das rechte Maß, in welchem sich alle Eigenschaften begegneten, die zu seiner Bildung beitrugen. Daß sich unter diese Eigenschaften Ueberreste unserer angeborenen Gebrechlichkeit mischten, welche die Heiligen selbst nie ganz ablegen, will ich nicht abstreiten; allein es wäre mir schwer zu sagen, worin ich sie hätte erkennen können. Ja, Perboyre war ein heiliger Missionar, ein Heiliger nach dem Vorbilde und dem Geiste unseres seligen Vaters gebildet; bei ihm waren es gewöhnliche, bescheidene Tugenden ohne Aufsehen, aber in einem wenig gewöhnlichen Grade. Eine beständige Gleichheit des Charakters, die Anmuth und Güte des Benehmens vervollständigten das treue Bild des heiligen Vincenz, indem sie es nach Aussen darstellten.“

Sechszehntes Kapitel.

Beschaffenheit des Körpers, des Geistes und Herzens des ehrwürdigen Perboyre.

Perboyre war von kleinem Wuchs, aber wohlgestaltet. Er hatte blonde Haare, ein blühendes Gesicht, lebhafte und glänzende Augen, einen etwas grossen Mund, beständig lächelnde Lippen; aber er war von schwacher und zarter Natur. Englische Reinigkeit und liebenswürdige Einfalt malten sich in seinen Blicken. Man las in seinem Gesichte eine Fülle von Unschuld und Glück, welche eine schöne Seele ankündigten. Alle Tugenden spiegelten sich in seinem Aeussern ab, und dieses war nur der Ausdruck der Sanftmuth, Demuth, Sammlung, Frömmigkeit und Religion.

Seine Geistesfähigkeiten hat man würdigen können, indem man sah, mit welcher Schnelligkeit und welchen Erfolgen er alle seine Klassen durchmachte. Mit einem kräftigen, verständigen, durchdringenden Geiste begabt, mit welchem sich erhabene Ideen vereinigten, erwog er Alles in seinem Ursprunge und ging immer auf dem geradesten Wege auf das Ziel los. Was er auch zu studiren unternahm, er verließ es nicht, bis er es vollkommen begriffen hatte, und ein glückliches Gedächtniß ließ ihn nichts von dem verlieren, was er einmal gelernt hatte. Er hätte sehr gelehrt erscheinen können, wenn er gewollt hätte; allein anstatt das Ohr den Einflüsterungen der Eigenliebe zu bieten, ließ er sein Glück darin bestehen, unbekannt zu sein; und er war so fern davon, sich einzubilden, daß er damit ein Opfer brächte, daß er im Gegentheil über den Gedanken sehr erstaunt war, ihn um Rath zu fragen. „Der Zug seines Geistes trieb ihn, sagt Einer seiner Zöglinge des Noviziates, den Grund und den Sinn der geistlichen Grundsätze und der frommen Uebungen in den Tiefen der dogmatischen Wahrheiten zu suchen. Er hatte auch eine besondere Neigung für die grossen Meister, für den heiligen Thomas und den heiligen Bonaventura. Ollier gefiel ihm auch sehr und er rieth seine Lesung an. Jedoch begriff er, daß Gott den Geschmack und die Einsicht in das Uebernatürliche den demüthigen und im Glauben wahrhaft einfältigen Seelen aufbehalte, und das brachte, wenn ich mich nicht täusche, im Innersten seines Herzens den starken Widerwillen hervor, den er lange Zeit

gegen die kartesianische Philosophie zeigte, die zu stolz sei, sagte er, um wahr zu sein... Diese verschiedenen Eigenschaften des Geistes zeigten sich in der Sprache Perboyre's: sein sinnvolles Wort verkündigte häufig Ideen von hohem Flug; es drückte immer tüchtiges Wissen aus; frei von Ungenauigkeit und schlechtem Geschmack, war es nicht weniger entfernt von allem Gesuchten,, es hatte die wahre, die rechte Einfalt. Zuweilen, es ist wahr, fehlte ihm ein wenig Wärme und Leben, allein das lag hauptsächlich am Temparament, das sich weigerte, die Kraft und Lebhaftigkeit der Eindrücke wiederzugeben, wovon man ihn sonst ganz erfüllt sah."

Obgleich Perboyre von Natur schüchtern schien, so entfaltete er doch eine grosse Charakterstärke, wenn es sich um den Dienst Gottes handelte. Er war voll Herablassung für Jeden, aber keine menschliche Erwägung konnte ihn um eine Linie abweichen machen, wenn sein Gewissen ihn anhielt, daß er sich fest und unerschütterlich zeigen müsse. Er hatte ein edles und edelmüthiges Herz und in diesem Herzen war nur Platz für die Liebe Gottes, die Wahrheit und seine Pflichten. Er wollte heilig werden; daran arbeitete er sein ganzes Leben mit Eifer und unermüdlicher Standhaftigkeit; und in dieser täglichen Arbeit musste er viele Kämpfe bestehen, sich viele Opfer auferlegen, sich viele Gewalt anthun; denn er fühlte in sich wie der Apostel das Gesetz der Sünde, das der Herrschaft Gottes widerstrebte.[1]) Wenn man ihn immer so ruhig, so gesammelt, so bereit für alles Vollkommene sah, dachten Viele die Tugend wäre ihm gleichsam natürlich; sie wussten nicht, daß er nur dadurch zu einer so grossen Vollkommenheit gelangt ist, weil er nie aufgehört hat, alles Ungeordnete in den menschlichen Neigungen zu bekämpfen. „Bei unserm Hange zum Bösen, sagte er, ist das System der Nachgiebigkeit sehr gefährlich; wir müssen festhalten gegen die Natur und ihr nichts zugestehen."

Noch ganz jung fühlte er sein Herz gerührt von den Reizen der göttlichen Weisheit, in Vergleich zu welcher Glück, Vergnügen und Ehren der Erde in seinen Augen nichts mehr waren. Sie entwickelte sich in ihm wie eine Blume sich aufschliesst unter dem sanften Einflusse der Sonnenstralen, und trug Früchte, deren Reife die gewöhnliche Jahreszeit nicht erwartet hatte. Darum hinterließ er auch auf seinen Schritten einen Wohlgeruch der Heiligkeit, welcher

---

[1]) Röm. 7, 23.

Freude in alle Seelen ergoß, sie erfrischte und das Verlangen einflößte, sich enger an Gott anzuschliessen. Er sprach wenig, allein an ihm sprach Alles, erbaute Alles, trug Alles bei, ihn als einen Heiligen zu betrachten, und dieses Urtheil fällten Alle, die ihn gekannt haben. „Ich habe mich oft gefragt, sagt Einer seiner Bewunderer, welches seine herrschende Tugend sei, und ich habe mir nicht antworten können, weil er sie Alle in einem hervorragenden Grade besaß, ohne daß Eine die Andere hinderte, so wohlgeordnet waren sie. Er strebte so grade nach Gott, er war so wahr in Allem, seine Worte und Handlungen stimmten so sehr zu dem, was er im Herzen hatte, daß man bei seinem Anblick der Einfalt die erste Stelle unter seinen Tugenden hätte einräumen mögen. Er glich andern Menschen nicht, die in einer einzigen Person mehrere Persönlichkeiten vereinigen, eine ernstere und strengere für die Geschäfte, eine leichtfertigere und zerstreutere in den Erholungen, eine bescheidenere und gesammeltere in dem Gebete. In ihm war nur eine Persönlichkeit, immer dieselbe, ohne je von der Freude zur Traurigkeit, von der Zerstreuung zur Sammlung, von der Lebhaftigkeit zum Schmerz überzugehen. Man war immer sicher, an ihm denselben Charakter zu finden, sanft, gut, besonders liebevoll, gerne lächelnd, nie laut auf lachend, nie Jemand tadelnd, und vom Nächsten nur redend, wenn er Gutes von ihm sagen konnte."

Es genügte, ihn zum Erstenmale zu sehen, um sich eine hohe Meinung von seiner Heiligkeit zu machen und der Eindruck, den er Anfangs hervorbrachte, änderte sich in nichts bei fortgesetztem und vertrauterem Umgange, der sich zwischen ihm und Personen seiner Bekanntschaft entspann. Man konnte ihn nicht in der Nähe beobachten und erforschen, ohne in ihm eine überraschende Sammlung von Tugenden zu entdecken, und diese Entdeckung vermehrte die Achtung und Verehrung, die er einflößte. Aber nach dem Beispiele der Tochter des Königs blieb seine ganze Herrlichkeit in seinem Innern verborgen.[1]) Einer seiner Professoren, der ihn mehrere Jahre unter seinen Augen hatte, erkannte, daß in dem Alter, wo die Jugend zerstreuter ist, seine Seele schon innig mit Gott vereinigt und gleichsam in ihn zerschmolzen war. Moses hatte in der Wüste dem Herrn ein Zelt erbaut, das äusserlich wegen der Thierhäute, mit denen es bedeckt war, verächtlich erschien; allein das

---

[1]) Psalm 44, 14.

Innere hatte grossen Werth wegen des Goldes und der kostbaren Steine, die es verzierten. Ebenso hatte Perboyre im Stillschweigen und der Sammlung seine Seele mit allen Schätzen der Tugenden bereichert und sie bereitet, ein Zelt Gottes zu werden, zu einem Orte seiner Ruhe und Freude. „Sein Leben, sagte ein Missionar, war nur ein gewöhnliches, aber mit allen Gnaden des neuen Lebens. Aeusserlich war er wie Einer von uns, denn er floh mit Abscheu die Sonderlichkeit. Ich habe ihn studirt, ich habe ihn in der Nähe beobachtet; ich habe selbst lange Zeit alle Geheimnisse seines Herzens gekannt, und sage von ihm ohne Umstände; „Alle seine Herrlichkeit ist eine innere."

Dieses innere Leben schöpfte er bei unserm Herrn, der die Quelle aller Gnade und das Muster aller Vollkommenheit ist. Er beschränkte sich nicht auf die Betrachtung der Lehren und Handlungen Jesu Christi; er drang in sein göttliches Herz ein, um diesen tiefen Abgrund der Demuth, der Sanftmuth, der Liebe, des Gehorsams und aller Tugenden zu betrachten. Er suchte sich Rechenschaft von den Gründen zu geben, die Ihn während seiner sterblichen Laufbahn hatten handeln lassen, um sich damit zu durchdringen und sein Leben sozusagen seinem anbetungswürdigen Vorbilde nachzuzeichnen.

Ein Priester, der mehrere Jahre Umgang mit ihm hatte, fragte ihn um das Mittel, innerlich zu werden. Er antwortete ihm: „Sie haben nur darauf acht zu geben, was Sie täglich beim Beten des apostolischen Glaubensbekenntnisses sagen und es in Ausführung zu bringen. Wir finden in dem Glaubensbekenntnisse alle Zustände, welche wir durchmachen müssen, um zu diesem Leben zu gelangen." — „Ich gestehe Ihnen, erwiederte der Priester, ich habe nichts Aehnliches in dem Glaubenbekenntnisse bemerkt; ich würde Ihnen sehr dankbar dafür sein, wenn Sie mir Ihre Gedanken darüber auseinandersetzen wollten." Darüber machte ihm Perboyre ungefähr die folgenden Bemerkungen: „Unser Herr ist das Vorbild des neuen Menschen, den wir zu bilden uns bemühen sollen. Um zum innern Leben zu gelangen, müssen wir die verschiedenen Zustände durchmachen, die Er selbst durchgemacht hat. So sagen Sie im Glaubensbekenntnisse, Jesus Christus sei vom heiligen Geiste empfangen worden; nun, der heilige Geist muß auch in Ihnen den neuen Menschen bilden. Sie müssen sich also in häufigen und inbrünstigen Anmuthungen an Ihn wenden, weil Sie ohne Ihn immer in

Ihrem ersten Zustande bleiben. Sie sagen dann, Jesus Christus sei geboren von der seligsten Jungfrau Maria; Maria muß also auch Sie in ihrem Schose tragen und Ihnen ein neues Leben geben; wenden Sie sich also an sie und bitten sie oft, Sie durch die Mitwirkung des heiligen Geistes dem Bilde ihres göttlichen Sohnes nachzubilden. Jesus Christus hat unter Pontius Pilatus gelitten: Sie müssen alle Arten Prüfungen leiden wie Er; nur durch Leiden, Abtödtungen und Geduld können Sie den alten Menschen ertödten. Jesus Christus ist gekreuzigt worden; Sie müssen auch Ihr Fleisch, Ihren Geschmack und Ihre Neigungen kreuzigen, damit Sie mit dem Apostel sagen können: „Ich bin mit Christus an's Kreuz geheftet;“ [1]) das ist noch nicht Alles. Jesus Christus ist gestorben; Sie müssen auch der Welt und sich selbst sterben; nach seinem Beispiele müssen Sie gleichsam begraben werden in die Dunkelheit des Grabes durch die Demuth, das verborgene Leben, die Geringschätzung Ihrer selbst. Wie aber Jesus Christus nach seinem Tode auferstanden und gegen Himmel gefahren ist, so müssen Sie wahrhaft auferstehen und ein ganz himmlischer Mensch werden.“ Darauf verbreitete er sich weitläufig über die Beziehungen, welche das Leben des Priesters mit dem des auferstandenen und verherrlichten Christus haben müsse und machte die interessantesten Bemerkungen über diesen Gegenstand; aber der Priester, der ihn hörte, konnte sie nicht genau genug im Gedächtnisse behalten, daß wir sie in diesem Buche wiedergeben könnten.

Wenn Perboyre wunderbar über die Vortheile des innern Lebens und die Mittel dazu zu gelangen, sprach, so begriff man, wenn man ihn sah, viel besser die Gnaden, die Schätze, die Tröstungen, welche dieses Leben enthält und man fühlte sich mit glühenderem Eifer angetrieben, es zu erwerben. Er bemühte sich fortwährend, Jesu Christo nachzuahmen, in dem die Fülle der Tugenden wohnt; ihm war es nicht genug, einen Zug dieses göttlichen Vorbildes wiederzugeben; er hatte den heiligen Ehrgeiz, Ihn ganz darzustellen, um das in Ausübung zu bringen, was der heilige Apostel Paulus den Kolossern empfiehlt: „Wandelt auf den Wegen Jesu Christi unseres Herrn, wie ihr es gelernt habt, eingewurzelt und erbaut auf Ihn, indem ihr euch bestärkt in dem Glauben, der euch ist gelehrt worden

[1]) Gal. 2, 19.

und mehr und mehr in Ihm wachset durch neue Danksagung.“ [1])

Unsere Aufgabe ist vollendet. Indem wir es übernahmen, diese Geschichte zu schreiben, haben wir uns einzig vorgesetzt, zu zeigen, wie der ehrwürdige Perboyre ein gelehriges Werkzeug in der Hand Gottes gewesen, mit welcher beharrlichen Treue er sich bemüht, Jesu Christo nachzuahmen und zu welch hohem Grade der Tugend er sich durch seine edelmüthige Mitwirkung mit den Gnaden Gottes erhoben. Und möge jetzt der Herr sich würdigen, denen, welche diese Blätter lesen, zu verleihen, daß sie von hochherzigem Wetteifer beseelt würden, sich durch das Beispiel des heldenmüthigen Glaubensbekenners zu ermuthigen und künftig kein anderes Verlangen zu haben, als Jesus Christus zu erkennen und nachzuahmen, dem sei alle Ehre, alles Lob und alle Liebe in der Zeit und in der Ewigkeit!

---

[1]) Kol. 2, 6. 7.

Anhang.

Kurze Geschichte

des

Wirkens der Lazaristenmissionare in China

nach den besten, zum Theile noch unbenützten Quellen bearbeitet

von dem

Uebersetzer.

Geschichte der Genossenschaft der Mission vom heiligen Vincenz von Paul in China.

Erstes Kapitel.

Ihre Anfänge bis zur Ankunft des ehrwürdigen Perboyre in China.

Wir haben gedacht, es würde unsern freundlichen Lesern, deren Theilnahme uns bis hieher begleitet hat, nicht unangenehm sein, wenn wir ihnen in kurzen Zügen einen Ueberblick der Arbeiten vorlegten, welche Gott der Herr der kleinen Genossenschaft der Mission in seinem Weinberge in der Kirche von China übertragen hat, besonders in diesem Augenblicke, wo wir mit Grund hoffen dürfen, daß Er in diesem fremden, heidnischen Lande seine Kirche trösten wird über die Leiden, unter welchen sie in Europa, besonders in Italien von Seiten eines entarteten Sohnes seufzt, der es gewagt hat, seine frevelnde Hand an das Erbe des heiligen Petrus zu legen und seinen Nachfolger zu bedrängen. Wie bei der traurigen Spaltung durch die sogenannte Reformation des sechszehnten Jahrhunderts Gott das Licht des Glaubens durch den heiligen Franciskus Xaverius in Indien und Japan vielen Millionen aufgehen ließ, die es in Europa durch den Abfall zu Ketzereien von sich stiessen, so scheint auch in unsern Tagen den dreihundert sechzig Millionen heidnischer Chinesen durch die Freigebung der Predigt des Evangeliums in diesem Lande die Gnade zugewandt werden zu sollen, welche verblendete Kinder der Kirche in ihrem Hochmuth und Ehrgeiz verschmähen und von sich stossen.

Ein guter Theil dieser Arbeit ist von dem Stellvertreter Christi in die Hand der Söhne des heiligen Vincenz gelegt. Und

sie sind keine Neulinge mehr in diesem Berufe. Schon der heilige Vincenz hatte seine Augen nach China hin gerichtet. Das beweist die Stelle eines Briefes, welchen Etienne, der Martyrer Madagaskars, unter dem 15. Januar 1664 an Herrn Almeras, den Nachfolger des heiligen Vincenz als Generalobern der Genossenschaft schrieb, um von Rom aus die Vollmacht zu erlangen, auf der ganzen Erde das Evangelium zu verkündigen. Es finden sich darin folgende Worte: „Wenn Sie uns diese Gnade erwirken, so will ich, nachdem ich die Insel Saint-Laurent (Madagaskar) nach allen Richtungen durchzogen, bis nach China, Japan und andern heidnischen Ländern gehen und unserer Genossenschaft den Weg bahnen, daß sie auch dort Gott und den Seelen die Dienste erweise, die sie ihnen in Europa leistet. Und das war auch der Plan des verstorbenen Herrn Vincenz, unseres seligen Vaters, daß ich bis nach China vordringe."

Wenn nun auch Etienne nicht selbst bis nach China vordrang, so öffnete er doch durch seine Freigebigkeit den ersten Missionaren dieses Land. Durch eine Stiftung vom 20. September 1659 hatte er auf sein väterliches Vermögen eine jährliche Summe von fünfzehnhundert Franken angewiesen, welche für die Missionen auf Madagaskar und den umliegenden Inseln oder, wenn sie dafür nicht erforderlich wäre, für die Missionen unter den Ungläubigen bestimmt sein sollte. Nach der Auflösung der Mission auf Madagaskar bestimmte 1692 der Generalsuperior Jolly diese Summe für China, wohin er Missionare zu senden beabsichtigte. In der That wurde gegen 1697 ein italienischer Missionar, Ludwig Anton Appiani, vom Papste als apostolischer Vicevisitator nach China geschickt, wo die Predigt des Evangeliums damals einige Freiheit genoß. Mit Appiani vereinigte sich bald ein deutscher Priester, Namens Johann Müllener und ihnen gab man im Jahre 1703 Theodor Pedrini als Gehülfen bei. Appiani genoß nicht lange Freiheit und Frieden in seinem heiligen Amte. Da der Legat des apostolischen Stuhles, der Kardinal Tournon ihn zum Dolmetscher am kaiserlichen Hofe erwählt hatte, musste er mit ihm auch die Verfolgung theilen, welche wegen des Streites über die chinesischen Cärimonien hereinbrach. Er wurde mit sieben Ketten beladen und ins Gefängniß geworfen, wo ein Breve des Papstes den Glaubensbekenner beglückwünschte und tröstete. Müllener wurde nach zahlreichen Verhören aus dem Reiche verbannt und zog sich nach Batavia zurück. Aber bald schlich

er sich wieder heimlich in China ein und durchzog die Gebirge und Provinzen mit solchem Eifer und Erfolge, daß sein Wort überall Jesu Christo zahlreiche Jünger gebar. Die Taufe ausgesetzter Kinder war sein Lieblingsgeschäft.

Im Jahre 1717 wurde er zum apostolischen Vikar und Bischof in partibus ernannt. Obwol nun mit dieser erhabenen Würde bekleidet, änderte er in nichts sein Leben als Missionar und wanderte zu Fuß als hausirender Handelsmann verkleidet durch die heidnischen Länder. Appiani wurde anfangs aus einer Stadt in die andere geschleppt, dann nach Kanton verwiesen, wo er bald eingesperrt, bald etwas mehr frei, nie aber aus den Augen gelassen wurde. Aber weder in den Gefängnissen, noch in den Strassen Kantons konnte man seinen Eifer und sein Wort zurückhalten und während eines Vierteljahrhunderts wirkte er unendlich viel Gutes. In Kanton widmete er sich allen Europäern und machte sich zum Diener aller Missionare China's. Doch dabei verlor er den Hauptzweck seiner Mission nicht aus dem Gesichte und arbeitete selbst oder durch seine Katecheten an der Bekehrung einer grossen Anzahl Chinesen.

Theodor Pedrini schien ein besseres Los zugefallen zu sein. Wegen seiner musikalischen und mathematischen Kenntnisse wurde er vom Kaiser gut behandelt und lebte am Hofe immer in seiner Nähe, wohin er sich auch begeben mochte. Er war selbst mit der Erziehung dreier Söhne des Kaisers beauftragt, wovon Einer der wahrscheinliche Thronerbe war. Aber der eifrige Missionar hätte gerne sein Glück und seine Gunst mit den Fesseln und der Verbannung seiner Mitbrüder vertauscht, um die er sie mit heiliger Eifersucht beneidete. Wenigstens benützte er seine Stellung und sein Ansehen zum Wohle der Religion in ausgedehntester Weise. Im Jahre 1722 wurde er endlich als Apostel behandelt, das heisst, verfolgt, mit Ruthen gepeitscht und ins Gefängniß geworfen. Zwei Jahre nachher befreite der Tod des Kaisers und die Thronbesteigung seines Zöglings ihn aus dem Kerker und führten ihn wieder an den Hof. Er benützte die gute Gesinnung des jungen Kaisers und erbaute in Peking neben dem kaiserlichen Pallaste eine kleine Kathedrale, wo er frei und offen den ganzen katholischen Gottesdienst hielt.

Unsere drei Missionare begehrten unablässig Genossen, um ihnen in ihrem Amte zu helfen und die Erfahrungen und Entdeckungen, welche sie gesammelt hatten, in Empfang zu nehmen. Man wartete jedoch in Frankreich, bevor man ihnen Folge gab, auf die Ent-

scheidung Roms in dem Kampfe wegen der chinesischen Gebräuche. Ausserdem brach eine neue Verfolgung aus und alle Missionare erhielten Befehl, das Reich zu verlassen. Drei kürzlich aus Frankreich abgeschickte Lazaristen konnten in Kanton nicht landen. Appiani war nach fünfunddreissig jähriger Wirksamkeit am Heile der Chinesen gestorben. Johann Müllener starb auch im Jahre 1744 und mit dem Tode Pedrini's, der zwei Jahre später erfolgte, erlosch auch die Genossenschaft der Mission in China. Unsere drei ersten Missionare liessen, um sie zu ersetzen, nur zwei chinesische Priester, Paul und Stephan Sü, welche Müllener herangebildet hatte, zurück, und auch sie vereinigten sich bald mit ihnen im Himmel. Ihr Todesjahr konnte nicht mehr ermittelt werden.

So blieb es bis gegen Ende des Jahrhunderts, als die französische Regierung im Jahre 1782 der Genossenschaft die Missionen der aufgehobenen Gesellschaft Jesu in China und im Oriente übertrug. Nachdem Pius VI. durch ein Dekret vom 7. Dezember 1783 diese Anordnung bestätigt hatte, schifften die beiden Missionare Raux und Ghislain nebst zwei Brüdern sich am 10. Februar des folgenden Jahres nach China ein. Sie verbanden sich sogleich mit den noch übrigen Jesuiten und es gelang ihrer Verwendung, die Freilassung der gefangenen Bischöfe und Missionare zu erwirken, die sich dann an einer der vier Kirchen in Peking niederliessen oder nach Macao zurückkehrten. Raux, der mit wunderbarer Leichtigkeit die chinesische Sprache erlernt hatte, wurde bald Mitglied des Tribunals für Mathematik und Astronomie und zugleich Mandarin von Peking. Gleichzeitig wurde der Bruder Joseph Paris zum Hof-Uhrmacher ernannt, von dessen Hand sich noch jetzt einige Meisterstücke im kaiserlichen Palaste befinden. Künste und Wissenschaften waren die einzigen Pässe geworden, um in China zugelassen zu werden. Im Jahre 1788 folgten ihnen die Missionare Aubin und Hanna. Ersterer schlich sich heimlich ins Innere des Landes ein und wirkte einige Jahre in der Provinz Ho-Nan, bis er ergriffen wurde und im Jahre 1795 im Gefängnisse starb. Hanna durfte an den Hof nach Peking kommen, starb aber schon 1797. Die drei Lazaristen Pene, Clet und Lamiot schifften 1790 sich ein. Der Erstere übte sein apostolisches Amt in Hou-Pe bis zu seinem Tode im Gefängnisse, wo er als Glaubensbekenner starb im Jahre 1795. Auch Clet schlich sich heimlich ins Innere ein und wirkte dreissig Jahre lang mit unermüdlichem Seeleneifer in Hou-Pe und

Kiang-Si, bis er im Jahre 1820 seine Laufbahn, wie schon früher gemeldet, am 17. Februar mit dem glorreichen Martertode beschloß.

Inzwischen hatten zwei portugiesische Missionare mit Beihülfe der Königin von Portugal in Macao für Weltpriester, und Raux in Peking selbst zur Heranbildung von Priestern für die Genossenschaft Seminare gegründet, um einen einheimischen Klerus heranzubilden, welcher mit weniger Gefahr, als die europäischen Missionare die Christengemeinden besuchen konnte. Im Jahre 1801 vollendete Raux seine schöne Laufbahn, erschöpft durch die übermenschlichen Anstrengungen und Leiden, denen er sich unterzogen hatte. Lebhaft beklagten den Verlust Alle, welche ihn gekannt hatten; man nannte ihn nur den Martyrer der Liebe. In seine Stelle als Oberer trat Ghislain ein und widmete sich mit besonderer Vorliebe der Heranbildung junger Seminaristen, so wie der muthvollen Predigt des Evangeliums. In einer einzigen Mission umringte ihn eine Anzahl von mehr als tausend Götzendienern, um sich unterrichten zu lassen, so daß er mit seinen Katecheten, obwol sie Tag und Nacht sich keine Ruhe gönnten, der Arbeit nicht gewachsen waren, und sie hatten die Freude, daß ein sehr grosser Theil von ihnen das Christenthum annahm. Die erfinderische Liebe hatte Ghislain folgende List eingegeben, um mit den Heiden in Bekanntschaft zu kommen. Von Zeit zu Zeit begab er sich mit einer Schar seiner Zöglinge in eine Pagode, wenn dort viele Heiden versammelt waren. Dann richtete er an diese Kinder verschiedene Fragen, um die Eitelkeit der Götzen, die vor ihnen standen, zu zeigen und nahm davon die Gelegenheit her, den christlichen Glauben zu predigen. Auf diese Weise bekehrte er eine grosse Menge Heiden. Die Gelehrten gewann er durch sein leutseliges Benehmen und durch seine grossen Kenntnisse in der Mathematik und Physik, durch welche er sie überraschte und an sich zog. Man begreift kaum, wie er so vielen Arbeiten gewachsen war, besonders wenn man bedenkt, daß er noch beinahe ununterbrochen von chronischen Krankheiten zu leiden hatte, die auch im Jahre 1812 seinen Tod herbeiführten.

Ghislains Nachfolger war Lamiot. Er war der letzte Obere, der vom Kaiser in dieser Mission am Hofe von Peking geduldet wurde, und zwar auch nur als Lehrer der Mathematik und Dolmetscher des Kaisers. Seine hohe Stellung als gelehrter Mandarin am Hofe benützte er so gut für die heilige Sache, daß er als der

Schutzengel aller Missionare und Christen in China angesehen wurde. Die letzten französischen Missionare, welchen der Kaiser Kia-King den Eintritt in Peking gestattete, waren Dümazel und Richenet im Jahre 1804. Der vom Kaiser genehmigte Prokurator in Macao, Minguet, hatte mit vieler Mühe diesen seinen Mitbrüdern die Erlaubniß dazu erwirkt. Ruhiger konnten sie damals noch in Peking den öffentlichen katholischen Gottesdienst halten, als in dem von den Stürmen der blutigen Revolution zerrütteten Frankreich, wo ihre Genossenschaft wie alle Andern unter ihren Trümmern begraben lag. Regelmässig hielt an allen hohen Festtagen der Bischof von Peking das feierliche Pontifikalamt und am heiligen Frohnleichnamsfeste wurde die Procession noch mit grossem Gepränge, im Geleite aller Priester und Seminaristen der vier Kirchen und tausender Christen öffentlich abgehalten.

Doch plötzlich erhoben sich die Verfolgungen wieder ärger als seit langer Zeit. Gegen Ende 1804 fand man nämlich bei einem Boten eine von einem italienischen Priester gezeichnete, nach Rom bestimmte Landkarte. Der mißtrauische Kaiser Kia-King argwöhnte Landesverrath, ließ das Haus der Missionare in Peking aufs strengste durchsuchen, besonders den Büchern über die christliche Religion nachforschen und die Druckplatten [1]) zerschlagen. Viele Christen wurden verhaftet und mussten schwere Peinen erdulden, Andere wurden in die Verbannung geschickt. Die am Tribunal der Mathematik angestellten Missionare wurden von allem Verkehr mit den Chinesen abgeschnitten und streng überwacht. Den beiden Missionaren Richenet und Dümazel, die schon in der Nähe der Hauptstadt waren, wurde die Erlaubniß weiter zu reisen entzogen, und sie mussten nach Macao zurückkehren. Dümazel wagte sich heimlich wieder ins Innere und predigte das Evangelium in den Provinzen bis zu seinem Tode am 15. Dezember 1818; Richenet wurde in Macao als Procurator mit der Führung der Geschäfte der Lazaristenmission betraut bis zum Jahre 1815, wo er nach Frankreich zurückkehrte. Nach einem neuen, noch schärfern Dekrete des Kaisers von 1811 durften nur vier Missionare in Peking bleiben, drei für Mathematik und Astronomie, Einer als Dolmetscher des Kaisers und sie hatten den Schmerz, sehen zu müssen, daß man zwei ihrer Kirchen in Beschlag

---

[1]) Die chinesischen Charaktere werden in Holzplatten eingeschnitten, so daß jede Platte eine Seite bildet und mit diesen werden die Bücher gedruckt.

nahm; die Eine wurde zerstört, die Andere in ein Theater verwandelt. So dauerte unter dem grausamen Kia-King die Verfolgung fort bis zu seinem Tode am 2. September 1820, wo er in der Mongolei vom Blitze erschlagen wurde; und so bewahrheitete sich die Prophezeiung des kurz vorher erdrosselten Martyrers Clet, der seinen Verfolgern ihr baldiges, unglückliches Ende vorausgesagt hatte. Auch Lamiot wurde in den Prozeß seines Mitbruders verwickelt, da es sich ergab, daß er mit diesem in Briefwechsel gestanden hatte. Deshalb wurde er aus dem Reiche verbannt und zog sich nach Macao an das von ihm gegründete Seminar für einheimische Priester zurück, dem er bis zu seinem Tode vorstand. In Peking übernahm an seiner Stelle der portugiesische Lazarist Sera die Verwaltung des Missionshauses und der damit verbundenen Kirche, mit Beihülfe seiner chinesischen Mitbrüder. Doch auch er konnte nur bis 1826 in Peking bleiben und nach seiner Abreise zog die Regierung Haus und Kirche ein. Die chinesischen Mitbrüder unter dem ausgezeichneten Missionar Süe flüchteten nach der Mongolei, jenseits der grossen chinesischen Mauer und gründeten daselbst ein Seminar für Knaben, die später, wenn sie Beruf zum Priesterstande zeigten, ihre theologischen Studien in Macao machten.

So war beim Beginn des zweiten Viertels dieses Jahrhunderts eine gar traurige Zeit für die chinesische Kirche hereingebrochen. Die Missionare waren theils vor Alter und Erschöpfung gestorben, theils hatten sie mit ihrem Blute den undankbaren Boden getränkt, theils hatten sie gezwungenerweise China verlassen müssen; die Seminarien waren zerstört und aus Europa konnte nicht auf neue Kräfte gehofft werden. Allein auch hier, wo die Noth am grösßten war, zeigte sich die Hülfe von der Hand des Allerhöchsten am nächsten.

Im Jahre 1816 erstand die Congregation der Mission in Frankreich wieder aus ihren Trümmern und das wiedererwachende religiöse Leben führte auch ihr bald wieder neue Kräfte zu. Die Missionen des Innern des himmlischen Reiches verwalteten die von Lamiot in Macao ausgebildeten chinesischen Mitglieder der Genossenschaft, so daß wenigstens die Reste der Gemeinden erhalten blieben, welche die Stürme der Verfolgungen verschont hatten. Früh genug, um die Ueberlieferungen aufzunehmen, um die Verhältnisse der chinesischen Missionen noch kennen zu lernen, langte im Jahre 1828 Torrette in Macao an und übernahm aus den altersschwachen Händen Lamiots die Leitung des Ordens und der Erziehungsanstalt.

Beide blieben dort vereinigt bis zum 5. Juni 1831, wo der Herr seinen treuen Diener Lamiot abrief, um ihm den Lohn zu geben für ein langes Leben voll Leiden und Arbeiten, aber auch voll Tugenden und guten Werken.

Nun war die Zeit gekommen, wo der Herr neue Arbeiter in seinen Weinberg zu senden beschlossen hatte. Ludwig Perboyre, der Bruder unseres seligen Martyrers reiste 1830 nach China ab, allein ferne von dem Ziele seiner Sehnsucht starb er auf dem Meere. Glücklicher waren zwei andere seiner Mitbrüder, Rameaux und Larribe, welche im März 1832 in Macao landeten und sich heimlich ins Innere einschlichen. Der Eine begab sich nach Hou-Pe, der Andere nach Kiang-Si. Das Jahr 1834 brachte drei Missionare nach China, Baldus, der sich mit Rameaux in Hou-Pe vereinigte, Danicourt, der bei Torrette in Macao blieb, um mit ihm die Sorge für die Erziehung der chinesischen Seminaristen zu theilen, und Martial Mouly, welcher sich nach der Mongolei begab, um an die Spitze der Mission von Peking und der Mongolei zu treten. Auf der Reise dahin besuchte Mouly Peking und den noch ziemlich erhaltenen Gottesacker der frühern Missionare der Gesellschaft Jesu und übertrug einem chinesischen Mitbruder die Sorge für die Wiederherstellung der schadhaft gewordenen Grabmäler und Umfassungsmauern. In Siwan in der Mongolei, wo das neue Seminar der Genossenschaft von dem chinesischen Lazaristen Matthias Süe gegründet und bisher geleitet worden war, begann er für die dort zahlreich gewordene Christengemeinde den Bau einer Kirche und hatte die Freude, dieselbe schon am 6. August 1836 unter dem Titel: „Heiland der Welt“ einweihen zu können. Gleichzeitig sorgte er für die Erziehung der Kinder durch Errichtung von fünf Knaben- und zwei Mädchenschulen, wovon Erstere von den Missionaren, Letztere von frommen Jungfrauen geleitet wurden.

Doch, wiewol ihre Anzahl sich gemehrt, genügten auch diese Missionare noch nicht für die ungeheure Arbeit in dem unermesslichen Reiche. Darum schifften im März 1835 die Mitglieder Joseph Gabet, der nachmalige Gefährte Huc's auf der Reise nach Tibet, Joseph Perry und unser Martyrer Johann Gabriel Perboyre sich nach China ein, so daß die Anzahl der französischen Mitglieder der Congregation in China nun auf eilf gestiegen war, welchen nebst einigen chinesischen, italienischen und portugiesischen Mitbrüdern die ganze Missionsthätigkeit in allen den Provinzen

oblag, welche früher von den Vätern der Gesellschaft Jesu versehen worden waren. Wol eine Aufgabe, welche ihre Kräfte überstieg, allein das Vertrauen auf den Schutz der göttlichen Vorsehung und die Fürbitte ihres heiligen Stifters, verbunden mit glühendem Eifer zur Gewinnung von Seelen hielt sie aufrecht. Schon hatten sie durch das Blut Eines ihrer Mitbrüder, des ehrwürdigen Clet, sich ein Anrecht auf diesen Boden erkauft. Nun stand unter ihnen ein neuer Glaubensbote, der dasselbe glorreiche Los der Marterpalme erringen sollte — Johann Gabriel Perboyre.

Zweites Kapitel.

Von der Ankunft Perboyre's in China bis auf unsere Tage.

Ueberschauen wir vorerst den Kreis der Thätigkeit, welcher um diese Zeit der Genossenschaft der Mission vom heiligen Stuhle angewiesen war.

Ihre Mission erstreckte sich von der südlichen Gränze durch die Mitte des Reiches bis zur nördlichen, vom Ocean bis zur mongolischen Wüste.

Die erste Mission, welche der Genossenschaft übertragen wurde, war Peking, die Hauptstadt des Reiches mit der gleichnamigen Provinz. Sie ging noch über die grosse chinesische Mauer hinaus bis in die Tatarei, mit ungefähr fünfundzwanzigtausend Christen. Die zweite war in Hou-Pe, Provinz Hou-Kouang, in einer Ausdehnung von zweihundert Stunden und mit zehntausend Christen. Die dritte ist in Ho-Nan, in derselben Provinz, mit nur fünfhundert Christen. Die vierte umfasste die Provinz Kiang-Si mit sechstausend Gläubigen. Die fünfte Tsche-Kiang zählte über dreitausend Bekenner des Christenthums. Die sechste endlich umfasste Kiang-Nan, einen Theil der Provinz Nanking mit eilfhundert Christen. Ausser den europäischen Priestern arbeiteten in diesen sechs Provinzen noch etwa zwanzig chinesische Mitglieder der Gesellschaft. Dazu hatten sie ihr Seminar in Macao, das gewöhnlich gegen zwanzig Zöglinge zählte. Im Jahre 1839 vertauschte die Propaganda ihnen die Provinz Hou-Pe mit der ganzen Provinz Tsche-Kiang und vereinigte diese mit Kiang-Si, um ein aposto-

lisches Vikariat zu bilden, zu dessen Verwalter Alexis Rameaux ernannt und zum Bischof von Myra in partibus geweiht wurde. Durch die Aufhebung der Congregation in Portugal verschwand die Hoffnung für sie, Verstärkungen aus Europa zu erhalten, deshalb wies die Propaganda die Hälfte der Provinz Peking und die ganze ungeheure Provinz Nanking mit ihren zahlreichen Gemeinden, welche von ihnen bisher verwaltet worden waren, den französischen Mitbrüdern zu.

Auf diesem weiten Felde, das sich ihnen hier eröffnete, arbeiteten sie mit besonderer Sorgfalt an drei verschiedenen Werken: erstens im eigentlichen Apostelamte, indem sie Diejenigen leiten, welche schon Christen sind und dadurch, daß sie den Glauben unter den Heiden weiter verbreiten. Zweitens an der Bildung einer einheimischen Geistlichkeit. Zu diesem Zwecke wurde in jeder ihrer Provinzen später ein Seminar gegründet und in fünf Jahren hatte sich die Zahl der chinesischen Hülfspriester von neunzehn auf fünfundvierzig vermehrt. Drittens an der Errichtung von Schulen für beide Geschlechter, von Waisenhäusern, besonders für Findelkinder und von Wohlthätigkeitsanstalten. Alle diese Anstalten gewannen einen überaus gesegneten Erfolg, als später die barmherzigen Schwestern des heiligen Vincenz und die Schulbrüder nach China verpflanzt wurden. Erstere wurden von den Chinesen so gut aufgenommen, daß sie hier bald denselben wohlthätigen Einfluß gewannen und ausübten wie in der Türkei und im Oriente. Nach einem Berichte vom Jahre 1849 in den Jahrbüchern der Verbreitung des Glaubens von 1850 Heft I. übten damals schon hundert und dreissig Schwestern in Macao ihr schönes Amt der christlichen Liebe. In jüngster Zeit sind sie in's Innere eingedrungen und sind jetzt auch in Peking, Tien-Tsing und Ning-Po Mütter der ausgesetzten Kinder, Lehrerinnen, Trost und Hülfe aller Kranken und Leidenden, die in ihrem Bereiche sich finden. Daneben widmen sich beide Familien des heiligen Vincenz unausgesetzt dem Werke der Taufe sterbender Heidenkinder und öffnen dadurch jährlich Tausenden dieser Unglücklichen die Pforten des Himmels.

Kehren wir nun wieder zur Geschichte der Congregation in China zurück. Von nun an sah jedes Jahr neue Arbeiter ausrücken, um ihren Antheil an den Mühen und Leiden des Apostolates zu fordern und ihre Kräfte, selbst ihr Blut dem Seelenheile des chinesischen Volkes zu weihen. Im Jahre 1836 langten Faivre und

Guillet, im folgenden Peschaud; 1838 Lavaissiere und Simiand; 1839 Huc und Privas in Macao an und stellten sich ihrem eifrigen Obern Torrette zur Verfügung. Ausserdem waren jetzt fünf portugiesische Mitbrüder in Macao und Einer in Peking ihm untergeben worden.

Das Leben und Wirken Perboyre's übergehend, glauben wir dem frommen Leser ein Bruchstück des Berichtes, welchen Huc über den Martertod seines Mitbruders nach Europa sandte, nicht vorenthalten zu dürfen, worin er eine Parallele zwischen den Leiden unseres Heilandes und seines treuen Jüngers zieht.

„Am dritten Tage, nachdem der Aufenthaltsort der Missionare den Mandarinen verrathen worden war und Diese sich auf der Flucht befanden, trafen die Soldaten Perboyre und einen Katechumenen, der ihn begleitete. „Ihr sucht einen Europäer? fragte sie dieser. Und wie viel erhält Derjenige, der ihn ausliefert?" — „Dreissig Taels." — „Gut, dies ist der Europäer, den ihr suchet," sagte der chinesische Judas, indem er auf Perboyre deutete; es fehlt nur der Kuß des Verräthers. Was wollt ihr mir geben? so will ich Ihn euch verrathen. Und sie boten ihm dreissig Silberlinge.[1]) Von den Schergen gebunden und mißhandelt, wurde, ohne einen Laut der Klage auszustossen, Perboyre vor den Richter geschleppt und verhört. Hier beantwortete er nur die Fragen, welche sich auf seine Person allein und auf die Sache Gottes bezogen: „Bist Du ein Christ?" — „Ja, ich bin ein Christ, ich bete den Herrn des Himmels an." — Fragte man ihn aber nach Namen und Wohnort seiner Mitbrüder oder seiner heißgeliebten Kinder, dann ahmte er dem göttlichen Erlöser nach: Jesus aber schwieg."[2]) Wiederholt wurden in den Verhören ihm Backenstreiche gegeben; ebenso schamlos wie Pilatus ließ sein Richter ihn entblössen und mit Ruthen peitschen; Haar und Bart wurden ihm von den Schergen und einigen abgefallenen Christen ausgerissen. Bei einem andern Verhöre befahl ihm der Mandarin die geistlichen Gewänder anzuziehen, die man im Hause der Missionare gefunden hatte. Da stand nun der Jünger mit der Albe, dem weissen Kleide des Herodes, mit Manipel und Stola, den Banden und Stricken der Henkersknechte und mit der Kasel, dem Purpurmantel der Sol-

---

[1]) Matth. 26, 15.

[2]) Matth. 26, 63.

daten, ebenso zerfleischt und gemartert wie sein Vorbild, ein neues Ecce homo da und auf einmal erhob sich im Gerichtssale ein lautes Geschrei. Richter, Kriegsknechte und alle Zuschauer riefen wie aus einem Munde: „Siehe, der Gott Fo! siehe, der leibhaftige Fo!“ — Als Ersatz für die Dornenkrone wurden ihm mit einem glühenden Eisen die vier Worte: Sie kiao ho tschoung — Priester einer schlechten Religion auf die Stirne gebrannt. So abgemattet, zerschlagen und todesmatt Perboyre auch war, hatten die Mandarinen doch eine entsetzliche Furcht vor ihm, weil sie ihn für einen grossen Zauberer hielten. Um nun seine Kunst unwirksam zu machen, wurde ihm warmes Hundeblut eingeschüttet. — Der hohe Rath von Peking erklärte den heiligen Priester für todeswürdig: Er ist des Todes schuldig.[1]) Auf seinem Todeswege, worauf man ihn mit Gewalt fortzerrte, war der Marthyrer barfuß, seine Hände waren auf den Rücken gebunden und in denselben eine lange, über das Haupt hinaus reichende Stange befestigt, an deren Spitze eine Fahne flatterte, auf der in grossen Charakteren sein Urtheil zu lesen war. Und über sein Haupt setzte man schriftlich die Ursache seines Todes.[2]) Zugleich mit ihm wurden mehrere Missethäter hingerichtet. Und Er wurde unter die Uebelthäter gerechnet.[3]) Perboyre wurde an einem kreuzförmigen Galgen erdrosselt; und damit auch eine letzte Aehnlichkeit mit seinem Meister nicht fehle, vollendete ein Kriegsknecht seinen Martertod durch einen kräftigen Fußtritt auf den Unterleib. Es war Mittags an einem Freitage, als die schöne Seele Perboyre's zum Himmel entschwebte. Seine Kleider so wie die Marterwerkzeuge brachten die Christen von den Schergen, die sie unter sich getheilt hatten, an sich und sie werden jetzt zu frommer Verehrung im Mutterhause der Genossenschaft in Paris aufbewahrt. So vollendete der Glaubensbekenner nach einer Gefangenschaft von einem Jahre und acht Tagen am 11. September 1840 seine Laufbahn. Mit ihm schied auch in Macao sein verdienstvoller Oberer Torrette aus diesem Leben, nachdem er die Gesellschaft und das chinesische Seminar fast eilf Jahre geleitet und zu mächtigem Aufschwunge gebracht hatte.“

Das Blut des Hirten besänftigte die Wuth der Mandarinen

---

[1]) Matth. 26, 66.
[2]) Matth. 27, 37.
[3]) Isaias 53, 12.

gegen die Herde nicht. Hundert Gläubige wurden bei dieser Verfolgung verhaftet, mancherlei Mißhandlungen mussten sie ausstehen und dann, da sie vom Glauben nicht abfallen wollten, wurden sie in die Verbannung geschickt. Durch ein besonderes kaiserliches Dekret wurde den Mandarinen der Befehl ertheilt, gegen den hochwürdigsten Herrn Rameaux die ganze Thätigkeit ihrer Nachforschungen aufzubieten, allein er, so wie sein Mitbruder Baldus, entgingen der Verhaftung durch die schleunigste Flucht nach Kiang-Si.

Die allgemeine Verfolgung der Christen wurde jetzt um so erbitterter fortgesetzt, da im Jahre 1840 zwischen England und China wegen des Opiumhandels ein Krieg ausbrach, der den Stolz der Chinesen nicht wenig demüthigte. Sie mussten den Frieden zu Nanking vom 29. August 1842 abschliessen, wonach den Engländern Kriegsentschädigung gezahlt und die Insel Hongkong abgetreten wurde. Ferner sollte allen Nationen freier Handelsverkehr mit den fünf Seestädten Kanton, Amoy, Fou-Tschou-Fou, Ning-Po und Schang-Hai zugestanden werden. Im Jahre 1844 schloß der französische Gesandte Lagrenée mit dem Bevollmächtigten des Kaisers einen Vertrag ab, wonach den christlichen Chinesen gestattet wurde, ihre Religion frei auszuüben; doch sollte kein Fremder ins Land eindringen, widrigenfalls er dem Konsul seines Landes zurückgeschickt werden sollte. Daraufhin erfolgte an vielen Orten eine mildere Behandlung der Christen, aber nur für kurze Zeit. Der Kaiser Tao-Kuang starb im Jahre 1850. Sein Sohn Hien-Foung rechtfertigte die von den Christen auf ihn gesetzten Hoffnungen nicht; die mit Frankreich und England geschlossenen Verträge wurden nicht geachtet und vielfältig gebrochen. Daraus entstand denn der jüngst von Frankreich und England gemeinsam gegen China geführte Krieg, den diese Mächte mit raschem und glänzenden Erfolge zu Ende geführt haben.

Die eben erwähnten Verfolgungen hatten dazu geführt, daß die Christen an vielen Orten sich sehr vermindert haben. So fand Mouly im Jahre 1836 in der Stadt Peking selbst nur noch dreihundertfünfzig Christen, indem die Meisten sich in die Vorstädte und die Umgebung der Stadt zurückgezogen hatten. Dagegen fanden sich im Westen der Provinz noch viertausenddreihundertzweiundneunzig Gläubige, welche eine Stütze an dem trefflichen Süe gefunden hatten, der sich von Peking zuerst zu ihnen, später nach Siwan in der Mongolei zurückgezogen hatte. Die Niederlassung der Missionare

jenseits der chinesischen Mauer zog viele Christen herbei; die alten Einwohner bekehrten sich, so daß fast das ganze Dorf christlich war und der katholische Gottesdienst öffentlich und frei abgehalten werden konnte. Da die Mandarinen und Heiden die Gemeinde in Ruhe liessen, machte das Christenthum in diesen Gegenden bald solche Fortschritte, daß der apostolische Stuhl sich veranlasst fand, dem Missionar Mouly die bischöfliche Würde unter dem Titel Bischof von Fussulanum in partibus zu übertragen und denselben zum apostolischen Vikar der Diöcese Peking zu ernennen. Als solcher widmete er sich mit Eifer und Hingebung seiner Herde. Als im April 1854 ein Bote von ihm an seinen chinesischen Mitbruder in Peking mit Briefen und gottesdienstlichen Gegenständen aufgefangen und vor Gericht gestellt wurde, vermied dieser es, den Namen seines Mitbruders zu nennen und gab an, er habe die Gegenstände einem Katecheten einer benachbarten Gemeinde überbringen wollen. Gleich wurden sechs Personen dieser Familie eingezogen. Um diesen Unschuldigen das Leben zu retten und einer neuen Verfolgung zuvorzukommen, meldete Mouly dem Mandarinen, er werde sich ihm persönlich stellen und Gerechtigkeit fordern im Namen der Verträge mit Frankreich und der Verordnungen des Kaisers Tao-Kouang. Der Mandarin befahl, den Bischof ehrenvoll zu behandeln, bis der Kaiser entschieden habe und setzte sofort zwei Militär-Mandarinen ab, welche falsche Anklagen wider denselben eingesandt hatten. Auf seine nachdrückliche Verwendung wurden die gefangenen Christen in Freiheit gesetzt. Zugleich rechtfertigte er die Christen gegen den Vorwurf, als seien sie Beförderer der Empörungen und forderte die ehemaligen Stiftungen der Mission in Peking kraft der Verträge von 1844 zurück. Die Mandarinen anerkannten die Unschuld der Christen, allein sie wagten es nicht, seine Vertheidigungsschrift dem Kaiser einzuschicken. Mit seinen Ansprüchen auf die ehemaligen Besitzungen in Peking wurde er an den Vertreter Frankreichs in China, mit der Aussicht auf Zurückerstattung gewiesen. Inzwischen erfolgte auch die Entscheidung des Kaisers, die dahin lautete, den Bischof mit Achtung und Ehre zu behandeln, ihn aber der französischen Behörde in Schanghai auszuliefern. In Schanghai angelangt, gab er dem französischen Gesandten die nöthige Auskunft und kehrte noch vor Ablauf des Jahres 1855 heimlich zu seiner Herde zurück. Um diese Zeit zählte das apostolische Vikariat von Tschely (Bisthum Peking) zwei Bischöfe, nämlich den apostolischen Vikar

Mouly und seinen Coadjutor Johann Baptist Anouilh, Bischof von Abydos, der jetzt seit 1860 zugleich als apostolischer Vikar den südwestlichen Theil von Tschely als eigene Provinz verwaltet; fünf europäische und neunzehn einheimische Missionare, zwei Kirchen und achtunddreissigtausend Christen. Im Jahre 1856 wurde bei der Theilung dieser Provinz in drei Vikariate der östliche Theil den Jesuiten übergeben. Bei dem regen Wachsthum katholischen Lebens allenthalben konnte die erfreuliche Zunahme von Missionaren aus allen Orden nicht fehlen und darum konnte der apostolische Stuhl die Provinzen, wovon oft eine Einzige ganz Deutschland an Grösse übertraf, in mehrere Missionsbezirke theilen und Jedem überreichen Spielraum für seinen Eifer anweisen. Das war auch die Veranlassung, daß Hou-Pe und Hou-Nan schon im Jahre 1840 den Franziskaner-Reformaten übergeben wurden.

Die Provinz Ho-Nan, welche Clet und Perboyre mit ihrem Schweiß und Blute getränkt hatten, blieb ihrer Genossenschaft anvertraut. Durch die langwierigen Verfolgungen und den Mangel an Missionaren war in dieser Provinz die früher zahlreiche christliche Bevölkerung fast verschwunden. Erst durch das seeleneifrige Wirken Clet's und seiner Nachfolger sammelte und mehrte sich in Kurzem das kleine Häuflein dergestalt, daß Papst Gregor XVI. im Jahre 1845 diese Provinz zu einem eigenen apostolischen Vikariate erheben und den hochwürdigen Herrn Johann Heinrich Baldus als Bischof von Zoara an seine Spitze stellen konnte. Auch ihm war es die angelegentlichste Sorge, ein Seminar zur Heranbildung einheimischer Priester, Kapellen und Schulen zu errichten. Allein gar bald erregten die Fortschritte der Religion den Haß des Widersachers alles Guten und fachten im Jahre 1851 eine fast die ganze Provinz umfassende Verfolgung an. Besonders war es auf Herrn Baldus abgesehen, der als Rebellenhäuptling der Behörde bezeichnet war. Viele Christen wurden gefangen und durch Martern aller Art zum Abfalle gedrängt. Alle aber, an ihrer Spitze ein achtundsiebzigjähriger chinesischer Priester, setzten selbst die Heiden durch ihre Todesverachtung und das standhafte Bekenntniß des Namens Jesu in Erstaunen. Die übrigen europäischen und chinesischen Priester irrten flüchtig umher. Und dennoch wuchs die junge Christengemeinde während der bittersten Verfolgung in drei Jahren um tausend Seelen, ungeachtet Viele unter dem Schwerte der Aufständischen und Kaiserlichen, die hier im Kampfe einander gegenüberstanden, gefallen waren.

Wie schon oben erwähnt wurde, übernahm Alexis Rameaux, Bischof von Myra, als apostolischer Vikar die Verwaltung der Provinz Kiang-Si. Er wurde in der Diöcese Saint-Claude am 24. März 1802 geboren. In seiner Jugend beabsichtigte er eine Zeitlang, sich dem Militärstande zu widmen, doch gab er diesen Plan wieder auf, um sich dem Dienste des höchsten Herrn zu weihen und trat, nachdem er in Besançon seine theologischen Studien vollendet hatte, am 20. Juli 1824 in die Congregation der Mission ein. Nach dem Noviziate wurde er an das Seminar nach Montauban geschickt und dort empfing er auch die Priesterweihe. Lange schon hatte er sich nach den auswärtigen Missionen gesehnt, und sein Glück war vollständig, als er sich mit Laribe im Jahre 1831 nach Macao einschiffte. In sechs Monaten erlernte er die chinesische Sprache hinlänglich, um ins Innere China's eindringen und die Verwaltung der Provinz Hou-Pe übernehmen zu können.

Wie einen Engel des Himmels empfingen ihn die Christen in ihrem von Ueberschwemmung und Hungersnoth heimgesuchten Lande und er hörte nicht auf, alle seine Kraft ihnen zu widmen, bis er im Jahre 1839 zugleich mit der Nachricht von der Gefangennehmung Perboyre's, die seiner Erhebung zum apostolischen Vikar von Tsche-Kiang und Kiang-Si erhielt. Heimlich begab er sich auf seinen neuen Posten und begann hier sein Wirken mit der Visitation aller Christengemeinden der beiden Provinzen und Errichtung einer Menge Schulen.

Doch wo er auch sein mochte, unablässig folgten seinen Spuren die Schergen und Spionen der Regierung, so daß er zweimal sich auf längere Zeit verbergen musste. Im Jahre 1843 besuchte er die den Engländern gehörige Insel Tschou-Chan, wo er sich die höchste Achtung der Offiziere durch seinen Eifer, seine Frömmigkeit und seine Gewandtheit errang. Die im Jahre 1844 von dem französischen Gesandten Lagrenée errungene Glaubensfreiheit benützte Rameaux dazu, seinen Mitbruder Laribe zu seinem Coadjutor zu weihen und eine gegen seine Christen hereinbrechende Verfolgung im Keime zu ersticken. Zu diesem Zwecke reiste er mit zwei Mitbrüdern nach der Hauptstadt und schickte den Einen von ihnen, Tschieou, mit den authentischen Dokumenten des Vertrages direkt zum Mandarin mit der Klage über Vertragsbruch und forderte die Auslieferung der gefangenen Christen, nebst all ihrer geraubten Habe. Weil er aber die Veröffentlichung des Vertrages von den Man-

darinen und damit das Aufhören der Nachstellungen nicht erlangen konnte, beschloß er die Reise nach Macao, um mit dem französischen Gesandten zu sprechen und die Verletzung des Vertrages anzuzeigen. Groß waren die Hoffnungen Aller von diesem Schritte, doch die unerforschlichen Absichten der Vorsehung hatten es anders beschlossen. Am 14. Juli langte Lagrenée an; am folgenden Tage sollte die Zusammenkunft stattfinden. Abends nach neun Uhr wollte Rameaux, ein geübter Schwimmer, ein Seebad nehmen, da der Klostergarten an's Meer stieß. Mit mehrern Mitbrüdern begab er sich hin und freute sich, daß er in vierzehn Jahren, seit er nicht mehr gebadet, das Schwimmen noch nicht verlernt habe. Doch plötzlich rief er um Hülfe und sank auch im selben Augenblicke unter. Seine Leiche konnte erst am folgenden Morgen aufgefunden werden und die Aerzte erklärten einhellig, ein Schlagfluß habe seinem Leben ein Ende gemacht. Zu seinem Begräbnisse am 16. waren alle anwesenden Europäer und eine unzählige Volksmenge versammelt. Herr Matta, Bischof von Macao, hielt das Begräbniß und das Todtenamt. Sein Coadjutor Laribe wurde zum Bischofe von Sozopolis geweiht und sein Nachfolger in der Verwaltung der Provinz Kiang-Si, während für Tsche-Kiang Lavaissière zum Bischof von Myra geweiht und zum apostolischen Vikar ernannt wurde. Unter der Leitung Laribe's wuchs die Zahl der Christen rasch heran, doch erlag er schon bald den unausgesetzten Mühen und Leiden und übertrug, während er den Lohn des guten Hausvaters in Empfang nahm, seine Würde und Bürde auf Delaplace, seinen eifrigsten Genossen und Mitarbeiter, der im Jahre 1852 zum apostolischen Vikar von Kiang-Si ernannt und zum Bischofe von Andrinopolis in partibus consekrirt wurde.

Neue Stürme, neue Verheerungen, neue Verfolgungen aber trafen nun Schlag auf Schlag die Provinz Kiang-Si durch das Hereinbrechen der Rebellenheere, so daß nach dem Berichte eines Augenzeugen, des Lazaristenmissionars Anton Anot vom 15. Juli 1859, alle dreizehn Departements verwüstet worden sind, keiner der zweiundsiebenzig Kreise der Geissel des Krieges entgangen ist, und von seinen achtzig mit Mauern umgebenen Städten nur vier sind, welche nicht den Aufstand und den Raub mit fliegenden Fahnen in ihre Thore mussten einziehen sehen. In den erstürmten Städten wurden Alle, die sich nicht durch die Flucht retten konnten, niedergehauen. So ließ in der Stadt Nan-Njan der Ortsmandarin über zehn-

tausend Menschen hinrichten. Auf mehreren Quadratmeilen steht kein Haus mehr aufrecht und die Reisfelder haben ihre Eigenthümer verloren und liegen wüst und unbebaut.

Die nothwendige Folge davon war, daß auch die Christen dadurch an Hab und Gut, an Leib und Seele gelitten haben. Ihre Kapellen waren zerstört, ihre Häuser verbrannt, Viele von ihnen flüchtig oder beinahe verzweifelt, so daß das Gebet und die Sonntagsfeier vergessen waren, Haß und Rachsucht sich ins Maßlose gesteigert hatten. Vertrieben nun die Kaiserlichen die Rebellen von einem Punkte, so verfuhren sie, als ob sie in Feindesland wären, wo möglich noch ärger mit den armen Einwohnern, und was noch vor Jenen gerettet worden, fiel sicher Diesen zur Plünderung anheim. Welche Möglichkeit blieb unter solchen Gräueln den Missionaren, ihr Amt zu verwalten? Doch verliessen sie ihren Posten nicht und suchten zu halten und zu retten, was sie konnten, und Gott gab ihnen den Trost, in dem greisen ehrwürdigen Quintin Sié einen glorreichen Blutzeugen zu verehren. Da ihn ein Mandarin aufforderte, seinen Glauben abzuschwören, weigerte er sich dessen ebenso standhaft wie der großherzige Eleazar und bot sein graues Haupt ebenso heldenmüthig dem Henker dar. Ueberdies floß noch das Blut eines Priesters der Congregation der Mission, des Herrn Ferdinand Montels am 26. Juni 1857. Nach den einstimmigen Berichten von Augenzeugen war die Veranlassung seines Martertodes für den Glauben folgende:

„Anton Than, ein chinesischer Priester lag an der Auszehrung krank und fühlte sich dem Tode nahe. Da bat er seinen Katecheten Ou, Herrn Montels von seinem bedenklichen Zustande und seinem Verlangen nach den heiligen Sterbesakramenten Nachricht zu geben. Herr Montels machte sich auch alsbald auf den Weg zu ihm. Da er jedoch, um zu dem Kranken zu gelangen, über einen Fluß setzen musste, der die beiden feindlichen Armeen trennte, so musste er sich die Haare abschneiden lassen, was die Rebellen bei Todesstrafe verbieten. Weil er aber jetzt auf die andere Seite ging, wo die Kaiserlichen standen, so durfte er seine langen Haare nicht behalten, weil sie bei diesen als das Erkennungszeichen der Rebellen mit derselben Strafe belegt waren. Zur grössern Vorsicht nahm er noch einen zweiten Christen mit.“

„Kaum hatten die drei Reisenden das jenseitige Flußufer erreicht, so wurden sie von den Kaiserlichen angehalten. Schuen-King-

Sing und der Katechet Ou blieben stehen, um das kleine Reisebündel des Herrn Montels, welches sie trugen, untersuchen zu lassen, während der Missionar unangefochten allein seinen Weg fortsetzt. In geringer Entfernung wartet er auf seinen Führer, wartet bis zum Abend, wartet die ganze Nacht und wird nun selbst am Morgen von einigen Soldaten eingeholt, welche ein Untermandarin Namens King, der seine Gefährten in Haft hielt, ihm nachgeschickt hatte. Montels erklärte sich vor ihm als Franzose, der nach China gekommen sei, um die Religion des Herrn des Himmels zu verkündigen und daß er als Solcher nach den Verträgen keinen andern Richter anerkenne, als den Konsul seiner Nation. King fühlte sich beleidigt, daß man ihm seine Befugniß absprach, ließ ihm im Zorne fünfzig Streiche geben und sandte ihn mit den beiden andern Christen unter Bedeckung in das Hauptquartier der Kaiserlichen."

„Aber warum waren Schuen und Ou verhaftet worden? Darüber gibt ein Brief Schuen's an seine Mutter Auskunft. „Man hat im Bündel des Herrn Montels, so schreibt er, eine Kopfbedeckung gefunden, welche Aufsehen erregte. Wir sind als Christen erkannt und darum steht unser Leben in grosser Gefahr." Diese Kopfbedeckung war ohne Zweifel diejenige, deren sich die Missionare in China bei der Feier der heiligen Geheimnisse bedienen. Dadurch wurden Beide als Christen erkannt, und mussten nun von dem Priester sprechen, welchem dieser verdächtige Gegenstand angehörte. Somit wurde Herr Montels als Priester angeklagt."

„Im kaiserlichen Lager angekommen wurden die drei Gefangenen vom Großmandarin einem untergeordneten Richter überwiesen, der als ein abgesagter Feind unserer heiligen Religion berüchtigt ist. Ihr Verhör ist uns nicht bekannt geworden; gewiß ist nur, daß ihr Todesurtheil nicht auf sich warten ließ. Peter Ou war gleich Anfangs auf seine Erklärung, daß er in der Gegend wohnhaft sei und vielleicht auch seiner grauen Haare wegen, entlassen worden. Kaum aber war er einige Schritte vom Gerichtshofe entfernt, als ein Anwesender dem Mandarin bemerkte, der Greis sei, wenn auch aus der Gegend, doch eben so gut Christ, als die beiden Andern. Alsbald ward er zurückgerufen. „Ist es wahr, daß du ein Christ bist?" fragte der Richter. — „Ja, ich bin ein Christ," antwortete Peter Ou. — „Sa! (er sterbe)!" schloß der Verfolger."

„Ohne Weiteres wurden die drei Verurtheilten ihrer Kleider beraubt, welche die Henker unter sich theilten. Die Hände auf den

Rücken gebunden, führt man sie ab und hinter Jedem geht sein Henker mit dem Schwerte. Nach drei oder vierhundert Schritten, einem Reisfelde entlang, gelangen sie auf steinigen, unbebauten Rasen. Da erhält Herr Montels den Befehl, niederzuknieen. Er gehorcht und sagt zu seinem Henker, der schon den Arm erhob, mit ruhiger Stimme: „Teng-y-hia, warte ein wenig." Man sieht ihn sodann seine Lippen bewegen, um sein letztes Gebet zu sprechen, eben so ruhig und heiter, als wäre er in seiner Kapelle. Nach diesem Gebete ward unser Mitbruder getroffen und auf den ersten Streich rollte sein Haupt am Boden. Der Priester geht seinen Neubekehrten voran zum Throne Gottes. Schuen und Ou folgten ihm unmittelbar. So ward das dreifache Opfer vollbracht, so fielen drei Opfer der Liebe dem Hasse des Glaubens." —

„Zwei Jahre nach der Hinrichtung besuchte ich das Grab unserer Martyrer, gerade am Jahrestage ihrer Hinrichtung. Die Erde, die ihr Blut trank, bedeckt auch ihren Leib. Ein drittehalb Fuß hohes, reich mit weissen Blüten besetztes Bäumchen steht an dem Platze, wo die Füsse der Blutzeugen zu ruhen scheinen und beschattet ein sehr dichtes und frisch grünendes Rasenbeet, welches nicht über die Grabstätte hinausreicht. Sonst war der Boden rauh, gleich als hätte Gott seine Diener auch im Grabe noch auszeichnen wollen und darum über ihre sterblichen Hüllen diesen grünen Schleier ausgebreitet, der sich über den Gebeinen der hingerichteten Heiden nicht findet."

Anton Anot,
Priester der Mission.

Nach Rameaux Tode wurde, wie oben gesagt, Lavaissière zum Bischofe von Myra geweiht und sein Nachfolger in der Provinz Tsche-Kiang. Aber leider war seine Wirksamkeit nur eine sehr kurze. Uebermässige Anstrengungen, verbunden mit ununterbrochener Dyssenterie, rieben ihn schon im siebenunddreissigsten Jahre seines Alters auf und öffneten ihm den Himmel am 19. Dezember 1849. Er hatte die grosse Freude noch, seinen lieben Gläubigen zwei umfangreiche Kirchen zu verschaffen, indem er eine verlassene heidnische Pagode von ihrem Eigenthümer kaufte, eine zweite zum Geschenk erhielt und Beide dem wahren Gott weihte.

Sein Nachfolger wurde der treffliche Danicourt. Im Jahre 1833 als Missionar in China angelangt, wirkte er zehn Jahre lang als Lehrer am Seminar, welches die Genossenschaft der

Mission zur Heranbildung einheimischer Priester in Macao errichtet hatte. Nachdem dieses Seminar 1842 war aufgehoben worden, betrat Danicourt mit glühendem Seeleneifer die eigentliche apostolische Laufbahn. Er begab sich vierhundert Meilen weiter nach den Chusan-Inseln, welche zur chinesischen Provinz Tsche-Kiang gehören und damals von den Engländern besetzt waren. Hier wirkte er mit rastloser Thätigkeit unter den heidnischen Chinesen wie unter den katholischen Irländern, die im englischen Heere dienten und erwarb sich im hohen Grade die Freundschaft und Hochachtung des berühmten englischen Generals Campbell. Etwas später siedelte er nach Ning-Po-Fou über, einer der fünf Hafenstädte, welche damals dem europäischen Handel geöffnet wurden. Hier verwaltete er das apostolische Vikariat von Tsche-Kiang von 1842 bis 1851 als Generalvikar der Bischöfe Rameaux und Lavaissière und als apostolischer Vikar von 1851 bis 1854. In dieser Eigenschaft erwarb er durch seine thätige Liebe sowol wie durch seine Umsicht grossen Einfluß unter allen Schichten der Bevölkerung. Er war es zuerst, der die barmherzigen Schwestern vom heiligen Vincenz nach Ning-Po kommen ließ. Am 7. September 1854 wurde er zum Bischofe von Antiphelles geweiht. Gerne hätte er sein übriges Leben der Missionsthätigkeit in dem bereits liebgewonnenen apostolischen Vikariate von Tsche-Kiang gewidmet. Hatte er doch hier in vier Distrikten sechsundzwanzig Christengemeinden ins Leben gerufen; war es doch seiner thätigen Fürsorge gelungen, zu Ning-Po eine Kirche, eine Prokuratur seiner Congregation, ein Seminar, eine bischöfliche Residenz, zwei Klöster der barmherzigen Schwestern, ein Hospizium für verlassene Kinder und mehrere Schulen der heiligen Kindheit zu gründen. Wie sollte sein Herz nicht mit Liebe an Schöpfungen hangen, welche für das künftige Aufblühen der Missionen in der Provinz Tsche-Kiang die sicherste Bürgschaft leisteten? In dieser Stimmung war Danicourt, als er in demselben Jahre 1854 noch durch ein Breve des heiligen Vaters als apostolischer Vikar in die dreihundert Meilen von der Küste des Meeres entfernte Provinz Kiang-Si berufen wurde.

Danicourt zögerte keinen Augenblick; er gehorchte dem Rufe des heiligen Vaters wie der Stimme Gottes, riß sich von der liebgewonnenen Herde los und begab sich mit unerschütterlichem Muthe in die neue Mission, wo ihn unter den Leiden des grauenvollen Bürgerkrieges neue Mühen und Arbeiten, grösseres Elend und täg-

liche Gefahren erwarteten. Sechs Jahre lang war er Zeuge der traurigen Ereignisse, die seine Wirksamkeit erschwerten, ohne seinen Muth zu beugen. Er sah seine Kapelle geplündert und eingeäschert, mehrere seiner Missionare und Katecheten und ganze Scharen seiner lieben Christen vor Hunger und Elend oder unter dem Schwerte des Henkers sterben. Er selbst wurde während der Plünderung seines Seminars ergriffen, seiner Kleider beraubt, mit Ketten beladen und vor ein Kriegsgericht gestellt, wo er den Namen Jesu großmüthig bekannte. Durch eine unerwartete Fügung der Vorsehung dem Tode entronnen, fuhr er fort, seine Missionare aufzumuntern, daß sie, trotz der schwierigen Zeitverhältnisse, ihr Werk förderten, bereiste jährlich seine ungeheure Diöcese, taufte Tausende sterbender und verlassener Kinder, gründete ein Hospizium zur Erziehung der überlebenden Kinder und ein Seminar zur Heranbildung eines einheimischen Diöcesanklerus und übte mit aufopfernder Liebe alle möglichen Werke der Liebe und Barmherzigkeit. So viele Mühsale und Leiden mussten seine Gesundheit angreifen. Mehrmals verfiel er auch in schwere Krankheiten; aber seine Stunde war noch nicht gekommen, immer genas er wieder. Zur völligen Wiederherstellung seiner Kräfte wurde ihm gerathen, eine Reise nach Frankreich zu machen. Er lehnte es ab, denn er wünschte in China zu sterben. Da bekam er im Jahre 1859 von Rom aus den Befehl, die Gebeine seiner Mitbrüder, der seligen Marthyrer Clet und Perboyre nach Paris zu begleiten und von da nach Rom zu kommen, um dem heiligen Vater über die christlichen Zustände in China Bericht zu erstatten. Mit grossem Troste erfüllte er diesen Auftrag der Erhebung dieser heiligen Gebeine, die seinem Herzen den Wunsch entlockten, auch dereinst wie sie mit seinem Blute seinen Glauben besiegeln zu können. Nach einer stürmischen Seefahrt langte er am 6. Januar 1860 in Paris an, wo er im Mutterhause der Gesellschaft die stillen Räume wiedersah, in denen er zum Priester und Missionar war ausgebildet worden. Hier wohnte er der Beisetzung der Reliquien in dem rechten Seitenschiffe der Kirche der Lazaristen, nahe am Eingange, noch bei und bereitete sich, seine noch lebenden Geschwister zu empfangen, als er am 27. Januar von einer heftigen Krankheit befallen wurde, der er in wenigen Tagen erlag. Er erhielt aus der Hand des Generalsuperiors der Missionspriester die heiligen Sterbesakramente und blieb bei vollkommener Geistesgegenwart ruhig und ergeben, bis zu seinem Tode, der am 2. Februar erfolgte, dem

Tage Maria Lichtmeß und dem Jahrestage seiner Aufnahme in die Congregation der allerseligsten Jungfrau. [1]) Seine Stelle als apostolischer Vikar in Kiang-Si ist bis jetzt noch unbesetzt.

Seit mehr als hundert Jahren hatte kein Fuß eines europäischen Missionars mehr Großtibet betreten, da unternahmen die zwei Lazaristen Huc und Gabet im Auftrage des apostolischen Vikars Mouly die ungeheure, mit Schwierigkeiten und Gefahren aller Art umgebene Reise dahin. Sie durchzogen die ganze mongolische Tatarei von Osten nach Westen von Siwan bis Lhassa, der Hauptstadt Tibets. Wem hätte die Geschichte ihrer Irrfahrten durch die pfad- und endlosen Wüsten der Mongolei, ihres Aufenthaltes in Tibet und ihrer Rückkehr als Gefangene des chinesischen Mandarins, wie sie später in den Jahrbüchern der Verbreitung des Glaubens [2]) und in einem eigenen, auch ins Deutsche, aber leider sehr verstümmelt und entstellt übersetzten Werke erschienen, nicht das höchste Interesse dargeboten? Zwei volle Jahre hatte die Reise der heldenmüthigen, gottvertrauenden Missionare gedauert. Der Weg war wieder geöffnet, die erste Bahn gebrochen, um neuen Millionen die frohe Botschaft vom Reiche Gottes zu bringen. —

Aber auch für China war die Stunde der göttlichen Erbarmungen gekommen. Der im Jahre 1858 von den Franzosen mit dem Kaiser abgeschlossene Vertrag wurde von den Chinesen in gewohnter Treulosigkeit gebrochen und Chapdelaine's des Glaubensboten Blut zeugte offen für die Verletzung desselben. Die geforderte Genugthuung ward verweigert und die verbündeten französischen und englischen Flotten verliessen am 26. Juli 1860 ihre Ankerplätze, um dieselbe zu erzwingen. Erbittert durch neue Hinterlist, durch Verrath und Meuchelmord kannten sie keinen Widerstand mehr und schon in den ersten Tagen des Oktobers drangen sie siegreich in die Hauptstadt Peking ein, aus der wenige Tage vorher der Kaiser nach der Tatarei entflohen war. In dem nun geschlossenen Vertrage vom 24. und 25. Oktober mussten von den Chinesen alle religiösen und alle Wohlthätigkeitsanstalten, Kirchen, Gottesäcker, kirchliche Gebäude und Grundstücke, welche den Christen während der Verfolgungen entrissen worden, durch Vermittlung des französischen Gesandten zurückge-

---

[1]) L'Universel, 24 Avril 1860.

[2]) Jahrbücher von 1847 und 1848.

geben werden, welchem die chinesische Regierung dieselben überweiset. Die öffentliche Ausübung der Religion für bekehrte Eingeborene, so wie die freie Bewegung der Missionare im ganzen Reiche mussten ebenfalls zugestanden werden.

Gleich am folgenden Tage nach Abschluß des Vertrages wurde durch den französischen General die katholische Kathedralkirche in Peking dem Bischofe dieser Stadt, Herrn Mouly, übergeben und am 29. Oktober, dem Tage nach der feierlichen Bestattung der sechs treulos gemordeten Franzosen auf dem noch erhaltenen katholischen Gottesacker, wo auch unser Landsmann, der berühmte P. Adam Schall seine Ruhestätte gefunden hat, wurde ein feierlicher Gottesdienst öffentlich unter Assistenz der beiden Bischöfe Mouly und Anouilh in derselben gehalten. Der Friedensvertrag wurde öffentlich in Peking verkündigt; den Missionaren werden zu ihren Reisen von den Mandarinen Freipässe ausgestellt und wird ihnen von denselben mit Zuvorkommenheit begegnet. Die grösste Schwierigkeit besteht nun noch darin, daß auch in den übrigen Provinzen des ganzen Reiches der Vertrag öffentlich verkündigt werde. Und das ist jetzt die Aufgabe der Missionare, die sie überall betreiben. So meldet der Coadjutor von Peking, Herr Anouilh in einem Briefe vom 8. Februar 1861,[1]) daß er bei seiner Rückkehr in sein Vikariat, sechs Monate nach der Unterzeichnung, in der Hauptstadt der Provinz und in allen Städten des Vikariats die Veröffentlichung des Vertrages erlangt habe. Die Christen jubeln, die Reisen der Bischöfe sind Triumphzüge, die Heiden nähern sich; ja ganze Ortschaften erklären sich für die Annahme des Christenthums und zertrümmern ihre Götzen. Die Aerndte ist reif, aber der Arbeiter sind wenige. Bitten wir also den Herrn der Aerndte, daß Er Arbeiter sende in diesen ungeheuren Weinberg,[2]) auf daß bald diese dreihundert und sechszig Millionen mit uns verehren denselben Gott und Vater im Himmel, mit uns anbeten Jesus Christus unsern Gott und Erlöser, mit uns empfangen die Gaben des heiligen Geistes unsers Trösters; auf daß sich erfülle das Wort des Herrn: Eine Herde und ein Hirt.[3])

---

[1]) Annales de la Congrég. de la Mission. Tom. XXVII. p. 372. 1862.

[2]) Matth. 9, 37. 38.

[3]) Joh. 10, 16.

Zu dieser Hoffnung berechtigt uns um so mehr die frohe Nachricht, daß in Rom zum Schluß der Jubelfeier des fünfzigjährigen Priesterthums unseres heiligen Vaters Leo XIII. die feierliche Seligsprechung Johann Gabriel Perboyre's erfolgt ist. Hatte sich von Kindheit an das Herz des Seligen nach China gesehnt, um die Heiden, die in Finsterniß und Todesschatten sassen,[1]) zu erleuchten und auf den Weg des Heiles zu führen, hatte er aufjubelnd im Herrn die Erlaubniß seiner Obern zur langen und beschwerlichen Reise begrüßt und, in dem Lande seiner Sehnsucht angelangt, jeden Augenblick seines Lebens seiner hehren Aufgabe gewidmet, bis nach langen und unsäglichen Martern es ihm vergönnt war, sein Leben als treuer Jünger des Gekreuzigten ebenfalls an einem Kreuze zu beschliessen: so verherrlichte nun auch Gott seinen heldenmüthigen Diener durch viele Zeichen und Wunder, die Er auf seine Fürbitte wirkte und wovon wir oben Seite 222 bis 226 einige angeführt haben, welche nebst vielen andern Gebetserhörungen von den apostolischen Vikaren und seinen Mitbrüdern in China sowie aus andern Ländern gesammelt und dem heiligen apostolischen Stuhle nebst den Berichten über das ganze Leben und den Martertod Perboyre's zur Prüfung zugesandt worden sind. Diese Prüfung ist nun vollendet und wir geben aus dem authentischen Berichte des Kardinals Karl Laurenzi,[2]) welcher die Entscheidung des heiligen Vaters, der Kardinäle, Prälaten und Konsultoren in der dritten und letzten Schlußversammlung am 12. Juni 1888 vorgelegt worden, die Geschichte der Verhandlungen über seine Seligsprechung vom Tode des Martyrers an.

Sofort begannen seine Mitbrüder und die apostolischen Vikare, unter deren Verwaltung die Orte seines Wirkens und Leidens standen, die genauesten Erhebungen und die eidliche Vernehmung der Zeugen über Alles, was den Seligen betraf, um in Rom den Prozeß seiner Seligsprechung zu eröffnen. Da aber die schwierigen Zeitumstände und die weite Entfernung nicht gestattete, allen Anforderungen des strengen Rechtes zu genügen, wandten die Antragsteller sich an Papst Gregor XVI. mit der Bitte, er möge die überreichten Urkunden, welche er selbst schon in einer Konsistorial-

---

[1]) Luk. 1, 79.

[2]) Sinarum, Beatificationis seu declarationis Martyrii Ven. Servi Dei Joannis Gabrielis Perboyre, novissima Positio. Romae. soc. Edit. Rom. 1888. kl. Folio.

anrede als hinreichend geeignete Zeugnisse[1]) erklärt hatte, als übliche Untersuchung gelten lassen. Die Bitte wurde huldvoll gewährt und schon am 12. Juni 1843 eine besondere Kongregation niedergesetzt, welche die Frage aufstellte, ob eine eigene Kommission anzuweisen sei, welche den Prozeß einzuleiten habe? Die bejahende Antwort der gegenwärtigen Kardinäle und Vorsteher wurde von Sr. Heiligkeit bestätigt und unter dem 9. Juli unterzeichnet und von diesem Augenblicke an war es gestattet, dem Martyrer den Titel „Ehrwürdig" zu geben. Weil die Kongregation der Mission den Prozeß möglichst zu beschleunigen wünschte, bat der apostolische Vikar von Ho-Nan und Bischof von Arad i. p. i., Joseph Rizzolati, den heiligen Vater Pius IX. am 3. März 1855, die von ihm eingesandten Akten statt neuen apostolischen Prozesses in seinem Vikariate als ausreichend zu erklären und die Uebersendung an die Kongregation der Riten zu befehlen, welche die Untersuchung zu führen hatte über den Martertod und seine Ursache, die Wunder, die Unterlassung öffentlicher Verehrung und die Schriften des Seligen. Die zustimmende päpstliche Antwort erfolgte am 10. September 1855.

Inzwischen befanden sich durch besondere göttliche Fügung die durch ihr Ansehen und die Kenntniß aller Verhältnisse in China hervorragendsten Männer in Rom, nämlich genannter Joseph Rizzolati, Johann Ferdinand Faivre, Priester der Mission, Joseph Novella, Franziskaner, Bischof von Patera und apostolischer Vikar von Ho-Nan, und Ludwig Maria, Graf von Besi, Bischof von Kanopus und apostolischer Visitator von Ho-Nan. Auf die Bitte der Antragsteller wurde am 2. März 1857 gestattet, die Zeugenaussagen derselben entgegen zu nehmen.

Schon längst hatte das Mutterhaus der Kongregation der Mission in Paris dringend gewünscht, die heiligen Ueberreste des ehrwürdigen Martyrers aus China dahin überführen und an sicherer Stätte aufbewahren zu können. Dem Gesuche der Antragsteller wurde willfahrt durch eine Anweisung des Vertheidigers des Glaubens an den apostolischen Vikar von Hou-Pe vom 18. November 1857, vermöge welcher gestattet wurde, die Ueberführung des heiligen Leichnams nach Paris zu bewerkstelligen, wo er jetzt in der Kapelle bei seinen Mitbrüdern beigesetzt wurde.

Es kam nun darauf an, eine besondere Kongregation zu er-

[1]) Testimonia satis idonea. Beatif. Positio noviss. nr. 2. p. 3.

nennen, welche die Aufgabe hatte, die Gültigkeit des bisherigen Prozesses über den Martertod und die Ursache desselben zu untersuchen. Die Genehmigung derselben wurde am 15. November 1860 von Papst Pius IX. ertheilt und der Kardinal Konstantin Patrizi zu ihrem Vorsteher erwählt, der am 10. Dezember desselben Jahres die Frage stellte: Steht die Gültigkeit des vom apostolischen Stuhle angestrengten Prozesses, sowie der von den Ordinarien vorgenommenen Untersuchungen fest, sind die Zeugen gehörig und rechtmässig vernommen und sind die Beweisstücke gesetzmässig eingefügt für diesen Fall und zu dem Zwecke, um den es sich handelt? Die bejahende Antwort der Kardinäle wurde am 20. Dezember vom Papste gutgeheissen und bestätigt und noch am selbigen Tage wurde eine besondere Kongregation bestellt, um zu untersuchen, ob keine öffentliche Verehrung des Martyrers stattgefunden habe. Den erfolgten günstigen Bescheid derselben empfahl die Kongregation der Riten der päpstlichen Bestätigung, welche auch am 21. desselben Monats erfolgte.

Die bis dahin gediehenen Arbeiten der Kongregationen hätten nach den allgemeinen Verordnungen Urban's VIII., welche vorschreiben, daß die Frage über das Martyrium und die Ursache desselben erst fünfzig Jahre nach dem Tode der Diener Gottes gestellt werden könne, abgebrochen werden müssen, wenn nicht Pius IX. auf das Gesuch des Antragstellers die Kongregation der Riten am 28. Februar 1861 davon dispensirt und die Uebernahme der Akten des gemeinen Untersuchungsprozesses in den apostolischen für zulässig erklärt hätte.

Die auf Befehl der Ritenkongregation von berufenen Theologen nun vorgenommene Prüfung der Schriften des Seligen wurde am 7. September 1861 von derselben gutgeheissen und am 12. desselben Monates durch päpstliches Dekret bestätigt.

Dem raschern Fortschritt im Seligsprechungsprozesse eines Martyrers kommt es zu Gute, daß von der apostolischen Untersuchung und der Frage über das Gerücht des Marterthums und seiner Ursache gewöhnlich Abstand genommen wird und so wurde auch hier am 22. Juli 1862 die vorvorbereitende (antepraeparatoria) Kongregation über die Frage abgehalten: Ob das Marterthum und seine Ursache feststände? Da aber schon 1855 an den apostolischen Vikar von Ho-Nan Vollmachtsbriefe gesandt worden waren, um den apostolischen Prozeß in China anzustellen, ruhte die Sache

in Rom einstweilen. Inzwischen geschah in Versailles auf die Fürbitte des Seligen ein Wunder, zu dessen Prüfung die Kongregation der Riten den dortigen Bischof am 6. September 1866 bevollmächtigte, damit die Beweismittel nicht verloren gingen. Die darüber eingegangenen Akten wurden durch Kongregationsdekret vom 18. Juni 1868 eröffnet.

Nach jahrelanger mühevoller Arbeit hatte der apostolische Vikar von Ho-Nan in China den ihm übertragenen apostolischen Prozeß im Jahre 1870 beendet und die Akten sofort nach Rom abgesandt, aber durch den piemontesischen Raubkrieg und die Einnahme Roms war in allen geistlichen und weltlichen Angelegenheiten eine solche Verwirrung entstanden, daß dieselben verloren gegangen waren und erst zehn Jahre später wieder aufgefunden wurden. Damit aber die durch diesen Unfall abgeschnittene Weiterführung des Prozesses ermöglicht würde, erbat sich der Antragsteller von Sr. Heiligkeit die Ermächtigung, von dem apostolischen Vikar in Ho-Nan die Anfertigung neuer Akten zu verlangen, die auch durch ein Dekret der Kongregation der Riten vom 12. August 1878 ertheilt und unter dem 9. September desselben Jahres diesem apostolischen Vikar nebst besonderer Anweisung von Seiten des Vertheidigers des Glaubens zugesandt wurde. Es mussten nun in China von den noch vorhandenen Akten neue Abschriften gefertigt und die nicht mehr vorhandenen, besonders über die sehr mühsamen Zeugenverhöre wieder hergestellt werden. Wie sehr man, auch ohne Rücksicht auf die Arbeit und die nicht unbeträchtlichen Auslagen, sich damit beeilen mochte, so verfloß doch mehr als ein Jahr darüber, ohne daß die Angelegenheit um einen Schritt weiter rücken konnte.

Diese Zwischenzeit benützte das Mutterhaus der Kongregation in Paris, um in Rom die Erlaubniß auszuwirken, daß die schon mehrere Jahre in der Kapelle ruhenden Reliquien des ehrwürdigen Martyrers an eine passendere Stelle übertragen würden. Die Kongregation der Riten ging auf die Bitte des Antragstellers ein durch das Dekret vom 28. November 1878 und beauftragte unter dem 23. Dezember durch eigenes Schreiben, nebst Anweisung des Vertheidigers des Glaubens, den Erzbischof von Paris mit der Ausführung dieser Uebertragung. Nun ruhen die heiligen Reste in einem ausgemauerten Grabe in dem rechten Seitenschiffe der Kapelle der Genossenschaft der Mission unter einer schwarzen Marmorplatte mit kurzer Inschrift.

Mittlerweile hatte der apostolische Vikar von Ho=Nan die erneuerten Akten wieder nach Rom eingeschickt und durch Dekret der Ritenkongregation vom 28. November 1879 wurden sie eröffnet. Um nun in etwa den Zeitverlust einzubringen und die Verhandlung zu beschleunigen, bat der Antragsteller den heiligen Vater, daß diese neuen Akten durch eine besondere Kongregation als gültig anerkannt würden und daß dann in der vorbereitenden (praeparatoria) Kongregation nur die eine Frage gestellt würde: Ob der Martertod und die Ursache desselben, sowie die Zeichen und Wunder feststehen? Beide Bitten gewährte der Papst durch Dekret vom 9. April 1880 und erwählte am folgenden Tage zum Antragsteller in der Sache den Kardinal Dominikus Bartolini, den Vorsteher der Kongregation der Riten, da der Kardinal Patrizi in der Zwischenzeit verstorben war. In einer bloß zu diesem Zweck berufenen Versammlung am 31. Mai 1881 anerkannte die Kongregation der Riten die Gültigkeit des apostolischen Prozesses von Hou=Pe und Ho=Nan und erlangte am 2. Juni desselben Jahres die Bestätigung Sr. Heiligkeit dafür.

Am 6. Juli 1886 fand dann die vorbereitende Kongregation im Vatikan statt, in welcher die entscheidende Abstimmung, nach Anhörung des Vertheidigers des Glaubens, erfolgte, worin die Mitglieder sich auszusprechen hatten, ob sie für oder gegen die Seligsprechung oder für Aufschub derselben seien. Das Ergebniß der Abstimmung erfährt nur der heilige Vater, da allen Andern gegenüber eidliches Schweigen beobachtet werden muß. Nach dieser Versammlung starb Kardinal Bartolini und durch Dekret vom 5. Dezember 1887 ernannte der heilige Vater den Kardinal Karl Laurenzi an seiner Statt.

Daß aber der Ausspruch der Kongregation ein günstiger war, bezeugt die Versammlung aller in der Sache Betheiligten zu der dritten und letzten Sitzung derselben im Vatikan unter dem Vorsitze des heiligen Vaters am 12. Juni 1888, worin alle Versammelten sich einstimmig dahin aussprachen, daß mit Sicherheit zur Seligsprechung des Blutzeugen Johann Gabriel Perboyre fortgeschritten werden könne. Wie immer behielt der heilige Vater sich seine Endentscheidung vor und ermahnte die Anwesenden, in so wichtiger Sache beharrliche Gebete an Gott zu richten.

„Endlich am letzten Sonntage nach Pfingsten, am 25. November 1888, dem Feste der heiligen Jungfrau und Martyrin Katharina,

die auf demselben Wege der bittersten Leiden zum ewigen Hochzeitsmahle des Lammes Gottes gelangt war, berief Se. Heiligkeit, Leo XIII., nachdem er das heilige Opfer dargebracht hatte, zu sich in den Vatikanischen Palast die Em. Kardinäle Angelus Bianchi, Vorsteher der Kongregation der Riten, und Karl Laurenzi, Berichterstatter des Prozesses, zugleich mit dem P. Augustin Caprara, Vertheidiger des Glaubens, und dem unterzeichneten Sekretär und erklärte feierlich in ihrer Gegenwart: Es werde anerkannt der Martertod und die Ursache des Martyriums des ehrwürdigen Dieners Gottes Gabriel Perboyre, sowie mehrere Zeichen und Wunder, durch die er von Gott verherrlicht und bezeugt worden sei."[1])

Dieses Dekret befahl er dann zu veröffentlichen und zu den Akten der Kongregation der Riten zu nehmen, am 25. November 1888.

(L. † S.) A. Kard. Bianchi S. R. C. Praef.
Laurentius Salvati S. R. C. Secr.

So war nun durch diesen feierlichen Akt, dem auch der Generalsuperior der Kongregation der Mission, Herr Anton Fiat, und andere Mitglieder derselben beiwohnten, das Ziel langjähriger Mühen und Hoffnungen erreicht und die Genossenschaft kann zur Seite ihres heiligen Stifters, Vincenz von Paul, einen ihrer Söhne auf den Altar stellen und vertrauensvoll, wie schon so viele Gläubige, seine Fürbitte am Throne Gottes anflehen. Die Zeit der öffentlichen Feier der Seligsprechung in Rom und dann in der ganzen katholischen Welt, wo die Missionare und die Töchter der christlichen Liebe vom heiligen Vincenz wirken, wird der heilige Vater noch näher bestimmen.

---

[1]) Decretum Sinar. Beatificationis seu Declarationis Martyrii Ven. Servi Dei Gabrielis Perboyre. Romae VII. Kal. Dec. anni 1888.

1886